BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wahl, Georg,

Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen eines Pfarrers mit seinem Schulmeister und einem Bauer ein nützliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelsorger, Lehrer und jeden wahrheitsliebenden Christen
Bd.: 2

Leipzig ; Kölln [1807]

Bibl.Mont. 4352-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724811-4

4352-2 Bibl. Mont

Religionsgeschichtliche

Abendunterhaltungen

eines

Pfarrers mit seinem Schulmeister

und

einem Bauer.

Ein nützliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelsorger, Lehrer und jeden wahrheitliebenden Christen.

Zweiter und letzter Band.

Leipzig und Kölln,
bei Peter Hammer.

Heu! quas non nugas, quae non miracula fingunt,
Ut vulgus fallant, optataque praemia captent!

Palingenius.

Propterea:

Semper ego Auditor tantum, nunquamne reponam?!

Juvenal.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Hiermit wird nun dem lesenden Publikum ein zweiter Band von den „Religionsgeschichtlichen Abendunterhaltungen" nachgeliefert: worüber der Verfasser im Grunde nichts anders zu erinnern hat, als was er schon in der Vorrede zum ersten Band bemerkte.

Mit welchen verschiedenen Urtheilen und Sensationen der erste Band aufgenommen wurde, ist dem Verfasser ganz unbekannt, aus dem Grunde: weil er eine äußerst beschränkte Korrespondenz unterhält; am allerwenigsten aber in einer gelehrten Connexion steht.

Soviel schrieb ihm am 24 Jener 1807. ein guter Freund zu: „Ihr Werk wird ge-

gewiß in Zukunft mehr Abgang finden; es soll an einer Gegenschrift gearbeitet werden, von wem, weiß ich aber noch nicht zu sagen."

Sollte nun wirklich Jemand in einer Gegenschrift das Mönchsgespucke, wie nicht minder die empörenden Anmassungen und widerrechtlichsten Staatseingriffe von Seite des römischen Stuhls mit historischen Gegenbelegen zu vertheidigen, und in Schutz zu nehmen im Stande seyn: Glück zu! Der Verfasser ist sodann erbiethig, sein Ganzes willfährigst und öffentlich zu widerrufen. — Vielleicht aber will Jemand dergleichen römisch-mönchische Misgriffe eben nur beschönigen. Nun freilich! beschönigen läßt sich gar vieles. — Jedoch hiermit keine Voreiligkeit! —

Uebrigens — wie der Verfasser mit einer gelehrten Konnexion nichts zu thun hat, und eigentlich nur seinem Berufskreise lebt und angehört, eben so wenig hält er sich gelehrte Tageblätter. Seine Lage ließe so etwas

was auch nicht zu. Nur hier und da wird ihm von einem (gewissen) gefälligen Menschenfreund die oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung mitgetheilt. Auf solche Art kam den 11. Oktober das 86ste Stück vom 22. Juli 1806 ihm zur Hand, darin von Seite 154 bis 158 die Schrift: „Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen," rezensirt ist.

Weil diese Rezension ziemlich seicht und zweideutig schien, so ward hierüber den 15. Oktober eine Antikritik (mittelbar) an das Litteraturbüreau nach M** eingesandt; woher aber (ebenfalls mittelbar) erwidert wurde: „Es wäre damit zu spät." — — Sonderbar! — Hat denn wohl im litterarischen Fache auch eine „Fatalien-Verstreichung" Statt?? Da nun aber der Verfasser einem jeweiligen Rezensenten das Prädikat „eines litterarischen Infallibilitäts-Pabstes" unmöglich zugestehen kann; darum mögen ihm, in solcher Hinsicht, einige Bemerkungen unverargt bleiben. Somit also:

„Eine

„Eine freimüthige Erwiderung auf die Rezension (D. All. Litz. LXXXVI. S. 154 — 158. vom 22. Juli 1806.) über die erste Hälfte gegenwärtiger Schrift; sowie solche am 15. Oktober nach M** eingeschickt wurde.

„Zeither war der Verfasser immer der Meinung: Rezensionen müßten nur dazu dienen, um dem Verfasser irgend einer Schrift belehrende Winke in Betreffe des einmal gewählten (nicht sofast erst zu wählenden) Stoffes; nebstbei auch über die Schreibart, Sprache, Inhalt, Tendenz u. drgl. zu geben, damit ein jeweiliger Verfasser, der etwa in der Hinkunft dem lesenden Publikum wieder ein Produkt seiner Arbeit zu liefern gesinnet ist, hier und da etwas andere, verbessere, oder am Ende seiner Schreiberei (als solcher!) sich lieber ganz entschlage.

Solch' einer billigen Erwartung hat man nun aber nicht alle Male sich zu vertrösten. Denn von dergleichen belehrenden Rezen-

zensionswinken, auf die jeder Verfasser, ohne Rücksicht, gerechten Anspruch sollte zu machen haben, kann man in oben rubrizirter Rezension nur hier und dort eine oberflächliche, nur ganz seichte, zweideutige — kaum bemerkbare Spur entdecken. —

Nach einem kurzen Umwege, und einem Paar in der Eile gehaschter Allgemeinheiten, springt Herr Rezensent, gleichsam wie über eine aufgezogene Fallbrücke, endlich auf die Schrift: „Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen," selbst hinüber. Sein erstes Rezensionsgeschäft ist „eine Titelmarterei." Der Titel, meint Hr. R., sey weder Religions- noch minder Kirchengeschichte. Wie gesucht! als wenn die höchst unevangelischen Anmassungen, und Eingriffe der römischen Päbste in die Staatsrechte der Fürsten und gekrönten Häupter nicht der reichhaltigste Stoff zur widersinnlichsten Religions- und Kirchengeschichte, seit derselben Anbeginn, geliefert hätten! Und blos hieraus wollte der Verfasser dem verschiedenen deutschen Publikum,

das bei dem dermaligen Zeitgange noch verschiedenere Räsonement's sich herausnimmt, ein geschichtliches Kompendium in die Hände liefern; mehr sagt die Aufschrift: „Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen," auch wirklich nicht. Demnach wär' es also nicht sehr zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser, wie es Hr. R. wünscht, etwas aus der Geschichte früherer Zeiten aufgefaßt hätte. Und dann! einen — irgend einer Schrift durchaus, und beinahe buchstäblich entsprechenden Titel aufzufinden und anzupassen, hierzu wäre wohl erforderlich, daß man den ganzen fortlaufenden Inhalt eines Buches fast alle Male auf's Titelblatt recht rubrikmäßig hinkleckste, wie z. B. in dem Kochem'schen Himmelschlüsseln, u. w.

Doch aber abgesehen von dem Titelwesen — in Beziehung auf den Inhalt der Schrift, so wünscht Herr Rezensent, daß so eine frühergeschichtliche Aufnahme wenigstens hätte sollen Statt haben in der Einleitung. Sehr sonderbar! Sonach hätte dies-

se wohl gar weitläuftiger werden sollen, als der übrige Inhalt des Buches selbst; wozu dem Verfasser die dort durchgeführte, oder etwa auch nur angeregte faktische Kapuzinade sowohl geeignet, als hinlänglich genug schien, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde: weil Pabst- und Mönchthum in ihren menschenfeindlichen und religions-verderblichen Attentaten von jeher aufs engste miteinander verschwistert waren, und stets fort gleichen Schritt zu einander hielten.

Und dennoch, meint Hr. R., hätte das nicht unterbleiben sollen; weil sich damals (in frühern Zeiten) ja auch schon die äußere Gestalt des römischen Episkopats gebildet habe. Wie willkührlich! Das heißt wohl nichts anders, als: der Verfasser hätte mittelst einer ordentlich gemarterten Aus- und Nachholung darthun sollen, wie die römischen Bischöfe, gemäß der allerfrühesten Zeiten schon, sich hätten verhalten sollen; und wo sie aber doch in kurzer Folge, nemlich schon seit dem 3ten bis zum IIten Jahrhundert, so feindlich sich betrugen, daß sie, mit

der

der bereits recht frühzeitig ihnen zur Sitte gewordenen Manier, von dem vorgeblichen, stets mehr glänzenden Stuhl Petri Einer den Andern verdrängten, und mitunter — dort bei Gelegenheit einer so günstigen, religiös-barbarischen Zwischenzeit — auch allgemach den Weg zur Weltherrschaft anbahnten. — — Nicht aber hätte jetzt der Verfasser die Geschichte selbst sollen sprechen lassen, wo die Päbste, seit Gregor VII., gegen die, besonders deutschen, Staatsregenten so brutal sich verhielten! Und dann — hat der Verfasser im geschichtlichen Verfolge die allmählige Bildung des römischen Episkopats — Pabstthums — nicht mit gedrängter Kürze eingeschaltet? — Die von Seite 205 bis 217 hierüber fortlaufende Stelle muß Hr. R. entweder nicht gelesen, oder wenigstens nicht haben bemerken wollen. Da aber überhaupt Hr. R. sich nicht sofast mit dem eigentlichen Inhalte des Werkes, als vielmehr nur mit dem, was darin nicht aufgenommen ist, zu befassen scheint! so darf man sich über so etwas auch nicht verwundern. Zudem hat es alles Ansehen, als ob

derselbe ein eifriger Apologete des römischen Hofes (als solchen!) seyn wolle. Sicher würde er sonst kaum sein Befremden äußern, daß der Verfasser für seine Schrift gerade jene päbstliche Epoche voll Stürme und Unordnungen gewählt habe, und nicht lieber die nachfolgenden ruhigeren (?) Jahrhunderte. Denn da, meint Herr Rezensent, wären die Fürsten mit der Zurücknahme ihrer Gerechtsame schon leichter (??) zurecht gekommen; und bessere und weisere Kirchenrepräsentanten (Päbste!) hätten ja die Misgriffe ihrer Vorgänger selbst nicht verkannt. Ei doch! welche und wie viele sind denn deren, die ein so offenes Geständniß ablegten, wenn wir Einen und etwa noch Andern — benanntlich Benedikt XII. (S. 408 bis 410.), und im späterm Verlaufe Hadrian VI. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522, ausnehmen? — Darum bedauert, nach seiner nun einmal ziemlich einseitigen Ansicht, Hr. R. es ordentlich gar sehr, daß der Verfasser sein Werk mitten in den stürmischen Zeiten des ungezügelten römischen Muthwillens allzu frühe abgebrochen

chen habe. — In der That! nach einer sehr flüchtigen Durchlesung muß selber die zu rezensirende Schrift entweder ganz gedankenlos, oder doch nur mit fremdartigen, und nur ihm eigenthümlichen Gedanken auf die Seite gelegt haben; sonst hätte er ja doch von Zeile 12 bis 21 des allerletzten Blattes ersehen müssen, daß der Verfasser noch ein zweites Bändchen nachzuliefern Willens sey.

Daß übrigens der in der Schrift gewählte Ton dem Hrn. R. nicht so recht eingehen will, hierüber könnte man ihm in soweit Recht lassen, wenn nicht manche Umstände eine triftige, ernsthafte Geschichtnachweisung vor der gewöhnlich nur zu sanftschleichenden, anschmiegenden — etwa sokratischen Belehrungsmethode heischten. Da über die heutigen Ereignisse, in Betreff politischer und kirchlicher Verhältnisse, nicht nur fast alle Bürger und Landleute; sondern selbst auch gar viele von den Geistlichen und den sogenannten Distinguirten oft recht beißende Anspielungen, und derbe

Glos-

Glossen sich herausnehmen: so glaubte der Verfasser eben darum am Besten zu thun, daß er den geschichtlich-nachweisenden Ton vorwählte; weil ihm dieser für die so verschiedenartigen Pöbelräsonnement's am zweckdienstlichsten schien. Das Volk — als Volk überhaupt — glaubt in dieser Hinsicht der Verfasser, mittelst einer gewissen mehrjährigen Unstätigkeit, bei vielfältigen Gelegenheiten und Anlässen auch schon ziemlich genau kennen gelernt zu haben, daß aber Hr. R. die Volkskenntniß gleichsam nur für sich in Beschlag genommen zu haben scheint, wer kann dafür! —

Wiederum meint Herr Rezensent: irgend ein Schullehrer werde kaum so viele, so ausgebreitete und gründliche Kenntnisse von der Kirchen- und Reichsgeschichte haben, daß er gleich über alles so zuversichtlich absprechen könne, wie z. B. des Verfassers sein Schulmeister zu thun pflegt. Wahrlich! es ist nicht anders, als ob Hr. R. bei Durchlesung der ganzen Schrift mit einer ziemlich fatalen Gedächtniß- und Beurthei-

urtheilungskrankheit müsse behaftet gewesen seyn; so schiefe Bemerkungen erlaubt er sich in seiner Rezension. Nimmt sich denn des Verfassers Schulmeister manches absprechende Räsonemennt über solche Gegenstände heraus, als in Ansehung welcher dieser schon eine vollkommene Kirchen- und Reichsgeschichte inne hätte? oder vielmehr nur über solche Gegenstände, die vom Pfarrer schon voraus sind erzählt worden, oder gerade erst erzählt werden??

Endlich hat der Verfasser, nach Meinung des Hrn. R., seinen Kirchenbauer sich gar zu nachgiebig fingirt; und zwar aus dem Grunde: weil Bauern nicht so leicht überzeugt und bekehrt sind, und dem Geistlichen nicht alle Male aufs Wort glauben, wenn er gegen ihre vorgefaßte Meinung spricht. Recht hat da Hr. R. freilich. Und man darf dem noch hinzufügen: manche — ja bereits viele Bürger und Bauern glauben nicht alle Male, was ihnen hier und dort mancher Geistlicher von der Kanzel — dem noch kurz ehevor unfehlbaren, göttlich

geglaub-

geglaubten Katheder, herunterpredigt. Warum? — Weil selbst schon Mehrere aus dem großen Haufen es mit ihrem schlichten Menschenverstande begreifen und einsehen, daß mancher Prediger nur mit aus der Luft gegriffenen Mönchsdeklamationen oft recht scharlatanmäßig, oder gar romanhaft um sich wirft. — Indeß aber muß Hr. R. doch zugeben, daß, wenn man, zumal in schriftlichen Dialogen, mit manchen (wirklich doch nicht allen) Bauern über ihre vorgefaßte Meinungen stets rechten und markten, und in alle ihre pöbelhaften *Pro* und *Contra* sich einlassen wollte, daß dann über einer einzigen solchen Bauernmeinung manchmal ein ganzes — freilich recht widerliches Buch erwachsen würde.

Zuletzt macht Hr. R. dem Verfasser gleichwohl ein kleines, dabei aber zweideutiges Kompliment, und läßt es ihm, daß er es mit Fürst und Vaterland wohl gut möge gemeint haben; jedoch aber werde er denselben wenig nützen — bei dem eigentlichen Volke. — Aber mein lieber Herr Rezensent!

sent! für das eigentliche Volk — für den Pöbel — schrieb der Verfasser ja auch nicht; denn der greift nach einem Buche, das nicht nach Kochem'schem Unrath riecht, schon gleich gar nicht. Wer den vom Mönchthum (Ehre, Achtung jedem bessern — wahren Geistlichen!) einmal so gezogenen Pöbel durch zeitpassende Schriften bilden — dressiren wollte, der würde vergebliche, wahrhaft verlachenswerthe Luftstreiche führen. Will man den Pöbel allgemach entpöbeln, und für's Edlere, für's Menschenwürdigere stets mehr empfänglich machen: so muß hierzu der erste Grundstein gelegt werden bei der nachwachsenden Generation — bei der Jugend, und zwar von würdigen Volkserziehern; die aber auch von den zu so einem erhabenen Zweck geeigneten phisischen und moralischen Hilfsmitteln nicht entblößt seyn dürfen. — Soll übrigens diese Schrift in die Hände irgend eines nicht ganz hirnlosen und herzleeren Bürgers und Landmannes, deren es ja doch allbereits wirklich mehrere giebt, kommen: so mag sie in mancher Hinsicht, sicher mehr

nützen

nützen als schaden. Der ganze Schaden, der daraus erwachsen könnte, wäre etwa dieser, daß die zeither blinde Anbetherei mönchisch-fabelhafter Lehren bei manchen in der Zeitgeschichte ganz Unkundigen einige — nicht unverdiente Rüttelung erlitte. —

Nur sey hiermit noch bemerkt, daß der Verfasser für einen jeweiligen Pabst gewiß tiefe, herzliche Ehrfurcht hegt; aber nur insofern, als selber die Grenzen seiner erhabenen Bestimmung kennt, und nach dem Inhalte — nach der gemessenen Vorschrift des göttlichen Evangeliums erster Religionsdiener, erster Volkslehrer ist. (Hierüber siehe I. B. Seite 145 — 154.) Gewiß! hätten die Päbste, mit den übrigen Oberhirten — den Bischöfen, stetsfort innerhalb den gehörigen Grenzen sich erhalten, man würde weder von einer separirten griechischen, noch protestantischen und reformirten Kirche schwerlich etwas wissen. Jeder unbefangene, vorurtheilfreie Katholik wird hierin dem Verfasser beistimmen. Wer aber hierüber einer durchaus entgegengesetzten Meinung

ist, und, der menschenfeindlichen und religionswidrigen Misgriffe von Seite des römischen Stuhls ungeachtet, dennoch gegen denselben unbedingte Verehrung und ordentliche Infallibilitäts-Anbethung verlangt, der ist in der That, man weiß nicht, soll man sagen, blinder oder toller Vergötterer der Päbste."

* * *

Damit mancher Leser, dem etwa daran liegen möchte, zwischen dem eben Gesagten, und der erösterten Rezension selbst eine beliebige Paralelle ziehen könne: so sey letztere hiermit wörtlich angefügt.

„Gewiß wären über manche Gegenstände Belehrungen des Volkes aus der Religionsgeschichte sehr zu wünschen, sehr nützlich. Das dem Volke so eigenthümliche Vorurtheil des Alterthums würde nun dadurch am Kräftigsten und an der Wurzel angegriffen. Die Aegide seiner meisten Aberglauben, das Sprüchlein: es ist immer so gewesen, würde ihm unwiderstehlich aus den Händen gewun-

wunden. Es würde ihm augenscheinlich dargethan, daß auch das gegenwärtig Alte einmahl neu war; daß es zu allen Zeiten Aenderungen und Neuerungen gab; und daß darum das einzige Unveränderliche, Wahrheit und Tugend, doch immer wirklich unverändert blieb. Es würde unvermerkt dadurch auf alle Aenderungen zum Bessern vorbereitet, und an dieselben gewöhnt. Möchten wir daher nur mehrere Ausarbeitungen dieser Art haben, wie der würdige Pfarrer Sellmar die Entstehung, erste Beschaffenheit und Geschichte der Feyertage, des Fastens und der Bitt- oder Kreutzgänge bearbeitet hat!

In der gegenwärtigen Schrift soll nach S. 20. der Einleitung, ins Besondere erzählet werden, wie ausgebreitet und bedeutend in ältern Zeiten das Ansehen und die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Könige und Kaiser in unserm Deutschlande war; was für eine Sprache dort die Päpste mit den Fürsten, Königen und Kaisern führten; wie es ehemahls in dieser Hinsicht in unserm deutschen Vaterlande hergieng und aussah. Dahin ist also der allgemeinere

Titel

Titel Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen näher zu bestimmen. Zwar ist dieser Gegenstand, das Verhalten der Päbste gegen die weltlichen Fürsten, nicht eigentlich aus der Religions-Geschichte, genau genommen nicht einmahl aus der Kirchen-Geschichte, gezogen; er gehört vielmehr in die Geschichte der römischen Päbste und des deutschen Reichs. Doch dieß betrifft nur Worte. An sich selbst wäre dieser Gegenstand allerdings auch einer Bearbeitung für das Volk fähig; wäre in mancher Hinsicht, zumahl in unsern Zeiten, derselben höchst bedürftig. Das Volk darf und soll es wissen, was für Rechte seine Fürsten sonst hatten, und wie sie darum gekommen sind. Es soll dadurch verwahrt werden, daß es nicht, wenn die Fürsten ihre alten Rechte wieder geltend machen, Mißdeutungen und übeln Auslegungen dieses ihres Verfahrens Eingang gestatte. So erschien schon unter dem höchstseligen Kaiser Joseph II. ein ähnliches Schriftchen unter dem Titel: Wie verhielten sich von jeher die Päbste gegen die Kaiser und öfter:

österreichischen Landes-Regenten? Zu dem nämlichen Ziele soll auch gegenwärtige Schrift hinführen.

Die Erzählung in dieser Schrift fängt von der Epoche an, da das Christenthum nach Deutschland, oder vielmehr schon, nach Frankreich kam; und schließt sich mit Ludwig dem Deutschen. Ich hätte allerdings gewünscht, daß, wenigstens als Einleitung, auch die Geschichte der vorhergehenden Zeiten aufgenommen worden wäre. Damals schon bildete sich ja auch die äussere Gestalt des römischen Episkopats. Die Geschichte jener Zeiten scheint viel geeigneter zu seyn zum Unterricht in dem, worin der ungenannte Hr. Verfasser unterrichten will, als die folgenden Zeiten voll Stürme und Unordnung. Auch an hierzu dienlichen Materialien würde diese nicht sehr arm gewesen seyn. Eben so hätte ich auch gewünscht, daß diese nicht so frühe schon abgebrochen worden wäre. Erst in den folgenden Jahrhunderten begannen die ruhigeren Diskussionen über die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche. Die Fürsten bereiteten die Zurücknahme mancher ihrer verlornen Rechte vor. Manche Rechte nahmen sie allmählig wirklich zurück; und bes-

sere

fere und weisere Repräsentanten der Kirche verkannten selbst nicht die Misgriffe, die einige ihrer Vorgänger im ungezügelten Taumel der Uebermacht gethan hatten. Ich würde besonders in dieser Periode viel mehrere Materialien, geeignet zu ruhiger Volksbelehrung gefundeu haben, als in der vorausgegangenen Periode, die allein nur in dieser Schrift behandelt wird.

Eben so zweifle ich auch sehr, ob der Ton, der in dieser Schrift gewählt ist, ganz der rechte sey, um wahre Belehrung und Ueberzeugung bei dem Volke zu bewirken. Wie ich das Volk kenne (und ich kenne es aus mehrjährigen und an mehreren Orten gemachten Erfahrungen), möchte ich mir nirgends gar viele Wirkung davon versprechen. Wer vorher schon dieser Ueberzeugung ist (was ich aber beym Volke wohl kaum jemals eigentliche Ueberzeugung nennen darf), wird freilich noch mehr darin bestärkt werden. Allein deren werden wenige seyn; und selbst Schullehrer werden selten so viele, so ausgebreitete und so gründliche Kenntnisse von der Kirchen- und Reichsgeschichte haben, daß sie so zuversichtlich, ohne sich lächerlich zu machen, über alles absprechen kön-

können, wie der in dieser Schrift aufgeführte oft zu thun pflegt. Bauern aber, die einmahl dagegen sind, sind nicht so leicht überzeugt und bekehrt, wie hier idealisirt wird. Sie glauben nicht alle Mahle dem Geistlichen aufs Wort, wenn er gegen ihre vorgefaßte Meinung spricht. Sie geben sich mit ihren Einwendungen nicht alle Mahle so leicht zur Ruhe, wie hier dieser Kirchenbauer, den sich der Hr. Verfasser überhaupt viel zu nachgiebig fingirt hat. Kurz, der Hr. Verfasser mag es mit Fürst und Vaterland recht gut gemeint haben. Aber nützen wird er denselben bei dem eigentlichen Volke wenig.

Das ist nun die wörtliche Rezension über die erste Hälfte „Religionsgeschichtlicher Abendunterhaltungen.“ — Der unpartheiische Leser halte nun dagegen den Inhalt der Schrift, vergleiche mit beiden die voranstehende Antikritik, und gebe dann den schiedrichterlichen Ausspruch: ob der Verfasser mit seiner freimüthigen Rezensions-Erwiederung etwa ein litterarisches Majestätsverbrechen begangen hat, dessen er

von einem und dem andern litterarischen Pabste gar leicht beschuldiget werden kann — und sonder Zweifel beschuldiget werden wird.

* im April 1807.

Der Verfasser.

Erster

Siebenter Abend.

So seyd mir denn, mein lieber Schulmeister und Kirchenbauer! wieder willkommen. — Weil ihr mit euerer Neugierde auf die folgenden Begebenheiten so willig euch geduldet habt, bis ich die zeitherigen Abenderzählungen niederschreiben, und zum Drucke fertigen konnte: so wollen wir jetzt unsern geschichtlichen Faden wiederum aufnehmen, und vollends ununterbrochen verfolgen.

Karl IV. ward also, wie ihr wißt, nach der gemessenen Willensmeinung des Pabstes Klemens VI., im Jahr 1346 Kaiser. Zuvörderst aber hatte er sich bei demselben zu Avignon persönlich einfinden und, wegen der Rechtsgiltigkeit seiner Würde, eine vorgelegte Kapitulation unterschreiben müssen; das heißt: Karl mußte sich zur genauen Folgeleistung willkührlicher, vom Pabste diktirter Anmassungen verstehen und — mit einem unbedingten Eidschwur sich dazu verpflichten.

Bauer. O wehe! Sohin hat es gar nicht das Ansehen, daß mit den wilden Exkommunikationen der Päbste, auch ihre Staatsbrutalitäten

eine Endschaft erreicht hätten. Ihr guten deutschen Kaiser! wie sehr seyd ihr zu bemitleiden, daß ihr mit so seltsamen Kapitulationen erst von euern eigenen Bischöfen — den geistlichen Kurfürsten, und jetzt auch noch von den Päbsten euch so muthwillig müßt bekappzaumen lassen! — ! — Worin bestund denn gegenwärtige Kapitulation?

Pfarrer. Ausser den uns bereits schon ziemlich bekannten allgemeinen Juramenten, vermöge welcher die Kaiser den Päbsten Treue und Gehorsam angeloben mußten, war der Inhalt dieser sonderbaren Kapitulation noch vorzüglich dieser: „Daß Karl alles, was Ludwig als Kaiser oder König in Deutschland, in Italien, oder irgendwo möge unternommen und angeordnet haben, umstosse und zernichte; daß er durchaus keines Rechtes oder auf irgend einen Distrikt des Kirchenstaates sich anmasse, und um dagegen sich zu verstossen keine Gelegenheit zu haben, soll er dahin nicht eher einen Fuß setzen, ausser nur zur Zeit seiner Krönung zu Rom; sodann aber — denselben Tag noch — Stadt und Gebiet unverzüglich verlassen, und geraden Wegs aus dem Kirchenstaat in die Reichslande heimziehen. Uebrigens dürfe er, ohne ausdrückliche Genehmhaltung und Zusage des Pabstes, nach Rom nie wiederkehren.“ —

Schlmstr. Pfui! welch' eine Demüthigung! — Aber auch welcher Schandfleck für Deutschlands Fürsten, daß sie eine so kriechende

Krea-

Kreatur des päbstlichen Hofes sich zu ihrem Oberhaupt aufdringen ließen!!

Pfarrer. Nicht so gar! Nach Ludwigs V. plötzlichem Ableben, und auf die allmächtige Begünstigung des Pabstes pochend, glaubte Karl auf seinem Kaiserthrone, den er auf so manchen eingelenkten Schleichwegen, und mit Daransetzung beträchtlicher, und noch dazu aufgeborgter Summen erst errungen hatte, nunmehr ganz gemächlich sitzen und rasten zu dürfen. Bald aber ward er von einem gefährlichen Hochgewitter, das sich über ihm sammelte, aus seiner süßen Träumerei aufgeschreckt. Die Prinzen aus dem Hause Pfalz und Baiern wählten mit Zuziehung des Kurfürsten von Brandenburg, ferner des vom Papste eigenmächtig abgesetzten Bischofs Heinrich von Mainz, und noch einiger Fürsten, im Jahre 1348 zu Frankfurt den Grafen Günther von Schwarzburg, einen seiner seltenen Tapferkeit wegen allgemein sowohl geachteten als gefürchteten Mann, zum Kaiser. Karl hatte bald Ursache, seine Lage kritisch zu finden. Seine Parthei verringerte sich zusehends; und man hieß ihn bereits laut und ungescheuet nur „**Pfaffenkönig!**“ Günther nahm ihn allgemach so nachdrucksam in die Klemme, daß er kaum mehr rechts noch links auszubeugen wußte. Was nun Karl mit Waffen nicht vermochte, das mußte jetzt ein Bubenstück vollführen. Er bestach Günthers Leibarzt, daß er ihm einen künstlich bereiteten

Gifttrank beibrachte, der ihm ein schnell abzehrendes Kränkeln zuzog, daran er innerhalb Jahresfrist 1349 sterben mußte.

Bauer. Hatte denn dieser Karl kein Gewissen, daß er über solch' einer abscheulichen Schandthat sich sogar nicht Sünden fürchtete?

Schulmstr. Wie wunderlich! Zu was sollte denn auch ein Günstling des heiligen Vaters Ursache haben, auf ein ängstliches Gewissen sich einzulassen, und über etwas sich Sünden zu fürchten? Ein solcher Wicht durfte ja schon vorhinein der päbstlichen Abläße und Absolutionen sich vertrösten!

Pfarrer. Karl, um den Verdacht einer so empörenden Unthat möglichst von sich abzuwenden, suchte Günthern jetzt durch schmeichelhafte Unterhandlungen zur Verzichtleistung auf den Reichsthron zu vermögen, wofür er ihm 22,000 Mark Silber zu bezahlen — freilich nur versprach; denn er konnte leicht voraussetzen, daß Günther seine Lebenstage nicht mehr hoch bringen würde, und also von dem Verfalltermine dieser Summe schwerlich einen Gebrauch mehr werde machen können. Er hatte sich auch nicht verrechnet.

Die pfalz-baier'schen Prinzen gaben sich jetzt zufrieden: und Karl wurde während seines drei und dreißigjährigen Regiments durch nichts sonderheitliches mehr angefochten. Das hatte er aber keineswegs seiner Tapferkeit, die seine Sache nie

war,

war, oder sonst rühmlichen Militäreigenschaften zu danken; sondern lediglich nur den feinen, ihm so ganz eigenthümlichen Unterhandlungskünsten und zeitpassenden Ausbeugungen, womit er die Fürsten in guter Laune hinzuhalten, nebenher wohl auch wacker zu äffen wußte.

Den Päbsten hielt er übrigens die zugesagten Verbindlichkeiten pünktlich und gewissenhaft.

Im Jahr 1355 veranstaltete er, theils der herkommlichen Sitte seiner Vorfahren nachzukommen, theils einigen Unordnungen dort zu steuern, einen Zug nach Italien: wo man ihn mit offenen Armen empfieng. Der Erzbischof von Mailand krönte ihn zum König der Lombardie. Von da setzte er mit 5,000 Mann Reiterei seinen Marsch vorwärts nach Rom. Ein Kardinal, der vom Pabst dazu beauftragt war, verrichtete an ihm die römische Kaiserkrönung, und krönte auch hernach dessen Gemahlin, Anna, eine Tochter des Pfalzgrafens am Rhein. Damit er nun dem Ansinnen, mit dem es Klemens dort zu Avignon so ernstlich gemeint hatte, ja recht treulich nachachtete, verließ er noch desselben Tags, bei schon einbrechender Nacht, die Stadt Rom und — zog stracks weiter. Die Römer, welche von dieser schon früher abgekarteten Krönungsangelegenheit vermuthlich nicht in Kenntniß mochten gesetzt worden seyn, konnten sich einen so plötzlichen Abmarsch nicht erklären, und betrachteten denselben als eine

förmliche

förmliche Flucht. Seinem blinden Mönchsgehorsam gegen den Pabst hatte es Karl auch zuzuschreiben, daß ihm sein gegenwärtiger Römerzug weder Ehre, noch Vortheil einbrachte. Jene Städte, die ihn kurz zuvor mit aller Bereitwilligkeit aufgenommen hatten, sperrten ihm jetzt die Thore vor der Nase, und wiesen ihn verächtlich weiter. Er nahm also, was freilich das Rathsamste war, seinen Heimweg nach — Böhmen.

Schlmstr. Nun wird ihn nach einem zweiten Römerzug doch sicher keine Lust mehr angewandelt haben?

Pfarrer. Sicher, wenn es nur der heilige Vater hätte gelten lassen. — Auf einige Große in Italien, vornehmlich auf die euch unter dem vorigen Kaiser Ludwig V. noch bekannten Viskonti's, war der nunmehrige Pabst Urban V., weil sie das Joch der päbstlichen Oberherrlichkeit allmählig gar zu drückend fanden, und aus eben der Ursache den Kirchenstaat hier und da etwas unehrerbietig betasteten, höchst erbittert. Ein solcher Kirchenstaatsfrevel, meinte man am päbstlichen Hofe, dürfe nicht ungestraft hingehen. Dazu war freilich, da die Viskonti's als tüchtige Krieger bekannt waren, eine ansehnliche Armee erforderlich. Daher entboth Urban den Kaiser zu sich nach Avignon, besprach sich mit ihm über den Operationsplan wider die gottlosen Viskonti's, mit dem unverweigerlichen Ansinnen: er sollte, um diese

Erz=

Erzketzer und verhaßten Widersacher der römischen Kirche zu zügeln und zu züchtigen, mit einer starken Heersmacht nach Italien aufbrechen. Inzwischen werde der heilige Vater selbst in Rom anlangen, und von da aus alle Vorkehrungen zur glücklichen Ausführung eines so wichtigen Unternehmens treffen. Welche Wahl hatte nun Karl? — Bedenklichkeiten dagegen anzubringen, hielt er nicht rathsam: er mußte also gehorchen!

Im Jahr 1368 langte er mit einer bedeutenden Armee in Italien an. Hier stießen noch zahlreiche Truppenkorps von Neapolitanern und Römern, auf Befehl des Pabstes, zu ihm, so daß er mit dessen Feinden leicht hätte fertig werden können. Allein auf Eroberungen durch blutige Schlachten mußt' er sich entweder sehr wenig verstanden haben, oder er setzte darein nicht viel Ruhm und Ehre. Dagegen hielt er auf Gelderwerbungen schon mehr. An der Spitze eines großen Heers leitet er, ohne vorher nur einen ernsthaften Scharmützel versucht zu haben, mit der herzoglichen Familie der Viskonti's Unterhandlungen ein, und biethet ihr, gegen Erlegung einer beträchtlichen Summe, einen ganz vortheilhaften Frieden an. Jetzt verfügte er sich zum Pabst nach Rom.

Bauer. Ei! das sollt' ich wohl kaum glauben! Da er der gemessenen Willensmeinung des Pabstes so unmitterlich entsprochen hatte, konnte er

sich

sich doch leicht einbilden, daß ihm derselbe ein recht scheeles, äußerst ergrimmtes Auge verleihen würde.

Pfarrer. Karl verstund die Feinheit der Politik. . . . Durch einnehmende, außerordentlich geschmeidige Bücklinge und Kratzfüsse wußte er die erzörnte Laune des allerheiligsten Vaters ganz unschädlich an sich abgleiten zu machen. Unter andern französischen Gefälligkeiten, erwies er dem Pabste die Ehre, von der Engelsburg an bis zur Peterskirche neben dessen Pferde, das er recht sittsam und vorsichtig beim Zaum führte, allerdemüthigst zu Fuß einherzugehen. — — Für die Römer war das ein ausnehmend vergnügliches Schauspiel, dergleichen sie schon lange Zeit her hatten entbehren müssen. Sie konnten sich kaum darein finden, wie doch dem heiligen Vater wieder auf einmal — von einem deutschen Kaiser und König, eine so göttliche Ehrfurcht und Unterwürfigkeit widerführe. — —

Schlmstr. Ueber solche Auftritte könnte man sich wahrlich die Gallsucht an den Hals hinärgern! — Jetzt müssen Kaiser den Päbsten den Steigbügel halten; ein anderes Mal ihren heiligen Pantoffel küssen! — Endlich müssen sie seine Mähre bedienen, und beim Zaume führen! — ! — Und dieser kriechende Kaiser Karl ist recht dazu geeignet, dem römischen Kirchenmonarchen vollends recht fest in die Hand zu drücken, um damit die Kaiser und die deutsche Nation zu zügeln,

und

und so recht nach Herzenslust herumzutummeln. — O Deutschland! o Vaterland! welch' finstere, schreckliche Ahndungen durchkreuzen so plötzlich mein Innerstes — deiner Wohlfahrt wegen!!

Pfarrer. Leider! wird in kurzem Verfolge die Geschichte seine Ahndungen traurig genug bestättigen.

Karl hatte einen so geldsüchtigen, unkaiserlichen Karakter, daß er um eine nur mittelmäßige Summe seine Ehre, sein Ansehen, seinen treuesten Freund, ja die Wohlfahrt des gesammten Reichs feil zu biethen, geringen Anstand würde genommen haben; konnte er nur seinen unersättlichen Geldgeiz dadurch befriedigen. Zum Belege dafür nur dies. Die Pisaner suchten dessen Beistand gegen die Gewaltthätigkeiten der Florentiner nach, wofür sie ihm 50,000 Goldgulden vorausbezahlten. Geschwind haschte Karl darnach, und alles, was er that, war nun, daß er sich zum Vermittler der streitenden Partheien aufwarf: wofür er zugleich auch von den Florentinern 50,000 Goldgulden herausprakticirte. An den Pisanern begieng er noch obendrein die niederträchtigste Ungerechtigkeit. Diese hatten zeither über die Stadt Lukka und das unterliegende Ländchen die Oberjurisdiktion. Die Lukkaner lauerten schon lange auf eine Gelegenheit, sich davon los zu machen; und an Karls schmutziger Goldgier fanden sie selbe endlich. Für 25,000 Dukaten wurden sie frei, und von den Pisanern

un-

unabhängig erklärt. — Mit so stattlichen Summen tritt er jetzt recht zufrieden und vergnügt seinen Heimmarsch an.

Seine einzige, freilich gewiß nicht sehr löbliche Regententugend bestund übrigens darin, daß er die Vergrößerung seines Erbkönigreichs Böhmen, und die Bereicherung seines Hauses, auf Kosten Deutschlands, sich zum alleinigen Augenmerk machte; daher er das sicher nicht rühmliche Prädikat: „**Stiefvater des Reichs**" sich erwarb. Wirklich lag ihm des Reiches Wohlfahrt so gar nicht am Herzen, daß er selbes mit einem noch unwürdigern Regenten versah. Durch demüthige, erniedrigende Gesuche an den Pabst Gregor XI., und durch vorläufigen Kauf der Wahlstimmen, wofür er jedem Kurfürsten 100,000 Gulden zuzustecken sich anheischig machte, bewirkte er, daß 1376 sein lüderlicher Sohn Wenzeslaus zu seinem Nachfolger erwählt ward. — Nach 2 Jahren 1378 endete Karl zu Prag sein Leben, ohne Nachruhm, oder einiges Gefühl der Ehrfurcht und Dankbarkeit in den Herzen der Deutschen hinterlassen zu haben.

Bauer. Da aber jeder Mensch in jener Welt, um eine angemessene Belohnung zu überkommen, darnach zuvor seine Verdienste auf dieser Welt mitbringen und aufweisen muß: so wird dem Kaiser Karl IV. jetzt dort in der Ewigkeit wohl schwerlich der erste Platz angewiesen worden seyn, da er kaum eine Herrschertugend vorzeigen konnte.

Schlmstr.

Schlmstr. Uebel getroffen! Da bekanntermassen die Päbste, vermöge ihrer Schlüsselgewalt, sich des Privilegiums erfreuen, über die Verleihung oder Nichtverleihung der Plätze im Himmel nach Willkühr zu disponiren: so haben sie jetzt dem Karl sicherlich einen der besten noch unbesetzten Plätze zugestanden. — — Sie hatten aber auch Ursache. Denn um sie und ihre römische Kirche konnte er überflüssige Verdienste der Demuth und „Selbstverläugnung" vorzählen, welche zwei Tugenden bei den Päbsten ohnedem ein Haupterforderniß der römisch-katholischen Frömmigkeit ausmachen.

Pfarrer. So ganz ohne Regententugend gieng Karl aus dieser Welt gleichwohl nicht. In seinem Böhmen ließ er sich nachdrücklich angelegen seyn, durch zweckmäßige Gesetze Ruhe und Sicherheit zu befördern und handzuhaben; von der Landeskultur war er ein großer Liebhaber, und munterte ernstlich dazu auf; Kunstfleiß und Handelschaft begünstigte er vorzüglich; zur allmähligern Beförderung und Verbreitung der richtigern, bessern Kenntnisse und Wissenschaften errichtete er zu Prag eine Universität. — Freilich ist recht sehr zu beklagen, daß er darüber Deutschlands Wohl so ganz vernachläßigte, und demselben noch über das mit einem der nichtswerthesten Regenten so unrühmliche Vorsehung that.

Wenzes-

Wenzeslaus also, den man Kürze halber nur „Wenzel" hieß, befaßte sich jetzt mit dem Reichsregiment. Dabei bewies er sich aber gleich anfangs so äußerst unmächtig, träg und blöde, daß daher durchs ganze Reich die verderblichsten Auftritte Statt hatten. Ein jeder hauf'te und schaltete nach seinem frechen, ungezügelten Gutdünken. Willkührlich bestahl man einander; kein Eigenthum war gesichert. Räubereien und Verwirrungen aller Art hatten die höchste Stuffe erreicht. Empörende Gewaltthaten und Todtschläge waren an der Tagesordnung. Denn anstatt wider solche zerstörende Landplagen auch nur einige ernstgemeinte Vorkehrungen zu treffen, machte Wenzel von seinem Prag aus ordentlich den ruhigen, gleichgiltigen Zuschauer. Schwelgerei mit täglicher Betrunkenheit zog er der allgemeinen Reichswohlfahrt, dafür er nicht einmal einen menschlichen Begriff zu haben schien, weit vor.

Ueberhaupt war Wenzel ein so nichtswürdiger Regent, als zeither, ohne den geringsten Vergleich, noch keiner war, auch schwerlich einer seyn wird. In seinem Böhmen übte er übrigens wohl eine behendere, dabei aber auch wilde Thätigkeit und Schnellkraft aus. — Mit seiner schlechten Regentschaft vereinigte er nemlich eine unmenschliche Tirannei. Mit seinen Unterthanen verfuhr er — als souveräner (?!) Machthaber — nach einer mehr als sultanischen Willkühr; und erpreßte

aus

aus ihnen unerschwingliche Abgaben, die er in schändlicher Weichlichkeit verschwelgte und verpraßte. Zum Begleiter hatte er gewöhnlich einen grossen Bullenbeisser zur Seite. Da war es denn kein seltener Fall, daß er, um seiner königlichen Laune zu fröhnen, denselben an die Leute hetzte. — Während er zur Tafel saß, mußte gewöhnlich der Scharfrichter im Vorzimmer harren, um der gnädigsten Weisung des königlichen Tirannen entgegen zu sehen, wen er für dieses Mal würde hinzurichten haben. Mancher Unschuldige fiel als ein trauriges Opfer seiner besoffenen Laune.

Bauer. Aber ich dächte, die Böhmen würden sich nicht gleich so gutwillig die Köpfe haben abschlagen, und zwischen die Füsse legen lassen!

Pfarrer. Freilich erhob sich ein lautes, heftiges Murren. Wenzel wurde aber jetzt nur noch unbändiger. Wer sich nach seiner sultanischen Willensmeinung nicht alsogleich bequemen wollte, dem ward ohne weitern Prozeß das Todesurtheil angekündigt. Dieses Schicksal widerfuhr, außer mehrern ansehnlichen Bürgern von Prag, auch Manchem aus dem Herrenstande.

Als er vollends kein Bedenken trug, an der offenbarsten Unschuld und Rechtschaffenheit sich zu vergreifen, und seine mörderische Hand anzulegen; so daß er den Generalvikar von Prag, den Johann von Nepomuck, der seiner Einsicht und Gelehrsamkeit, seines erbaulichen und unbescholtenen Wandels

wegen von Jedermann geschätzt und geliebt ward, aus eitelm Verdacht in einen Sack stecken, und nächtlicher Weile in die Moldau stürzen ließ: da mußten endlich die Böhmen nothwendig merken, daß in Zukunft Niemand mehr seines Lebens vor diesem Wüterich sichet wäre. Sie empörten sich daher förmlich wider ihn, bemächtigten sich seiner Person, und brachten ihn, beiläufig gegen das Jahr 1394, zu Prag in gefängliche Verwahrung; daraus ihn jedoch nach Jahresfrist sein jüngerer Bruder Johann, Markgraf von der Lausitz, befreite.

Eine solche Demüthigung machte ihn, in Ansehung seines unmenschlichen Verfahrens, mürber und besonnener; ohne deswegen aber seinen persönlichen Ausschweifungen und Schwelgereien etwas zu vergeben.

Ueber seine wüste, eines Regenten so ganz unwürdige Lebensweise, hatten die Fürsten und Stände dem Wenzel zum öftern schon nachdrückliche Vorstellungen gemacht. Immer vergebens. Darum ward jetzt auf einem Reichstag zu Frankfurt 1400 der Pfalzgraf Ruprecht zum Reichsoberhaupt erwählt.

Schlmstr. Also wieder zwei Kaiser! Nun das wird für den Pabst wieder eine erwünschte Gelegenheit zu seinem Vortheil gewesen seyn. Denn wer sollte wohl daran zweifeln, daß gegenwärtiger heiliger Vater sich weniger in die alte Praktik

werde

werde einstudirt haben, als vormals Innozenz III. unter Kaiser Philipp I. und Otto IV.; und als Johann XXII. unter Kaiser Ludwig V. und Friedrich von Oesterreich. — Nur bin ich jetzt neugierig, welchem aus beiden der Pabst seine allmächtige Gunstbezeugung zuwinkte: ob dem Ruprecht, oder dem lüderlichen Wenzel.

Pfarrer. Dermalen hatten die Päbste zu so etwas weder Musse noch Gelegenheit. Sie hatten mit sich selbst die Hände vollauf zu thun, und trieben die ärgerlichsten Balgereien unter einander.

Bauer. Wie mag denn das kommen? — Stritten sich vielleicht wieder ein Paar Päbste zugleich um den zierlichen Stuhl Petri?

Pfarrer. Errathen! Sah es im Reiche wegen Wenzels elender Regentschaft zeither traurig aus; so gewährte die ganze christliche Welt einen ungleich betrübtern Anblick.

Ihr werdet euch erinnern, daß nach Ableben Bonifaz des VIII. die Päbste, zum unverdaulichen Aerger der Römer, ihre Residenz zu Avignon in Frankreich aufschlugen. Nun hatte endlich, auf dringendes Anhalten der Stadt Rom, Pabst Gregor XI. im Jahr 1377 seinen Wohnsitz von Avignon wieder dahin verlegt: wo er nach Jahresfrist verschied.

Der neuen Pabstwahl unterzogen sich jetzt 11 französische Kardinäle, 4 italienische und 1 spanischer. Es war vorauszusehen, daß die französi-

schen

chen Kardinäle, als die Mehrzahl beim Wahlgeschäfte, einen ihrer Landsleute auf den päbstlichen Thron zu befördern allen Bedacht nehmen würden; der sodann leicht auf den Einfall hätte gerathen können, seinen Hof wieder zurück nach Avignon zu verlegen. Damit war es den Römern nicht gedient. In gedrängten Haufen rotteten sie sich vor dem sogenannten Konklave, einem Gebäude, wo die Pabstwahlen gewöhnlich vorgehen, mächtig zusammen. Da schrie, lärmte, tobte und drohte der römische Pöbel den Kardinälen mit Halsbrechen und Erwürgen, falls sie nicht einen Römer, oder wenigstens einen Italiener, zum Pabst machten. — Die Kardinäle waren wirklich in einer äußerst kritischen Lage. Um ihrer geraden Hälse und heiler Haut willen gaben sie ihre Stimmen dem Erzbischof von Bari, einem gebohrnen Neapolitaner; der sofort unter dem Namen Urban VI. als Pabst ausgerufen ward.

Bald hierauf verfügten sich 13 Kardinäle von Rom weg nach Anagni, und erklärten den Urban öffentlich für einen unrechtmäßigen Pabst; weil sie nur nothgedrungen, um von den rasenden Römern nicht erdrosselt zu werden, demselben ihre Stimmen zugeworfen hätten. An diese schlossen sich noch einige Kardinäle, und wählten zu Fomli im Neapolitanischen einen andern Pabst, Klemens VII., der jetzt seine Residenz zu Avignon natürlicher Dinge nehmen mußte; weil Rom von

seinem

seinem Herrn Kollega (Amtsgenoße !) schon besetzt war. — —

Gleich beim Entstehen zog diese Doppelwahl recht schlimme Folgen nach sich. Die ganze christliche Welt war nun gleichsam getheilt, und wußte nicht, woran sie eigentlich war.

Deutschland, Böhmen, England, Portugal, Ungarn und Pohlen mit dem größern Theile Italiens, erkannten den Urban als rechtmäßigen Pabst, um so mehr; weil diese Mächte ohnehin schon lange auf den päbstlichen Hof zu Avignon, mittelst dessen die Könige von Frankreich gefährliche Einflüsse auf die auswärtigen Staatsverhältnisse sich erlaubten, mit scheelem Auge hinsahen. Dagegen erklärten sich Savoien, Neapel, Spanien, vorzugsweise aber Frankreich für den Klemens.

Jeder dieser Päbste betrachtete sich als den ächten heiligen Vater; jeder überredete sich, daß nur allein durch ihn der heilige Geist spreche; jeder hielt sich überzeugt, daß nur ihm die Befugniß zukomme, über den Erdkreis zu herrschen, und die Widerspenstigen mit seinen fürchterlichen Bannstrahlen zu züchtigen, und unmächtig zu Boden zu schmettern. — Das Drolligste bei alle dem war: anstatt ihre wüsten Zänkereien über den Besitzstand des Stuhls Petri etwa in Güte beizulegen, warf einer dem andern die gräßlichsten Bannflüche in den Nacken, dadurch sie sich selbst vor der ganzen Welt auf's scheußlichste prostituirten. Sonach konnte es

nicht fehlen: selbst das gemeine Volk mußte allmählig seine zeither verkleisterten Augen öffnen und einsehen, daß es mit der hochgerühmten Statthalterschaft Christi bei manchem Pabste so ganz richtig nicht zugehen müsse. — —

Während dieses heiligväterlichen Skandals lieferte man sich auch eine gelehrte Klopffechterei. Theologen, Kanonisten und Juristen, geistliche Korporationen und Universitäten disputirten mit erbitterter Heftigkeit unter sich: welcher von beiden eigentlicher Pabst zu nennen, und als solcher zu respektiren wäre. Den ganzen Unfug in ein Wort zu fassen: in der gesammten Christenheit herrschte ein wahres „Schisma" (Kirchenspaltung!)

Bauer. Was doch ein Paar solcher göttlichen Statthalter für Unheil in der Welt anrichten können! — ! Hielten ihre häßlichen Zänkereien und Balgereien wohl lange an?

Pfarrer. Ziemlich lange, bis endlich beiläufig um das Jahr 1394 an diesem ärgerlichen Unwesen sogar selbst der Tod einen Eckel faßte. — Urban mußte fort in die andere Welt; einige Zeit darnach folgte ihm auch Klemens. So gut es übrigens der treuherzige Tod mit dieser Aufräumung mochte gemeint haben, so kehrte gleichwohl nichts weniger als Ruhe und Eintracht in der Kirche zurück. Die wälschen Kardinäle wählten jetzt zum Pabst, Bonifaz IX.; die französischen Benedikt XIII.

Schlmstr. Es ist doch zum todt ärgern! — Vormals verübten bei den Pabstwahlen die Römer ihren abscheulichen Muthwillen; und jetzt scheinen die Herren Kardinäle hierinfalls noch weit unter den wälschen Pöbel sich erniedrigen zu wollen. — Mit Gunst und Erlaubniß: seit wann machen denn die Kardinäle eine besondere Zunft aus, daß ihnen das ausschließliche Recht, einen Pabst zu wählen, allein zukömmt? Und wer hat diese Kardinalszunft errichtet?

Pfarrer. Hierüber, mein guter Schulmeister! weiß ich ihm keine recht eigentliche Auskunft zu geben. Nur so viel kann ich davon mittheilen, daß die Kardinäle bis gegen das eilfte Jahrhundert bei weitem das nicht waren, was sie im fernern Verlaufe der Zeit geworden sind. Ursprünglich leitet sich ihre Würde von einem, dem Anscheine nach, ganz kleinlichten Dinge her. Er weiß doch, was ein Thürangel und seine Bestimmung ist?

Schlmstr. Nun ja freilich wohl! Thürangel sind eine Gattung eiserner Hacken, daran die Thüren eingehängt werden, und sich stets hin und wieder wälzen. — Daraus kann ich nun aber nicht entnehmen: ob etwa die Kardinäle gar mit Thürangeln sollen verähnlichet werden können!

Pfarrer. Wohlan! wir wollen der Sache etwas näher auf den Grund gehen. Vielleicht wird

wird er sich doch einen deutlichern Aehnlichkeitsbegriff davon machen können.

Also seht! Kardinal wurde ehemals genennet ein jeder solcher Geistlicher, dem die stete Aufsicht und Bedienung einer vorzüglichern Kirche übertragen war. Nun leitet sich der ehrenfeste Titel: „Kardinal" von dem lateinischen Worte „Cardo." zu deutsch: „Thürangel" her. Wie also ein Thürangel fest und unbeweglich bleibt, und um welchen die Thüren sich stetsfort wälzen; so hieß man denn vergleichungsweise so einen beständigen Kirchendiener- und Aufseher, eben um der Aehnlichkeit willen, Kardinal: weil um und an demselben, durch Hinein- und Herauswallen bei der Kirche, das Christenvolk sich gleichsam stetsfort wälzte. Daher hießen zur Zeit nicht nur die Bischöfe; sondern auch alle Priester und Diakonen — als eigentliche Kirchen- oder Religionsdiener, fast durchgehends Kardinäle.

An der römischen Kirche waren ehevor sogenannte Distrikts-Diakonen durch die vierzehn Stadtviertel vertheilt, die in den dazu bestimmten Gebäuden mit Besorgung und Pflege der Greisen, der Armen, der Wittwen und Waisen sich anhaltend abgeben mußten. Auch diese hieß man daher „Kardinäle."

Nun zeugt von jeher die gemeinste, insbesondere aber die geschichtliche Erfahrung dafür, daß eines eiteln Titels wegen schon öfter kleinlichte Eifer-

ferſucht und heftiger Rangſtreit entſtunden, daraus nicht ſelten recht ärgerliche Unfüge und empörende Raufereien erwuchſen. — Erinnert euch nur zurück auf den dritten Abend, wo ich euch in gedrängter Kürze das allmächtige Entſtehen des alleinherrſchenden Pabſtthums — aus dem wilden Rangſtreit jener 5 Patriarchen, erzählt habe. *) Eine faſt ähnliche Bewandtniß hat es auch mit dem Emporkommen des ſo betitelten Kardinalkollegiums.

Die Biſchöfe fanden an der Kardinals-Benennung bald ſo etwas Bezauberndes, daß ſie der Küſſel beſchlich, mit Ausſchließung der übrigen Prieſter und Diakonen, ſich allein dieſen Titel anzueignen. — Kaum hatten die Päbſte dieſen albernen Titelgeiz der Biſchöfe gewittert; als ſie das dem fernern Wachsthum ihres Anſehens auch ſogleich zuträglich erachteten, und ſich ſofort, ungefähr zwiſchen dem eilften und zwölften Jahrhunderte, das perſönliche Recht vorbehielten, nur einigen Biſchöfen dieſen hübſchen Titel zu geſtatten. Mit ſolch' einem Vorzug ward jetzt zugleich eine beſondere Obligation vereiniget.

Bauer. Erlauben Sie. Worin beſtund ſolche Obligation; und wie viele Biſchöfe wurden mit dem Kardinalstitel bedacht?

Pfar-

*) Siehe: I. Bandes III. Abend, Seite 209 — 213.

Pfarrer. Deren waren zur Zeit nur sieben, die in der Nachbarschaft von Rom ihre bischöflichen Sitze hatten. Diese nunmehr so betitelten Kardinalbischöfe mußten zu gewissen Jahrszeiten, an hohen Festen bei feierlichen Gottesdiensten, den heiligen Vater bedienen, und hatten zugleich die Oberaufsicht über den Lateran. Im Verlaufe erhielten sie von Nikolaus II.] das Vorrecht, einen Pabst zu wählen. Damit war aber die übrige Geistlichkeit, welche, was euch noch bekannt seyn wird, bei den Pabstwahlen zeither einen so entscheidenden Einfluß hatte, so schlecht zufrieden, daß sie manche bedenkliche Gährungen und Unruhen erregte. Alexander III. erachtete es also für rathsam, dieses Wahlrecht 50 der vorzüglichern Geistlichen zu Rom gleichfalls einzuräumen. Endlich unter einem unbekannten Pabste ward dieses Recht auch zugleich den schon erwähnten 14 Distrikts-Diakonen zugetheilt.

Schlmstr. Also das wäre nun so die beiläufige Entstehungsweise der gepriesenen **Kardinalschaft**? — Hier muß ich auch schon meine Rechenkunst ein Mal wieder in Anwendung bringen. Also: 7, dann 50, uud wiederum 14, das macht zusammen akkurat 71 Kardinäle. Wahrlich! ein ansehnliches Häuflein Pabstwähler." — Sonach konnt' es ja aber nicht anders kommen, als daß den Kaisern ihr bisheriges Bestättigungsrecht einer jedesmaligen Pabstwahl ordentlich mit feiner Manier weggekapert wurde!!

Pfar-

Pfarrer. Die Päbste hatten aber dabei auch keine geringere Absicht. — Um ihren Kardinälen beim gemeinen und vornehmen Pöbel ein stets größeres Ansehen zu verschaffen, ersannen sie für dieselben eine Ausstaffirung, die ganz besonders in's Auge fallen sollte. Um das Jahr 1244 erfand Innozenz IV. den Kardinalshut; und späterhin Paulus II. ein scharlachrothes Biret.

Anfangs betitelte man einen Kardinal „Illustrissimus", zu deutsch: „Durchlauchtigster." Bald nachher aber begünstigten ihnen die Päbste den Titel „Eminentissimus." Die Erhabenheit dieser Titulatur genau auszudrücken, hab' ich jetzt wirklich kein deutsches Wort im Vorrathe. Daß aber das Erhabene davon die Gränze der allerhöchsten Würde eines Pabstes beinahe berühren müsse, könnet ihr unschwer daraus abnehmen, daß allen Patriarchen, Metropolitanen und Erzbischöfen, unter Strafe der Exkommunikation, eingeschärft wurde, eines solchen „**Eminenzen-Prädikats**" sich für je und allzeit zu entschlagen. Doch weg einsweilen von dem Kardinalswesen; und dafür auf den neuen Kaiser, mitunter auch auf die Päbste Bonifaz IX., und Benedikt XIII.

Nach der zeitherigen Erfahrung zu urtheilen, hätte man sicher vermuthen sollen, daß, weil wir wieder zwei Kaiser zumal vor uns sehen, blutige Raufereien um den deutschen Thron würden vorgefallen seyn. Aber nein! Wenzel hielt es mit

dem

dem Frieden so aufrichtig, daß er sich weder von Ruhm- noch Herrschsucht beschleichen ließ. Er brachte seine Lebenstage mit ruhigem Wohlbehagen in Prag zu, ohne sich viel nach seinem Reichsnebenbuhler umzuschauen. — Von dieser Seite hätte also Ruprecht einer glücklichen Regierung entgegen sehen können. Allein der Erzbischoff Johann von Mainz gönnte ihm das nicht.

Schlmstr. So tritt dann dieser deutsche Pabst auch wieder auf die Schaubühne, um seine ärgerliche Rolle zu spielen!

Pfarrer. Zur Wiederherstellung der Ruhe und Sicherheit hielt Ruprecht vor allem nothwendig, mehrere Vesten und Burgen adelicher Land- und Strassenräuber zerstören zu müssen. Dieses Loos traf auch einige Vasallen des Erzbischofs von Mainz; der jetzt deswegen über den Kaiser so erbittert wurde, daß er wider ihn mit mehrern Fürsten und Städten ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß errichtete.

Bauer. Das ist mir ein wackerer Bischof, der Räuber und Ruhestörer in seine Protektion nimmt! — Nun fehlt nichts mehr, als daß auch die Päbste ihre Meuterei-Sprache von sich hören lassen!

Pfarrer. Eben erinnert ihr mich recht daran.

Obgleich Ruprecht, in Ansehung seiner Kaiserwürde, weder von Wenzel noch den ansehnlichern

Reichs-

Reichsfürsten angefochten wurde; so glaubte nichts desto weniger der Pabst Bonifaz deshalb ein Paar Worte darein reden zu müssen, und rückte 1403 mit seiner Approbationsformel also heraus: „Da er (Pabst!) die vielen Uebel, die aus Wenzels Nachläßigkeit noch ferner hätten entstehen können, reiflich erwogen habe: so setze er hiermit den Wenzel gänzlich ab, und bestättige die auf Ruprecht gefallene Wahl; den er somit als römischen Kaiser ernenne, seine Person approbire und für tauglich erkläre; wie auch den Mangel, falls sich einer bei der Wahl vorgefunden, durch seine Machtvollkommenheit ersetze.“

Gewiß, meine Freunde, war das eine recht auffallende Sprache von einem — Afterpabste, dem doch, wie auch seinem Nebenbuhler, Benedikt dem XIV., die vorzüglichsten Nationen und Kirchen schon lange drohten: man werde sie zur Niederlegung ihres Amtes, wenn sie dies nicht selbst von freien Stücken thun würden, wohl noch zwingen.

Schlmstr. Es ist doch zum bersten ärgerlich, daß die göttlichen Statthalter zu Rom immer mit ihrer Machtvollkommenheit sich brüsten, und des von ihren Vorfahren erstohlenen Rechtes, Kaiser und Könige ab- und einzusetzen, noch jetzt immer sich zu erfrechen kein Bedenken tragen!

Pfarrer. Im Jahr 1410 gieng Ruprecht mit Tod ab. Unstreitig hatte er die Eigenschaften

eines

eines guten Regenten. Daß er dennoch das Reich in Verwirrung zurückließ, daran war, leider! nur das getheilte Interesse der Fürsten und Stände Schuld. Wie feindselig der Erzbischof Johann von Mainz sich verhielt, wissen wir.

In der Zwischenzeit war das Loos der gesammten Christenheit noch ungleich betrübter, als das des deutschen Reichs. Das Schisma (Kirchenspaltung!) gewann, der skandalösen Pabstangelegenheiten halber von Tage zu Tage eine häßlichere Ansicht.

Der Pabst Bonifaz IX, war schon früher, als Kaiser Ruprecht, verschieden. Ein Theil der Kardinäle wählte jetzt zum Pabst, Innozenz VII., und da auch dieser bald seinen Petersstuhl verlassen mußte; so gelangte darauf Gregor XII. Indessen hauf'te und spuckte Benedikt XIII. noch immer zu Avignon.

Die Herren Kardinäle scheinen nun einmal ihre ganze Lust in's Pabstwählen gesetzt zu haben! — Im Jahre 1409 hielten sie zu Pisa eine Art Konzilium, und gaben durch eine neue Wahl, in der Person Alexanders V., der Welt — einen dritten Pabst.

Schlmstr. Zum Henker! — Da haben wir ja ordentlich eine päbstliche Dreyfaltigkeit!!!

Pfarrer. Woran die launigten Kardinäle zuverläßig ein ungemeines Behagen mußten gefun-

den

den haben. Gleich nach Alexanders Hinscheiden verfügten sie sich 1410 zu Bologna in's Konklave, aus dem sodann der Pabst Johann XXIII. hervorspazierte.

Vernehmet nur die drolligte Manier, mit welcher dieser Mann Pabst wurde. Schon einige Zeit her befand er sich als Legat zu Bologna, und hielt sich eine zahlreiche Leibwache. Wohlweislich hatte er sie jetzt mit sich in das Konklave genommen. Mit dürren Worten eröffnet er da seinen Herren Kollegen; „Falls sie einen ihm nicht anständigen Pabst wählten; würden sie nimmer aus dem Konklave entkommen.“ — Die Kardinäle brachten Manchen in Vorschlag; und keiner stund ihm an. Endlich sprach er trocken und ernsthaft; „Gebt mir den päbstlichen Mantel, ich will ihn dem künftigen Pabste umhängen.“ — Keiner ahndete dahinter eine List, und man ließ das also gelten. Kaum hatte jetzt ihr Kollega den besagten Mantel; so steht er auf; tritt damit in ihre Mitte; schaut im Kreise umher; giebt sich das Ansehen, als stünd' er im Begriffe, zu irgend einem Kardinal hinzugehen, und schwingt jetzt den Mantel — sich selbst um die Schultern, mit den Worten: „Pabst — bin nun ich.“

Schlmstr. In der That, ein ziemlich komisches Pabstwetden; wobei dieses Mal der heilige

Geist

Geist in der Gestalt der respektabeln Leibwache assistirte! — ! — Aber ließen es denn die Kardinäle gleich so auf sich beruhen, daß ihr Herr Kollega mit solch' einer Hinterlistung zum Pabst sich aufwarf?

Pfarrer. Was hätten sie thun sollen? etwa neuerdings zu einer Pabstwahl schreiten, daß die ohnehin schon so geängstigte Menschheit vollends gar mit einer päbstlichen Vierfaltigkeit wäre heimgesucht worden?! O Freunde! schon drei solcher heiligen Väter stifteten Unheil und Aergerniß genug in der Welt. Ihr könnt nicht glauben, wie bitter diese drei göttlichen Oberpriester sich haßten, verfolgten und lästerten, wie einer den andern einen Ketzer, einen Wüstling, einen Land- und Kirchenräuber, und weiß Gott, was noch alles, schalt. Es gab keinen Schimpfnamen, den sie einander nicht zuwarfen.

Bauer. Und sicher sagte einer dem andern keine Unwahrheit in den Bart. — Mein Gotr! ward die Menschheit so manchmal nur von einem Pabste wüst genug mitgenommen; wie wird ihr es erst bei drei solchen Kirchenregenten ergangen seyn?!

Pfarrer. Leider! schlimm genug. Als ein sprechendes Beispiel will ich nur gleich den Pabst Benedikt XIII. aufstellen. Unter andern muthwilligen Gewaltthätigkeiten erpreßte er von der französischen Geistlichkeit ungeheuere Abgaben. Wer

zu

zu bezahlen sich weigerte, ward mit dem Bannfluche belegt. Den Geistlichen, die sich ihrer Todesstunde näherten, ließ er noch vor ihren matten Augen alles, was sie hatten, wegnehmen. Sogar auch die den Verstorbenen geheiligten Behältnisse waren von der Raubsucht dieses würdigen Pabstes nicht verschont geblieben; denn viele der angesehenern Priester ließ er wieder ausscharren, um die ihnen mit in's Grab gegebenen Zierrathen und Kleidungsstücke abzunehmen. — — — Daß der Pabst Johann seinem Nebenbuhler es werde gleichgethan haben, beweiset wohl seine Leibgarde, die er noch als Kardinal sich beigelegt hatte. Welch' einen kostspieligen, pompösen Hofstaat wird er nicht erst jetzt als Pabst geführt haben? und dazu, meine Freunde! wird Geld — viel Geld erfordert.

Bauer. Aber um des Himmels willen! war denn Niemand, den der abscheulichen Prelereien dieser drei päbstlichen Blutigel gesteuert hätte?

Pfarrer. Zur Zeit nicht. Die vorzüglichern Mächte waren im Kriege miteinander verwickelt. Das war diesen Kirchenmonarchen eben so recht nach ihrem Wunsche; denn da hatten sie die bequemste Zeit und Gelegenheit, ihren heiligen Freibeutereien nachzugehen. — Wer hätte nun Rath und Hilfe schaffen sollen! Etwa das Reich? O! dieses gewährte nach Ruprechts Hinscheiden erst einen recht kritischen Anblick. — Ein Theil der Fürsten hatte den Markgrafen Jobst von Mähren,

ren, der andere den König Sigmund von Ungarn, einen Bruder des noch lebenden Wenzels, zum Kaiser gewählt.

Bauer. Also zu dreien Päbsten hin auch noch drei Kaiser? — O armes Reich! o geplagte Menschheit! wie wird es euch noch ergehen?! —

Pfarrer. Von Seite der Kaiser drohte dem Reiche gleichwohl kein weiteres Ungemach. Nach zwei Monaten schon starb Jobst; und Sigmund ward jetzt 1411 auf's neue erwählt. Sein Bruder Wenzel, als ein außerordentlicher Freund des Friedens, und Liebhaber einer behaglichen Lebensart, hatte sogar nichts dagegen einzuwenden, daß er ihm, was gewiß so leicht nicht erhört wird, noch obendrein seine Stimme auf den Wahltag zuschickte.

Schulmstr. Halten mir es Euer Hochwürden zu gut: Kaiser Wenzel mag immerhin ein schlechter Regent gewesen seyn; nichts desto weniger hat er in meinen Augen einen viel höhern Werth, als — mancher Pabst. — — — Sage man mir, was man wolle, der wackere Wenzel hätte vor gar vielen verdient, auf den Stuhl Petri zu sitzen. Gewiß! er würde demselben wegen seines friedliebenden Karakters, mehr Ehre gemacht haben, als schon dieser und jener Pabst. — — Und wegen seines bis'gen Schwelgens und Trinkens? — O! diese immerhin vielleicht unkaiserliche Lieblingsleidenschaft hätte man, meines Erachtens,

achtens, ihm wohl gönnen dürfen. So mancher Pabst wird, gemäß seines wälschen Naturels und Temperaments, dergleichen vermuthlich auch nicht alle Male gespart haben. Und Wenzel würde durch seine Friedensliebe dergleichen Ausschweifungen auf einer andern Seite wieder zehnfach vergütet haben. Hätte er übrigens auch gleichwohl hier und da Einem in seiner Trunkenheit den Kopf abschlagen, und zwischen die Füsse legen lassen; ei nun! dieses Schicksal würde zuverläßig nur den ungezogenen Römern, und manchem muthwilligen Kardinal begegnet seyn. . . . . Also: Vivat Wenzel!

Pfarrrr. Ich merke wohl, Schulmeister! seine vorlaute und, mitunter auch, beissende Bemerkungs-Laune hat ihn wieder etwas beschlichen. Nun weiter! Kaiser Siegmund verwendete jetzt sein Möglichstes, überall Ruhe und Ordnung zurückzubringen. — —

Bauer. Erlauben Sie, zu dem Ende wird er hoffentlich mit den drei Päbsten allererst ein ernsthaftes Wort gesprochen haben?

Pfarrer. Das sollt ihr künftigen Sonntag erfahren. Somit gute Nacht!

Achter Abend.

Gleich beim Antritt seiner Regierung erblickte nun Kaiser Sigmund wirklich ein großes, hartes Tagwerk vor sich. Wollt' er es mit einigem Erfolge angreifen; so mußte er vor allem darauf bedacht seyn, wie er die drei göttlichen Statthalter aus einander brächte. Diesen scheußlichen, skandalösen Raufereien, die allbereits 40 Jahre anhielten, einmal Grenzen zu setzen, war höchster Zeitdrang. Unselige Verwirrungen in der gesammten Christenheit hatten die letzte Stuffe erreicht. Niemand wußte mehr, woran er, in Ansehung der Religion, sich halten sollte. Jedermann wünschte sehnlichst, doch ein Mal zu wissen, wer denn eigentlich der rechtmäßige Statthalter Gottes auf Erde wäre, an den man sich in Glaubenssachen zu halten hätte. Viele sahen ihre Beichten für ungiltig an; weil sie wähnten und sagten: ein Pabst, von dessen Rechtmäßigkeit man nicht überzeugt wäre, könnte die Gewalt, Sünden zu erlassen, den Bischöfen nicht ertheilen; und eben so wenig wären auch diese befähiget, ihrer untergeordneten Geistlichkeit

eine

eine solche zu übertragen. Nicht minder setzte man Bedenken in die giltige Ausspendung der übrigen Sakramente. Und so weiter.

Kaiser Sigmund also, dem dieser Kirchen- und Religionsgreuel tief in's Herz griff, und der wohl einsah, wie so unzertrennlich die Wohlfahrt und innere Ruhe des Staats mit der kirchlichen Eintracht verwebt sey, reisete nun in eigener Person an den vorzüglichsten Höfen Europens umher, um die Fürsten, von denen einige diesem, andere jenem Pabste huldigten, dahin zu vermögen, daß sie gemeinsam und im Einverständnisse mit ihm zur Beendigung dieser dreifachen göttlichen Statthalterschaft Hand an das Werk legen möchten, damit in der Kirche wieder Ruhe und Eintracht zurückkehrte. Sigmunds eifriges Bestreben drang durch. Die ungetheilte Uebereinstimmung war: das ärgerliche Schisma könne allein gehoben und unterdrückt werden — durch eine allgemeine Kirchenversammlung; die sodann im Jahr 1414 am 5. Novemb. zu Konstanz ihren Anfang nahm.

Das erste Geschäft des Konziliums war die Vorladung der drei Päbste, um den Verhandlungen beizuwohnen, und sofort ihr Endesurtheil zu vernehmen. Gregor XII., und Benedikt XIII. erschienen nicht, sondern schickten ihre Gesandten; Johann XXIII. aber verfügte sich persönlich dahin. Ausser einem glänzenden Hofstaate und zahlreichen Personale, bracht' er, nebst einigen

Kardinälen, auch eine Menge wälscher Bischöfe mit sich. Mit einem Worte; in vollem Pompe eines heiligen Vaters trat er auf. — Somit hielt er sich zum voraus überzeugt, daß er nicht so leicht aus seinem päbstlichen Sattel würde können gehoben werden. Er mußte an diesem Konzilium sicher ein Konklave zu Bologna vermuthet haben; allein hier hatte er sich verrechnet. Ausser 22 Kardinälen waren da 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 125 Prälaten nebst 18,000 andern Geistlichen gegenwärtig. Und mit Kaiser Sigmund hatten sich auch eingefunden 19 Fürsten, 83 Grafen, 250 Doktoren, und über 80,000 Menschen von verschiedenen Ständen; darunter man 500 Musikanten und 718 fahrende Weiber (vulgo: Huren!!) zählte, welche unter dem obrigkeitlichen Schutz des Constanzer Magistrats standen. Diese Letzteren hätten an dem Orte eines heiligen (?!) Konziliums freilich nichts zu schaffen gehabt. . . . . !

Schlmstr. Erlauben Sie, Herr Pfarrer! mir jetzt eine kleine Bemerkung. Da bekanntermassen auf einem Konzilium die Kardinäle und Bischöfe über kirchliche Angelegenheiten die ausschließende Abstimmung haben; aber freilich nur nach der Vorschrift und Willensmeinung eines jeweiligen Pabstes: so däucht mir, Johann hätte, der großen und zum Theil so vornehmen Versammlung ungeachtet, doch gewonnen Spiel haben sollen.

len. Denn auſſer mehrern Kardinälen, war ſicher die Hälfte der anweſenden Biſchöfe von wälſchem Schrott und Korn. Und noch einen und den andern der übrigen Biſchöfe zu gewinnen, müßte der römiſchen Politik ein Leichtes geweſen ſeyn. Sonach konnte ja der Pabſt Johann der zuverläßigſten Stimmenmehrheit, oder was dasſelbe ſeyn mag, der erwünſchteſten Entſcheidung des heiligen Geiſtes ſich vertröſten. — —

Pfarrer. Er könnte recht haben, wenn man dieſe päbſtliche Auseinanderſetzung den Kardinälen und Biſchöfen anheim geſtellt hätte. Allein in Anſehung der drei göttlichen Statthalterſchaften geſchah jetzt die gemeſſene Entſcheidung blos mit vier — nicht biſchöflichen, oder Kardinal- ſondern **Nationalſtimmen**: nemlich nach den vorzüglichern dabey intereſſirten Nationen der Italiener, der Franzoſen, der Deutſchen und der Engländer. *) Alle drei Päbſte mußten zumal auf ihre heiligväterliche Würde unbedingte Verzicht thun. Nur dadurch glaubte man, das Uebel vom Grunde aus heben zu können. Zugleich ward der Grundſatz dekretirt und feſtgeſetzt: **„Ein Konzilium iſt über den Pabſt.“**

Das

*) Späterhin kam noch die ſpaniſche Nation hinzu, nachdem ſie ſich von der Obedienz gegen Benedikt XIII. losgemacht hatte.

Das Loos der Absetzung sprang jetzt allererst an Johann XXIII.; ungeachtet er, seine mitgebrachten Kardinäle und wälschen Bischöfe sich mächtig dagegen stemmten. Man legte ihm die Abdankungsformel zum Unterschreiben und Beschwören vor. Im Gedränge that er es. Allein gleich darauf wußte er durch wälsche Kunstgriffe den Herzog Friedrich von Oesterreich für sich einzunehmen; so daß dieser außerhalb der Stadt absichtlich ein Turnier (Ritterspiel) veranstaltete. Dieser verabredeten Gelegenheit bediente sich Johann und, in einer Knappenkleidung verhüllet, entwischte er glücklich nach Schafhausen und Freiburg, von woaus er seine päbstliche Verzichtleistung widerrief, und auf seine heiligväterliche Machtvollkommenheit pochte. — Doch man wußte seiner habhaft zu werden, und beschuldigte ihn auf dem Konzilium der scheußlichsten Lasterthaten. Man bewies ihm mit authentischen Belegen und eidlichen Zeugnissen: daß er seinen Vorfahrer durch Vergiftung aus der Welt geschafft; daß er Benefizien um theures Geld verkauft; daß er das entsetzliche Laster der Sodomie getrieben habe; und daß er endlich ein Mensch ohne alle Religion sey. — — — Laut und öffentlich murrte schon das Volk wieder diesen Wüstling, und sein Leben war in Gefahr.

Bauer. Pfui! — Und dieser sittenlose Mann wollte noch ferner als vermeintlicher

Statt-

Statthalter Christi den Stuhl Petri — schänden? — ! —

Pfarrer. Den 29. Mai 1415 mußte er sich in seine Absetzung fügen. Gregor XII. hatte sich seiner eingebildeten Würde gutwillig begeben.

Die Reihe der päbstlichen Entthronung sollte nun auch Benedikt XIII. treffen; das aber ziemlich schwer hielt: denn es war ihm nicht so leicht beizukommen, und seine päbstliche Freubeuterei war ihm weit theurer, als das Heil der schon so lange geprellten Gläubigen. Eben über seine schon vorhin erwähnte heilige Landräubereien billig aufgebracht, hatte ihn die französische Nation frühzeitig zum Lande hinausgejagt. Mit seinen Fuchskünsten erschlich er sich jedoch eine günstige Aufnahme in Spanien; wo er jetzt allen Beschlüssen und Verordnungen des Kirchenraths zu Konstanz Hohn sprach.

Kaiser Sigmund nahm nun auf Ersuchen des Konziliums, dem er aus Eifer und Liebe für die gute Sache stets persönlich beiwohnte, eine so seltene Kommission auf sich, daß er selbst nach Spanien sich verfügte, um den starrköpfigen Benedikt zur Niederlegung seiner Afterwürde zu bewegen. Vergebens. Indeß erreichte er seinen Zweck doch in so weit, daß die Könige von Aragonien, Kastilien, Portugall und Navarra die verboßte Hartnäckigkeit dieses päbstlichen Unholds näher kennen lernten, und ihm, mit Aufkündung des Gehorsams,

sams, zugleich allen fernern Schutz verweigerten. Sofort machte das Konzilium, mit dem sich nun auch die Spanier als die fünfte Nation, vereinigt hatten, einen kurzen Prozeß, und erklärte ihn den 26. Juli 1417 durch eine feierliche Sentenz des Pabstthums unwürdig und verlustig. Und so hatte denn endlich das ärgerliche, durch 42 volle Jahre anhaltende Schisma seine Endschaft glücklich erreicht.

Bauer. Dem Himmel sey Dank! Das war wohl ein großes Stück Arbeit.

Pfarrer. Mit der päbstlichen Dreifaltigkeits-Affäre wäre man nun freilich zurecht gekommen; gleichwohl hatte man das Tagewerk bei weitem noch nicht vollbracht. Das wichtigste Stück Arbeit lag noch im Hinterhalt. Es war nemlich Jedermann überzeugt, daß zur gänzlichen Hebung und Beseitigung des zeither in der Kirche herrschenden Aergernisses eine allgemeine Reformation in Haupt und Gliedern durchaus nothwendig sey; das heißt: der Pabst und seine Kardinäle, die Bischöfe und Aebte, mit Einschluß der übrigen Geistlichkeit, sollten in ihre ursprünglichen Grenzen — auf die innere und äußere religiöse Einfachheit des Christenthums — wieder zurückgebracht werden. Laut und allgemein war das sehnlichste Verlangen nach so einer Reformation (Kirchenverbesserung) schon von längerer Zeit her; und bei Gelegenheit des gegenwärtigen Konziliums sollte

nun

nun mit Ernst Hand an das wohlthätige Werk gelegt werden, und zwar noch ehe die neue Pabstwahl vorgenommen würde. Allein die Kardinäle und Bischöfe, weil ihnen dabei sehr Vieles in Verlust gegangen seyn würde, sträubten sich mit Händen und Füssen dagegen. So viel gestunden sie nach manchen heftigen Debatten (Zänkereien!) endlich zu, daß nach geschehener Pabstwahl von einiger Reform gleichwohl möge gesprochen werden.

Schlmstr. Schau doch, was die Kardinäle und Bischöfe für schlaue Füchse sind! Also erst nach der Pabstwahl sollte von ihrer Reformirung eine nur überhauptliche Rede seyn? — Sehr weislich! Da waren sie denn schon zum voraus versichert, daß, wenn sie nur einmal ihr Kirchenoberhaupt hätten, daraus gleich gar nichts werden würde. Denn da der heilige Vater bei so einer ernstgemeinten Reformation am allermehrsten auf's Spiel zu setzen hatte; so müßte er sehr wider sich selbst seyn, wenn er den Handel eingegangen hätte. Und wahrlich! der zunächst hervorschlüpfende Pabst würde sein Handwerk schlecht verstehen, wenn er aus diesem kritischen Reformationstreffen nicht mit heiler Haut sich hübsch zurückzuziehen sollte gewußt haben. Zu dem Behufe wird er nun das Ganze für einen Religionsgegenstand deklarirt, und in ausschließlichen Anspruch genommen haben; worüber ein höchst weises Gutachten untrüglichen

ches Urtheil auszusprechen, nur allein dem Statthalter Christi zukömmt, und das von rechtswegen. — — — Somit war der ganzen Sache abgeholfen.

Pfarrer. Getroffen, mein lieber Schulmeister! durchaus getroffen. In wiefern die höhere Geistlichkeit, vornehmlich der Pabst, Ursache hatten, das bereits über ihren Köpfen schwebende Reformationsgewitter zu beschwören, und zur Zeit noch unschädlich von sich abzuleiten; hierüber wollen wir uns einigen Aufschluß ertheilen lassen von einem gewissen Klemangis, Professor zu Paris, der also schreibt: „Aus dem Ueberfluß der zeitlichen Dinge sey bei den Geistlichen Stolz, Pracht, Ueppigkeit, und eben daraus ein grenzenloser Geiz erwachsen. Weil die ordentlichen Einkünfte nicht haben hinreichen wollen, um die kostbaren Tafeln, die prachtvollen Palläste, die Menge von Pferden und Bedienten, welche man nun als wohlstandsmäßige, und zur äußern Würde der Kirche und dem Ansehen ihrer Diener nothwendige Dinge betrachte, zu unterhalten: so habe man auf außerordentliche Mittel denken müssen."

„Den Anfang hätten die Päbste gemacht, daß, weil sie an Würde über Könige und Kaiser weit erhaben seyn, sie auch einen glänzendern Staat und Hof, als diese, führen müßten. Daher sey es gekommen, daß sie die von den Vätern, und ihren eigenen Vorfahren so sehr verfochtenen freien Wahlen der Bischöfe, durch ihre Reservationen

der Bisthümer und anderer Benefizien, nun selbst umgestossen."

Bauer. Erlauben Euer Hochwürden! Was hat es denn für eine Beschaffenheit mit den Reservationen der Bisthümer und Benefizien?

Pfarrer. Reservation ist eigentlich ein lateinisches Wort, und heißt: „Vorbehalt." In Ansehung der Bedeutung, oder vielmehr Anwendung, welche die Päbste von diesem Worte zu ihrem weitumfassenden Vortheil machten, muß ich schon wieder etwas weiter ausholen.

Die Könige und Kaiser, wie ihr euch noch zurückerinnern werdet, hielten es für Pflicht, ein erledigtes Bisthum alle Male mit einem tauglich scheinenden Subjekte wieder zu besetzen. *) Unangefochten hatte das seinen Fortgang bis zur Zeit Heinrichs IV. Unter welchem nichtswürdigen Vorwande der Pabst Gregor VII. diesem Kaiser sein, von urdenklichen Zeiten her ererbtes Recht abzutrotzen suchte, und was für blutige Händel er darüber mit ihm anfieng, das wird euch noch wohl bekannt seyn **). Nicht minder muß euch noch frisch im Gedächtnisse haften, wie Kaiser Heinrich V. seinem, bis auf jenes seltsame Konzilium unter dem Pabst Kalixtus II. behaupteten Rechte entsagen mußte. ***) Von jetzt an geschah die Besetzung der

*) S. I. B. I. Ab. S. 36.
**) S. I. B. III. Ab. S. 133, — —
***) S. I. B. IV. Ab. S. 229 — 230.

der erledigten Bisthümer durch die Wahlfreiheit der betreffenden Geistlichkeit, und bald nachher der sogenannten Domkapitel.

Zuvor hatten die Päbste und ihre Kreaturen den Kaisern immer den Vorwurf gemacht: sie bedächten nur stets ihre Günstlinge mit Bisthümern, die gewöhnlich für ein so wichtiges Amt keine, oder nur geringe Fähigkeit besäßen. Ob und in wiefern nun aber einem bischöflichen Kirchensprengel durch die Wahlfreiheit der Geistlichen (Domkapitel!!) bessere Vorsehung möge geschehen seyn; darüber muß schon Kaiser Friedrichs I. Ausspruch uns doch immer so viel gelten, als der eines Pabstes oder Bischofs. Dem Erzbischof Philipp von Köln sagte er einstmals bei Gelegenheit: „Begnügt euch mit den Rechten, die ihr vorgefunden zu haben vorgebt; hauptsächlich aber mit der Wahl der Bischöfe, von welcher ihr sagt, daß sie nach der Vorschrift der Kirchensatzungen geschehe. Doch müßt ihr wissen, daß zur Zeit, wo die Kaiser Bischöfe ernannt haben, es mehrere rechtschaffene gegeben hat, als jetzt, wo sie von euch gewählt werden; denn sie (die Kaiser) sahen auf Verdienste, da man hingegen jetzt nur nach Gunst und Absichten handelt." — — —

Diese

Diese Wahlfreiheit hatte Statt bis auf den uns sehr wohlbekannten Pabst Innozenz III., welcher der erste war, der das von seinen Vorfahren unangefochtene Wahlrecht der Geistlichkeit kassirte, und die Bisthümer ausschließend und eigenmächtig vergab. Seine überaus gelehrigen Nachfolger ahmten ihm hierinfalls treulich nach; und übertrafen ihn wohl noch. Denn sie dehnten diese ihre Anmassung auch auf geringere Benefizien aus, womit sie, recht nach Judenmanier, schacherten. Dem Meistbiethenden ward, je nachdem es Einer vermochte, für gleich baare Bezahlung ein Bisthum, oder eine anderweitige geistliche Pfründe (Benefizium) zugeworfen.

Bauer. Verzeihen Sie, Herr Pfarrer! das scheint mir unbegreiflich, und beinahe nicht glaubwürdig. — Da hätten ja die Päbste des ärgernißvollen Lasters der Simonie sich schuldig gemacht, worüber Gregor VII. ein so lärmendes Zettergeschrei wider Kaiser Heinrich IV. erhob; ob er ihn gleich dessen nicht überführen konnte.

Schulmstr. Ei, Nachbar! nach allem Zeitherigen zu urtheilen, scheint mir aber auch, daß die Päbste, mit ihrer arroganten Unfehlbarkeit noch nicht begnüget, sich zugleich auch das Privilegium einer gewissen Unsündlichkeit beigelegt haben; daß sie folglich eine lasterhafte Handlung, von Seite ihrer, für Tugend ausgeben und deklariren können. . . . .

Pfar=

Pfarrer. Seine immerhin vorlaute, und anbei etwas unfeine Bemerkung ist gleichwohl so grundlos nicht. Gregor VII. entblödete sich wirklich nicht, zu behaupten: „Ein jeweiliger Pabst besitzt eine Art „Unsündlichkeit." — (Impekkabilität?!) — Gewiß! „Infallibilität" und „Impekkabilität" sind für einen heiligen Vater gar sehr ersprießliche Wortlaute. — — Ferner äußerte dieser Pabst in seinen Briefen mehr als ein Mal: Ein römischer Pabst, wenn er auf eine kanonische (vorschriftmäßige?!) Art sey erwählt worden, werde durch die Verdienste des heiligen Petrus ganz gewiß heilig."

Schlmstr. Vortrefflich! Also durch die Verdienste des Apostels Petrus wird ein Pabst heilig? —! — Hab' ich doch in meinem Leben weder anders gelesen, noch anders gehört, als daß man nur durch die Verdienste Christi selig werde. — Sohin hat es wohl alles Ansehen, daß die Päbste auf Jesum, für dessen Statthalter sie doch wollen angesehen seyn, wenig Respekt und Kredit haben müssen. Aber freilich möcht' es auch wohl seyn, daß sie den lieben Heiland, im Vergleiche mit ihnen, nur für einen blödsinnigen Religionspfuscher gehalten haben; weil er so kurzsichtig war, und in seinen evangelischen Vorschriften und heilbringenden Lebensregeln nicht wenigstens für diesen

und

und jenen Fall die Befugniß ausdrücklich ihnen einräumte: ein Laster für Tugend passiren zu lassen. . . . !

Pfarrer. Das jetzt bei Seite! — Das allererst den Kaisern mit Brutalität abgepochte Benennungsrecht der Bischöfe, und sodann die der Geistlichkeit zuerkannte, aber nach einigem Zeitverlaufe ihr wieder abgenommene Wahlfreiheit, nannten nun die Päbste „Reservation" oder Vorbehalt. Daß sie mit dergleichen listig erstohlenen Reservationen, auf Kosten der Religion und Sittlichkeit, den schändlichsten Geldwucher trieben, und also in vollem Sinne des Worts das Laster der Simonie begiengen: hierüber wollen wir nur gleich wieder den Professor Klemangis reden lassen. „Daß dabei" (bei den Reservationen), fährt er fort, „nur aufs Geld angesehen gewesen, sey daraus klar, weil von dieser Zeit an lauter unnütze, schlechte und unwissende Menschen zu einem geistlichen Amt wären befördert worden, wenn sie nur Geld hatten. Den nemlichen Grund hätten auch die Reservationen der geringern Benefizien, und die Anwartschaften auf dieselben. Dadurch seyen die ordentlichen Patronen um ihre Rechte gekommen; überhaupt aber den Würdigern fast aller Weg zu Kirchenämtern versperret worden." — „Endlich seyen auch eben daher die mit unzähligen Misbräuchen begleiteten Spolien und Annaten geflossen."

Bauer.

Bauer. Wo will es denn da mit den Anwartschaften hinaus? Ich will doch nicht hoffen, daß die Päbste vielleicht gar ein Bisthum oder Benefizium an Jemanden verkauften, bevor der zeitherige Besitzer desselben mit Tode abgegangen war!

Pfarrer. Nicht anders. Und da war es denn, leider! kein seltener Fall, daß mancher Geistlicher, der seinem anwartschaftlichen Nachfolger zu lang lebte, von diesem mit einer elenden Banditenmanier aus der Welt geschafft ward. Mit solchen verworfenen Bubenstücken der Vergiftungskunst wußten von jeher ganz besonders umzuspringen die wälschen Pfaffen, die mittelst dieser, von den Päbsten verkauften Anwartschaften (Expektanzen!) häufig auf deutsche Benefizien sich eindrangen.

Schlmstr. Gott! welch' entsetzliche Greuelthaten — hervorgebracht durch den unersättlichen Geldgeiz der römischen Päbste! — ! — ! —

Bauer. Euer Hochwürden erwähnten vorhin auch etwas von „Spolien" und Annaten." Was ist wohl das für ein römisches Kauderwälsch?!

Pfarrer. Spolium, ursprünglich wiederum ein lateinisches Wort, heißt in seiner eigenthümlichen Bedeutung: **Raubgut**;" welches jetzt die Päbste gleichfalls in ihr Revenüen-Register eingetragen hatten. Damit jedoch das Gehässige seiner ursprünglichen Bedeutung nicht so grell auf-

fallen

fallen möchte, unterlegten sie diesem Worte einen ganz fremden und mildern Sinn, vermöge dessen es nichts anders anzeigen sollte, als. „eine geistliche Verlassenschaft.“ Unter solchem vermetamorphisirten (verwandelten) Spolientitel zog ein zeitlicher Pabst alle hinterlassene Habschaften eines erblichenen Geistlichen an sich. Ueber das eignete er den ganzen Ertrag eines Bisthums oder Benefiziums, von der Erledigung an bis zur Wiederbesetzung, sich zu. Das warf denn gewiß eine reichliche Ausbeute — vulgo: Räuberei ab, dadurch aus unserm lieben Deutschland alljährlich unermeßliche Summen nach dem üppigen, schwelgerischen Rom wanderten.

In kurzem Verfolge begnügten sich die Päbste mit den einsweiligen Benefizienerträgnissen, bis zur Besetzung derselben, nicht mehr; sondern der damit Bedachte mußte seiner päbstlichen Heiligkeit den ganzen jährlichen Ertrag vorhinein ausbezahlen. Das sind nun „die Annaten.“

Da aber begreiflicher Dinge mancher arme Wicht von Geistlichen solche Vorausbezahlungen zu erschwingen außer Stande war; so blieb der Weg zu erledigten Benefizien nur den Vermöglichern offen, welche gar oft mehrere solcher feilen Pfründen zusammenkauften. Wie so sehr dies zum Ruin der Kirche, der Religion und der guten Sitten gereichte, das wollen wir aus der treuen Schilderung eines berühmten Schriftstellers und zugleich

Kirchen=

Kirchenprälatens ersehen, wo es unter andern heißt: „Manchmal hat eine einzige Person so viele geistliche Ehrenstellen, Würden und Benefizien beisammen, daß fünfzig bis sechszig geschickte und gelehrte Männer den reichlichsten Unterhalt davon haben würden. Aus diesem schädlichen Misbrauch erfolgt denn der Zerfall der Kirchen, der Abgang des Gottesdienstes, und der Untergang der Wissenschaften; weil diejenigen, die sich auf dieselben legen, keine Versorgung zu hoffen haben. — Was soll ich erst sagen von den Knaben, die noch den Gebrauch ihrer Vernunft nicht einmal haben, und dennoch schon mit Benefizien überhäuft sind? — — Viele Kirchen gehen hauptsächlich darum zu Grunde; weil ihre Würden, Aemter und Pfründen von Kurialisten (Schreibern und Kanzelisten am römischen Hofe!) besessen werden, von welchen, wenn auch einer mit Tod abgeht, der Pabst immer wieder einen andern Kurialisten damit versieht; so daß sie für allzeit bey dem römischen Hof bleiben.“

Schlmstr. O Päbste! in welch' einer immer noch mehr häßlichen Gestalt zeigt ihr euch!

Pfarrer. Nun auch etwas Weniges von den Kardinälen, über welche Klemangis diese Schilderung macht: „Wenn man ihren aufgedunsenen Geist, ihre hochtrabende Worte, ihre ungewöhnlichen Grimassen und Gestikulationen (Geberdungen und Ziererеien!!) betrachte; könne ein Künstler, der das Bild des Hochmuths entwerfen wolle, nicht

nicht besser thun, als wenn er einen Kardinal nach der Natur mahle. . . . Da sie anfangs bestimmt gewesen zu predigen, zu taufen, und Sakramente zu reichen; indem sie ursprünglich die ordentlichen Pfarrer von Rom waren: hätten sie jetzt so weit um sich gegriffen, daß sie nicht allein die Bischöfe verachteten, die sie nur „Bischöflein's" zu nennen pflegten; sondern auch den Königen selbst gleich zu seyn sich dünken. Um nun aber einen königlichen Hofstaat führen zu können, würden Benefizien auf Benefizien gehäuft; so daß sich selbe bei manchen auf mehrere hundert beliefen, wodurch der Gottesdienst in den Kirchen gänzlich litte, manche Kirchen und Klöster zusammenfielen, und überhaupt die Kirchenzucht zu Grunde gienge: zu geschweigen derjenigen Kunstgriffe, deren man sich bediene, um Geld von denen herauszupraktiziren, welche etwas an dem päbstlichen Hofe suchten." — — —

So viel von der ehrsamen Kardinalszunft. Nun auch etwas von den Bischöfen, über die sich Klemangis also ausdrückt: „Was es Wunder sey, daß sie sich durch die Wolle und mit der Milch ihrer Schäfchen fett zu machen, und zu bereichern suchten, nachdem es ihnen selbst so theuer zu stehen gekommen, bis sie (durch den Pabst!) zu ihrem Amte gelanget sind. Sie glaubten, sie dürfen nichts umsonst thun und hingeben; weil auch sie nicht umsonst bekommen, was sie hätten. Wenn

einer ihrer Geistlichen eines Verbrechens beschuldigt werde, komme es nur darauf an, ob er die ihm angesonnene Geldsumme aufbringen könne; dann dürfe er ganz frei und ungehindert seines Wegs ziehen. — — Die Gerichtsbarkeit der Bischöfe werde überhaupt auf eine so gewaltsame Art ausgeübt, daß die Leute eher wünschten, vor dem grausamsten Tirannen, als vor einem geistlichen Richter angeklagt zu werden; ins Besondere könne man nicht genug beschreiben, wie viel Uebels ihre Fiskalen (bischöflichen Rentmeister!!!) anstifteten. — Noch ganz besonders führte Klemangis bittere Klagen, daß die Bischöfe so wenig in ihren Diöcesen sich aufhielten; sich des Predigens schämten; dieses wichtige Geschäft den Bettelmönchen überließen: und überhaupt ihr größtes Geschäft nur darein setzten, wie sie wacker Geld zusammenscharrten. — — Auffer mehrern deutschen Schriftstellern und Geschichtschreibern, führt ein anderer Franzose, der berühmte Kanzler der Pariser Universität, Gerson, dieselbe Sprache.

Hieraus, meine Freunde! möget ihr leicht ersehen, wie vieles an den Päbsten, ihren Kardinälen, den Bischöfen u. s. w. zu reformiren wäre; wie so sehr aber auch diese Herren — sammt und sonders Ursache hatten, sich aus allen Kräften gegen eine solche gefährliche Neuerung zu setzen. Sofort hielten sich die Kardinäle und Bischöfe an dem nunmehr neuerwählten Pabst Martin V., — als ih-

rem

kein einzig sichern Stützpunkte und undurchdringlichen Bollwerke — so steif und fest, daß sie ganz unverletzt blieben. Denn vergebens hatte jetzt Sigmund, im Vereine mit den übrigen Nationen, in den neuen Pabst gedrungen, daß er die so sehnlich und allgemein verlangte Kirchenreformation seines gnädigsten Augenmerks würdigen möchte.

Um jedoch so zerschiedene und mächtige Nationen nicht zu auffallend vor den Kopf zu stossen, trat jetzt Martin in geheime Unterhandlungen, und schloß mit jeder ein besonders Konkordat ab. — Was wollten nun die Deutschen, die sich auf dem Kampfplatze von den übrigen Nationen verlassen sahen, unternehmen? — Sie waren genöthiget, mit dem heiligen Vater gleichfalls ein Konkordat einzugehen; wo sie aber mit einigen allgemeinen Zusicherungen nur geäffet wurden; denn im Grunde erfüllte der Pabst nachher nicht **einen** Punkt. Zum Belege dafür nur dies. Unter andern hatten der Kaiser und die deutsche Nation verlangt: der Pabst möchte die Zahl der Kardinäle auf 24 einschränken, also zwar, daß in der Hinkunft aus jeder Nation gleich viele sollten ernennet werden. Martin ertheilte hierüber sein feierliches Wort, ohne es aber nachher nur im geringsten zu erfüllen.

Bauer. Das sind mir wortbrüchige Leute — die Päbste!

Pfarrer. So sehr die Deutschen auf Verminderung der Kardinäle, und anbei auf ein gleich-

 förmiges

förmiges Zahlenverhältniß derselben aus jeder Nation zu dringen Ursache hatten; so hatte der Pabst auf der andern Seite einen nicht minder wichtigen Beweggrund, ihr Gesuch unerfüllt zu lassen.

Der Päbste Lieblingsgeschäft war von jeher, eine Menge Kardinäle zu ernennen, deren Anzahl stets 70 übersteigt. Da nun ein jeder dieser Purpurmänner bekanntermassen auf Kosten fremder Nationen einen mehr, als fürstlichen Staat führt; so meinten die geraden biedern Deutschen, daß 24 solcher päbstlichen Konsistorialen der Welt noch genug zur Last seyn könnten. Einer ganz entgegengesetzten Meinung mußten die Päbste seyn. Auffer dem, daß sie an den Herren Kardinälen die getreuesten Verfechter und Beförderer ihrer stolzen Anmassungen und Staatseingriffe hatten; so waren diese zugleich auch die mächtigsten Hauptstützen und Tragsäulen des römischen Weltthrones. Die Päbste würden also ganz gegen ihr Staatsinteresse gehandelt haben, wenn sie die glänzende Kardinalszunft auch nur vereinfachet — simplifizirt, zu geschweigen, noch gar vermindert hätten. Und das Zahlenverhältniß der Kardinäle auf jede Nation gleich herstellen? ei ja! davor hüteten sich die Päbste recht vorsichtig. Denn zur Durchsetzung ihrer herrschsüchtigen Pläne und interessirten Absichten taugte und paßte vorzugsweise nur der wälsche Karakter; daher war es auch ein sehr natürlicher Grundsatz, daß sie zu Kardinälen fast

durch=

durchgehends nur Italiener erkieseten. Um aber nebenher auswärtige Nationen doch in erträglicher Laune zu erhalten, nahmen sie auch von diesen hier und da Einen in das sogenannte Kardinalskollegium auf. In diesem Falle wurden die Franzosen und Spanier, welche ihrer treuern Anhänglichkeit und ihres blinden Gehorsams wegen, vor andern Nationen stets die Lieblinge des römischen Hofes waren, vorzüglich begünstiget. Indeß darf man sicher annehmen, daß die Zahl der wälschen Kardinäle gegen die der übrigen Nationen immer zwei Drittheile ausmacht. Den Deutschen, welche den römischen Päbsten stetsfort eine der verhaßtesten Nationen waren, widerfuhr nur selten das alberne Glück, daß aus ihrer Mitte Einer zum Kardinal geschaffen wurde. Noch heut zu Tage gehört ein deutscher Kardinal unter die größten Seltenheiten von der Welt. *) Aber freilich zeigten sich unsere lieben Landsleute auch immer etwas derber und störriger gegen die heiligen Freibeutereien der Päbste, der Kardinäle und u. s. w., als andere Nationen; und darum eben führten sie auf gegenwärtiger Kirchenversammlung auch die lauteste, nachdrück-

*) Allmählig behauptete aber doch ein weiland deutscher Kaiser, so wie jeder andere katholische Souverain, das Recht, dem Pabste einen und andern Kardinal des deutschen Reiches vorzuschlagen. Die von katholischen Souverainen vorgeschlagenen, und von dem Pabste creirten Kardinäle werden eigentlich Kronkardinäle betitelt, wovon aber fast nie aus politischen Gründen Einer zum Pabstthume gelangt.

drücklichste Sprache für eine allgemeine Reformation in Haupt und Gliedern. Um dieses Ungestüms der Deutschen los zu werden, hob der Pabst Martin V. am 22. April 1428 das Konzilium auf.

Schlmstr. Der kürzeste Weg, aus dem Gedränge zu kommen, mag das wohl gewesen seyn. Indeß sollt' ich doch vermuthen, daß diese eigenmächtige Hintertreibung einer heilsamen Kirchenreformation den Päbsten und ihren Kreaturen, über Kurz oder Lang, doch übel bekommen könnre: denn eine muthwillige Handlung hat am Ende ihre Strafe alle Male in der unfehlbaren Folge zu gewarten.

Pfarrer. Hierüber dürfte uns die Zeit, wills Gott, einen genügenden Aufschluß geben.

Uebrigens lieferte das Konzilium zu Konstanz eine Thathandlung, worüber sich in Deutschland, besonders in Böhmen einer der greuelvollsten Kriege entspann.

Bauer. Ach Gott! wie bang wird mir! Man wird doch hierzu nicht die Religiou mit in's Spiel gebracht, und zur leidigen Veranlassung genommen haben?!

Pfarrer. Leider! Während des zwei und vierzigjährigen Schisma, wo die Päbste zum größten Aergerniß, und auf theure Kosten der geprellten Menschheit, so häßliche Balgereien miteinander verübten, gab es gelehrte, rechtschaffene Männer, die

es

es mit der lautern Wahrheit eben so redlich, als mit ihren gefoppten und geplünderten Mitbrüdern, herzlich gut meinten. Da that sich in England ein Mann, der Wiklef hieß, besonders hervor, und schilderte in öffentlichen Schriften den sittenlosen, ärgerlichen Wandel der Päbste, der Kardinäle, der Bischöfe, und des übrigen Pfaffenthums mit so grellen, aber treffenden und lebendigen Farben, daß selbst der gemeine Mann mit seinem geraden schlichten Menschenverstande sein Verlangen nach einer Kirchenreformation allbereits laut werden ließ. — — — Stärker und muthiger, als Wiklef, sprach der Wahrheit das Wort ein Johann Huß, Prediger und öffentlicher Lehrer (Professor) an der hohen Schule zu Prag, der seiner Gelehrsamkeit sowohl, als seines untadelichen Wandels wegen, von den Böhmen ungemein geschätzt und geliebt war.

Huß nun lehrte und behauptete unter andern ohne Scheu und Zurückhaltung: daß jeder Landesherr nicht blos befugt, sondern wohl auch verpflichtet sey, den Geistlichen ihre überflüssigen Einkünfte und Güter zu nehmen: denn nur dies sey der kürzeste und sicherste Weg, ihnen ihre schmutzigen Schwelgereien, und zügellosen Ueppigkeiten zu verleiden, und sie auf den Pfad der Tugend und Sittlichkeit wieder zuzuleiten. — Besonders heftig fiel er über die Bettelmönche her, mit der Behauptung: „Nicht von einem guten, sondern

schlech-

schlechterdings nur von einem bösen Geiste könnten sie angesiedelt seyn: weil sie ihren Unterhalt nicht, wie es doch die göttliche Vorschrift heische, durch Arbeit und standesmäßige Betriebsamkeit; sondern, lediglich nur durch unverschämtes Betteln, und mit Hilfe der schändlichsten Betrügereien sich erwärben."

Hussens fernere Lehre war: „Wenn der Pabst, anstatt durch unbescholtenes und erbauliches Verhalten Christo und dem heiligen Petrus es nachzuthun, öffentlich einen ärgernißvollen Lebenswandel führe: so müßte er von den weltlichen Gerichtshöfen zur Strafe gezogen und, im Falle des Nichtbesserns, auch abgesetzt werden." — Daraus ergebe sich die Folge von selbst, daß die gesammte Geistlichkeit, ohne Unterschied und Ausnahme, sobald von ihrem Wandel und persönlichen Verhalten die Rede sey, unter die weltliche Gerichtsbarkeit gehöre." — — —

Schlmstr. Nun! — Dieser Huß stellt jetzt da mit einem Male ganz andere Grundsätze auf, als dort Gregor VII. gethan hat; *) und seine Nachfolger treulich in's Werk setzten. Nur bin ich jetzt begierig, in wieweit Huß mit seinem Wagestück auslangte.

Pfarrer. Bald, meine Freunde! sollt ihr das erfahren.

Auffer

*) S. I. B. III. Ab. S. 216 — 217.

Auffer den so eben angeführten Grundsätzen, brach er auch in eben so bittern als gerechten Tadel über die unzähligen Misbräuche in der Kirche aus; und besonders streng nahm er die Abläße unter seine Geisel. In wiefern er hierzu Ursache mochte gehabt haben, das laß ich euch selbst aus Nachstehendem beurtheilen.

Während des Schisma überwarf sich der Pabst Johann XXIII. mit dem König von Neapel so sehr, daß er ihm das Königreich mit den herkommlichen Formalitäten rundweg absprach, und damit einem französischen Prinzen ein Geschenk machen wollte. — — Gewiß erinnert ihr euch hier unwillkührlich an den Pabst Klemens IV., und an Karl von Anjou; vorzüglich aber an Manfred und den unglücklichen Konradin. *) Doch gegenwärtigem Könige wollte das Schicksal besser. Er verhöhnte den päbstlichen Machtspruch und — wohlgehalten und kummerfrei blieb er im Besitze seines Königreichs; ob ihm gleich Johann selbst einen Krieg an den Hals geworfen hatte.

Schlmstr. Bravo! Also schon wieder ein Pabst auf dem Kriegstheater?!

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! Kriegführen war zu damaliger Zeit weder bei den Päbsten, noch weniger bei den Bischöfen und Aebten etwas Seltenes. Hierüber drückt sich ein aufrichtiger

*) S. I. B. V. Ab. S. 341 — 346.

tiger Geschichtschreiber, Eberhard Windeck, mit diesen Worten aus: „Also stund es in der Christenheit mit der Pfaffheit. Wo man Böses hörte, oder Krieg war, und man fragte: wer thut das, do hieß es: Der Bischof, der Probst, der herrlich Dechan, der Pfaff.“ ..... Wirklich geschah es vielfältig, daß zwischen Bischöfen und ihren Bürgern und Unterthanen es gar oft zu blutigen Fehden kam. Blieb der Sieg auf Seite der Bischöfe, so ließen sie wacker Köpfe abhauen, radbrechen und viertheilen. — — Doch weg von dem, und wieder auf Johann XXIII.

Dieser Pabst also hatte mit baarem Ernste dem König von Neapel Krieg angekündet. Da nun das Kriegführen doch immer kostspielig ist, und er in seinen eigenen, reichlich gespickten Geldsäckel selbst nicht zu tief greifen mochte: so schrieb er in der lieben Christenheit eine allgemeine Steuer aus; und zwar unter dem reizenden Titel „**einesvoll kommenen Ablasses.**“

Bauer. Nun bei meiner armen Seele! wer sollt' es jetzt dem redlichen, wohlmeinenden Huß verargen, daß er beissende Anspielungen auf die Ablässe, und anbei doch wohl auch auf die Beutelschneidereien des römischen Hofes sich erlaubte? — Ich hatte bisher immer so eine gewisse heilige Ehrfurcht für die Ablässe; nunmehr aber weiß ich wahrlich nicht, was ich von so einem päbstlichen Dinge da denken und halten soll!!

Pfar-

Pfarrer. Wenn ich euch frage: was denn eigentlich ein Ablaß sey? könnt ihr mir wohl eine bestimmte Antwort darauf geben? — Was meint ihr?

Bauer. Je nun! ich war bisher des festen Glaubens: ein Ablaß sey, nach Befreiung von der Sündenschuld und Höllenstrafe, auch Nachlassung der zeitlichen Strafen, die uns Gott der Sünde wegen zugedacht hat.

Pfarrer. Richtig! so heißt es beiläufig, nach dem Sinne und der Willensmeinung der **päbstlich-katholischen** Theologen, noch immer in unsern Katechis'men — auf Kosten des ursprünglichen Christenthums. Allein ein sogenannter vom Pabste, oder meinetwegen von der Kirche verliehener, Ablaß befreiet uns weder von der Sündenschuld, noch viel weniger dürfen wir uns gleich so zutraulich schmeicheln und übereilen, daß dadurch die wegen der Sünde von Gott uns etwa zugedachten zeitlichen Strafen erlassen werden. — — Nur allein durch aufrichtiges Bereuen und ungeheucheltes Schuldiggeben unserer Vergehungen (meinetwegen **in sofern** — durch **eine Beicht**, um sich bei dem Beichtvater Raths zu erholen, und denselben zur möglichsten Besserung des Lebenswandels genau zu befolgen :) erhalten wir bei Gott wirkliche Befreiung von unserer Sündenschuld, womit ein gewöhnlicher Ablaß im Grunde durchaus nichts zu schaffen hat.

Ob und in wiefern wir übrigens von dem lieben Gott, auſſer der Verzeihung der Sündenschuld, auch die Erlaſſung der zeitlichen Strafe uns gleich ſo zuverläßig verſprechen dürfen; das, meine Freunde! müſſen wir mit kindlicher Hingebung ganz nur ſeiner väterlichen Güte und Weisheit anheimſtellen. Zudem müßt ihr wiſſen: zeitliche Uebel ſind gar nicht alle Male als wirkliche Strafen Gottes; ſondern öfters als väterliche Winke zu unſerer Umkehr vom Wege des Laſters zur Tugend anzuſehen: und dann ſind manche zeitliche Uebel gar vielfältig natürliche und unvermeidliche Folgen ungebührlicher vorher begangener Ausſchweifungen.

Nun über die zerſchiedenen Beziehungen und Verhältniſſe dieſer Strafen ſowohl zu einander ſelbſt, als auch zum Sünder, kann uns weder der Pabſt, noch auch die geſammte Kirche eine befriedigende Auskunft geben; am allermindeſten aber eine Enthebung oder Freiſprechung davon uns zuſichern. — — Kurz von der Sache: „Ablaß iſt eigentlich und urſprünglich nichts mehr und nichts weniger, als Erlaſſung gewiſſer Strafen, welche ehemals die Kirche einem Sünder für gewiſſe Verbrechen zuerkannt und auferlegt hatte.“ Daß es dem ſo ſey, und daß dagegen die Päbſte und ihre Theologen mit ihrer gewöhnlichen Ablaß-Erklärung (Definition!), ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: mit blöder Einfalt

oder

oder gefliſſentlicher Bosheit, die Leute geäffet und recht derb geprellt haben; darüber nun ſoll die Ablaßgeſchichte ſelbſt, in ihrem erſten Urſprunge und fernern Verlaufe, uns hinreichende Auskunft ertheilen. Sicher ſollt ihr in der ganzen Sache eine deutlichere Kenntniß erlangen.

Im Anfange der Chriſtenheit war es faſt durchgängig angenommene Sitte, daß ſolche, die öffentlich ein grobes Verbrechen begangen hatten, deswegen auch einer öffentlichen Büßung ſich unterziehen mußten, um ſo das einer Chriſtengemeinde öffentlich gegebene Aergerniß vor aller Gläubigen Augen möglichſt zu tilgen. So einem Büßenden wurde die Schuld ſeines Verbrechens nicht eher erlaſſen, er hatte denn zuvor die ihm zuerkannte Bußübung entweder ganz, oder doch zum Theil erfüllet. Im Verfolge ward dieſe Büßung auch auf diejenigen ausgedehnt, die geheimer Vergehungen ſich ſchuldig wußten. Dies Letztere aber hatte noch zur Zeit nur auf dem Wege der Willkührlichkeit von Seite des geheimen Sünders Statt. Denn es fanden ſich ängſtlich-fromme Seelen, die ſich einen betagten, rechtſchaffenen und einſichtsvollen Prieſter auserſahen, demſelben, um der Rathserholung willen, ihren ganzen Gewiſſenszuſtand redlich offenbarten, und ihre geheimen Sünden aufrichtig bekannten. Dergleichen eifrige Chriſten unterwarfen ſich nachher, gleich den Verbrechern, ebenfalls einer öffentlichen Bußübung; aber blos **freiwillig.**

Der

Dergleichen öffentliche Büßer waren zur Zeit in vier Klassen eingetheilt. In die erste gehörten die, welche sich vor die Kirchenporte hinstellen mußten, und den **Vorbeigehenden** ihre öffentlich verübten Verbrechen mit bitterer Wehmuth bekannten, zugleich wegen des daraus entstandenen Aergernisses um christliche Nachsicht flehten. Zur zweiten Klasse wurden solche gezählt, die ihre geheimen Sünden einem Priester bekannt, oder gebeichtet, und die ihnen zugedachte Bußübung aus willkührlichem Eifer auf sich genommen hatten. Diese gestunden ihre verborgenen Fehltritte den Vorübergehenden nicht; sondern bereueten dieselben nur überhaupt und im allgemeinen. — — Die Büßer der dritten Klasse stunden im Vorhofe an einem Orte, den man Narther hieß, und empfahlen sich der Fürbitte derjenigen, welche sich von ihnen weg in die Kirche verfügten. Solche durften schon dem Gottesdienste beiwohnen; aber nur bis zum Evangelium: *) wo sie sodann, auf Ansin-

*) In der ersten Christenheit war der Eingang (Introitus!) zur Gottesverehrung allererst das Absingen erbaulicher Psalmen und Lieder, sodann das Ablesen und Erklären des Evangeliums — des göttlichen Wortes. War das alles zu Ende, dann rief der Diakon denen, die als öffentliche Büßer nicht recht eigentlich zur heiligen Christengemeinde gehörten, und anbei auch den Katechumenen, mit lauter Stimme zu: „Ite, Missa est“ — d. i. „Geht! die Messe, nemlich die Abendmahlsfeier beginnet jetzt.“ — Gegenwärtig aber, und zwar schon seit langer Zeit, heißt, Ite missa est, soviel als: Geht nur wieder heim! man ist mit der Messe schon fertig.

Ansinnen des Diakons, sich wieder hinausbegeben mußten. Wieder andere mußten nach geendigtem Gottesdienste durch diejenigen, die Katechumenen hießen, d. h. zur Taufhandlung vorbereitet wurden, hindurchgehen, und sich vor dem Bischof und der ganzen Gemeinde zu Füssen werfen, welche einige Gebethe über sie hersagten. War dies geschehen; so mußten sie sich entfernen. Endlich die in der vierten Klasse, deren Bußzeit schon nicht mehr streng war, und bereits zu Ende gieng, durften dem ganzen Gottesdienste beiwohnen; von der Kommunion selbst aber blieben sie noch ausgeschlossen.

Alle diese in zerschiedene Klassen eingetheilten öffentlichen Büßer waren nebenher noch verbunden, unterschiedliche fromme Werke auszuüben, z. B. Fasten, Bethen, den Armen beispringen, auch von erlaubten Lustbarkeiten sich zurückziehen. Hatte nun Einer die bestimmte Zeit der Büßung zurückgelegt, und sichere Zeichen der Bekehrung — der Sinnesänderung an sich seheu lassen: so wurde er auch öffentlich vor der ganzen Gemeinde vom Bischofe losgesprochen, und mit Darreichung des heiligen Abendmahls wieder in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen.

Bauer. Das waren ziemlich strenge, und wohl auch langwierige Kirchenbußen! Wurden sie nicht zu Zeiten gemildert und abgekürzet?

Pfarrer. Doch ja. Aus wichtigen Ursachen ließ der betreffende Bischof so einem Büßenden einen Theil der zuerkannten Strafe nach, die er gemäß der Kirchenvorschrift noch hätte erstehen sollen. Solche Abkürzungen der Bußzeit pflegten gemeiniglich alsdann zu geschehen, wenn der Büßende eine herzliche Bereuung seiner groben Vergehungen, und einen besondern Eifer, zu seinem Gott wiederzukehren, zeigte; oder auch, wenn er während der Bußzeit in eine schwere Krankheit verfiel. Auch war der Fall nicht selten, daß ein öffentlicher Bekenner des Christenthums (Konfessor), welcher des Glaubens wegen im Gefängniß schmachtete, und den Martertod oft vor sich sah, für so einen Büßer bei dem Bischofe und der Gemeinde eine schriftliche Fürbitte einlegte; besonders hatte das Bußabkürzen Statt auf bittliches Anhalten einer ganzen Gemeinde. In dergleichen Fällen erließ der Bischof einem Büßer den ganzen noch rückständigen Theil der sonst von der Kirche ihm zugedachten und auferlegten Strafen, und ertheilte ihm sogleich die Freisprechung davon. Manchmal, und gemeiniglich nur in dem Falle, wenn eine Christenverfolgung ausbrach zu einer Zeit, wo grobe Verbrecher so eben der öffentlichen Bußübung sich unterziehen sollten, ließ der Bischof die ganze Kirchenstrafe nach.

Nun seht, meine Lieben! dergleichen Erlassungen zeitlicher Strafen, die ein großer Sünder, laut der Kirchenvorschrift, hätte überstehen sollen,

hieß man „Ablaß.“ — Wurde dem Sünder nur ein Theil seiner öffentlichen Bußübung nachgesehen; so war dies „ein unvollkommener Ablaß.“ Ward ihm aber die angesonnene Bußübnng ganz geschenkt; so hieß man es „einen vollkommenen Ablaß.“

So stund es mit den Kirchenstrafen, und den hierüber ertheilten Nachlassungen oder „Ablässen,“ bis in's fünfte Jahrhundert.

Im sechsten Jahrhundert verfertigte ein sicherer Johann, Patriarch zu Konstantinopel, ein so betiteltes Poenitentiale (Bußliste!), darin für die verschiedene Beschaffenheit der Sünden auch verschiedene Strafen festgesetzt waren. Im siebenten schrieb ein gewisser Theodorus, griechischer Mönch und nachheriger Erzbischof zu Kambridge, ein anderes Poenitentiale zusammen, das weitläuftiger und bestimmter war, als ersteres. Dieses diente nachmals zum Gebranche für die abendländische Kirche. In den folgenden Jahrhunderten kamen noch mehrere dergleichen Bücher an's Licht. Die Verbrecher mußten für jede Sünde zu derjenigen Buße sich verstehen, welche für die zerschiedenen Gattungen von Vergehungen, in die sie gefallen, im Pönitentialbuch bestimmt waren. Diese Bußen waren insgemein sehr strenge, und von langer Dauer. Sie währten drei, fünf, sieben, zehen, zwanzig und noch mehrere Jahre, je nach Beschaffenheit und Größe des Verbrechens;

so daß mancher, der mehrere Sünden begangen hatte, kaum so lange leben konnte, als zur vorgeschriebenen Bußzeit erforderlich war.

Als nun aber die Zeit der Finsterniß und Barbarei herangerückt war, wodurch die gräulichen Excesse und Mißgriffe der Päbste, und durch die häßlichen Religionsspuckereyen des Mönchthums, die Sitten der Christen sich dergestalt verschlimmert hatten, daß auch Leute, die eben nicht lasterhaft und ruchlos waren, doch zuweilen schwere Verbrechen begiengen: so mußte man nothwendig darauf bedacht seyn, die zeither so harten und langwierigen Bußübungen in leichtere und kürzere zu verwandeln. Die Geistlichen ersannen demnach andere Bußarten, als die bisher üblich waren. Anfänglich gieng man damit gleichwohl noch ohne Eigennutz und Nebenabsichten zu Werke. So konnte z. B. Einer, der einen ganzen Tag bei Wasser und Brod zu fasten nicht vermögend war, dieser Buße sich entladen, wenn er in der Kirche 50 Psalmen kniend hersagte, oder wenn er an demselben Tage einen Armen speißte, oder einem Bettler drei Kreuzer, und im Falle der eigenen Dürftigkeit, auch nur einen Kreuzer reichte. Wer eines groben Fehltritts halber die Verbindlichkeit auf sich nehmen sollte, einen ganzen Monat zu fasten, der konnte sich davon befreien, wenn er kniend 1200 Psalmen betete; wer aber so lange zu knien außer Stand war, der mußte 1680 Psalmen herunterfa-

gen,

gen, und den Monat hindurch nie vor 6 Uhr Abends speisen. Wem gleichwohl auch das nicht behagte, der konnte sich von der ganzen Buße mit einer gewissen Summe Geldes, das den Armen zu gut kam, loskaufen. Dasselbe kann man von den übrigen Bußarten sagen; denn alle konnten in geringere verwandelt, oder mittelst eines Almosens gar abgelehnt werden. Dafür aber mußten die Armen und Dürftigen anstatt derjenigen, von denen sie solche wohlthätige Beiträge empfangen hatten, bethen, Psalmen hersagen, Kirchen besuchen, fasten, und dergleichen mehr thun.

Bauer. Das Letztere da will mir schon nicht recht eingehen. Das scheint mir meinetwegen immerhin eine fromme, aber zugleich auch eine recht judenmäßige Mäcklerei. — — Mir däucht, daß nur jenes Almosen ohne Gegenverpflichtung bei Gott sein Verdienst habe. Und auf solche Art konnten ja nur die Vermöglichern die Nachlassung der Kirchenstrafen sich verschaffen, oder was dasselbe heißen soll: einen Ablaß gewinnen! Endlich bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß kein Mensch für jemand andern büßen — sich bessern könne.

Pfarrer. Da habt ihr, mein lieber Kirchenbauer! überhaupt schön und wahr gesprochen. So einen nachtheiligen Einfluß auf die guten Sitten diese käufliche Uebertragung der Büßungen an und für sich schon hatte; so beförderte der nach-

 herige

herige schändliche Geldgeiz der Geistlichkeit das Sittenverderbniß vollends in's Unendliche, also zwar, daß von der alten Kirchenzucht, in Ansehung der Bußübungen, bald keine Spur mehr übrig war. Doch lassen wir die Geschichte weiter reden.

Nachdem bei den Christen die Gewohnheit, die ihnen zeither zuerkannten Bußübungen für Geld ihren ärmern Mitbrüdern aufzubürden, schon tiefe Wurzeln gefaßt hatte, und die Geistlichen merkten, daß sie selbst einen nicht unbedeutenden Vortheil daraus für sich ziehen könnten: so ließen sich jetzt diese Bußmäkler von dem Gedanken beschleichen, das Pönitenzgeld sich selbst zuzueignen, und die Bettler, die Hausarmen, die Kranken und andere Bedürftigen, unter die solche fromme Abreichungen zeither vertheilt wurden, hinschmachten zu lassen. Die Mönche vorzüglich hatten die stirnlose Unverschämtheit zu sagen: sie selbst wären die wahrhaft Armen; nur sie wären bei Gott ganz besonders und vor allen übrigen Menschen beliebt; ihr Gebeth, ihr Gesang, ihre Kasteiungen, ihr Fasten, das sie alles für die sündigen Weltleute thäten, wären ungleich verdienstlicher, als anderer Leute ihre. — Dasselbe sagten auch die Herren Bischöfe und die übrigen Priester von sich aus. Kurz: die Pfaffen — sammt und sonders — bestrebten sich in die Wette, die Leute in ihr Netz zu locken, und ihnen das liebe Geld herauszupraktiziren. Das einfältige, ganz unwissende

und

und leichtgläubige Volk war leicht zu bewegen, diesen Betrügereien und heiligen Quacksalbereien sein Ohr zu leihen, seine Hand zu öffnen, und alles zu thun und zu geben, was diese interessirten Marktschreier nur immer verlangten. — Wenn Jemand beichtete, war es kein seltener Fall, daß der Beichtvater Dinte, Feder und Papier, oder eine Schreibtafel bei der Hand hatte, und die Sünden des Beichtenden, eine nach der andern, mit getreuem Gedächtniß aufzeichnete. Da berechnete er denn, so ganz nach **wälscher Praktik**, für jede einzelne Sünde die Geldbuße, und bestimmte dann die abzureichende Summe. War sie groß, und hatte der arme Sünder nicht so viele Baarschaft: so mußte er sein Haus, oder ein Stück von seinen Gütern entweder hingeben, oder einstweilen verpfänden. Die reichern Sünder bezahlten oft mit ganzen Maierhöfen, mit Dörfern, Städten und manchmal wohl mit ganzen Provinzen. Daher wurden denn alle Gaben und Legata, womit große Herren zu jener Zeit die Bischöfe, Prälaten, Klöster und Kirchen bedachten, unter der reizenden Benennung: **„zur Erlösung ihrer Seele"** (pro Redemtione animæ suæ?!), und **„zur Genugthuung für ihre Sünden"** (ad Satisfactionem pro peccatis!!!), gemacht. — — — Die von Pipin und Karl dem Großen den römischen Päbsten gemachten, euch schon bekannten, Länderschankungen

gen

gen rühren von gleichem Beweggrunde her; denn diese hohen Legatestifter erklärten sich ausdrücklich dahin: daß sie dem römischen Stuhle so viele Städte mit Zugehör, wegen Erlösung ihrer Seele, und um die Fürbitte und Gnade der heiligen Apostel Petrus und Paulus zu gewinnen, als ein frommes Opfer und Vermächtniß darbrächten, damit so diese beiden Apostelfürsten (? — ! —) dem Geber von Gott Verzeihung seiner Sünden auswirken möchten.

Schlmstr. Wo bleiben denn die Päbste? Es sollte nicht Wunder nehmen, wenn sie bei diesem einträglichen Ablaßkommerze nicht als Hauptpersonen aufträten!

Pfarrer. Diese kommen schon auch angezogen mit ihrer ganzen Machtvollkommenheit, vermöge welcher sie erklärten, daß durch die Ablässe nicht blos die zeitlichen (Kirchen-) Strafen erlassen; sondern auch die Sündenschulden selbst getilget würden. Dies hatte vornehmlich Statt bei Gelegenheit der Kreuzzüge wider die Sarazenen oder Türken, wo die Päbste in mehrern ihrer berüchtigten Ablaßbullen des unerbaulichen Machtspruches sich anmaßten: **„Nachlaß aller Sünden;“** also zwar, daß sie einem Kreuzfahrer nicht nur seine dermalige, sondern auch noch die in der Hinkunft etwa (??) zu begehenden Sünden, und die damit verwirkte Höllenstrafe, unfehlbar nachzulassen versprachen. — — — In

kur-

kurzem Verlaufe wurden mit solchen Abläſſen auch diejenigen begnadiget, welche einen Kreuzzügler unterhielten, oder sonst einen Beitrag zum Kreuzzug lieferten; ja sogar alle, die wider die vorgeblichen Ketzer auszogen, und dieselben zu tausenden niederwürgten. *)

Da endlich die Päbste die Bemerkung machten, wie so sehr das gutmüthige Volk geneigt wäre, seine arme Seele von den so heiß angedrohten Qualen des lichterlohen Schwefelpfuhles, und den lieben zarten Leib von den strengen Bußübungen des gegenwärtigen Lebens mit Geld loszukaufen: so erfanden sie jetzt die sogenannten Indulgenzen oder Ablaßbriefe. Sie hatten die Vermessenheit, allen denen, die solch' einen vielsprechenden Zettel kauften, im Namen Jesu Christi Verzeihung aller Sünden zu verheißen. — — Natürlich war Jedermann recht dafür bekümmert, solche Indulgenzen zu überkommen; man lief und rannte sich außer Athem, um ja so einen göttlichen Gnadenbrief, mit deren Ertheilung die päbstliche Kurie so freygebig war, käuflich sich eigen zu machen. Damit sie der gemeine Haufe desto bequemer zu Handen bekäme, spuckte in jedem Reiche, in jeder Provinz irgend ein päbstlicher Kommissär umher, welcher jedem, der mit baarer Münze versehen war, diese Indulgenzen um den festgesetzten Preis verkaufte.

Ein

*) S. I. B. V. Ab. S. 303 — 305.

Ein sicherer Alexander von Hales brachte um das Jahr 1230 den Gnadenschatz der überflüssigen Verdienste und Genugthuung Christi auf's Tapet, welchen (zeither vermuthlich verborgenen!!) Gnadenschatz Christus der Kirche, vorzugsweise aber dem römischen Pabste zur Ausspendung hinterlassen hatte. Der Pabst Bonifaz VIII. führte im Jahre 1300 das Jubiläum ein; welches aber Klemens VI., um den Geldzufluß in das päbstliche Aerarium nicht so lange zu verzögern, auf 50 Jahre herabsetzte. Endlich kam das liebe Jubiläum gar auf 25 Jahre herunter. Klemens VI. legte dem Gnadenschatz Christi auch noch die Verdienste und Genugthuungen der Heiligen bei.

Schimpfer. Aber dies Letztere ist ja eine offenbare und handgreifliche Ketzerei! — Und der Pabst stellet dies vielleicht gar als einen Glaubenssatz auf! — ! — Also auch die lieben Heiligen sollen Verdienste und Genugthuung für uns geleistet haben, und noch leisten? — Recht sonderbar! Die guten Heiligen konnten ja doch damals, als sie auf unserer Erde lebten, nur sich und ihrem Berufsstande genugthun, und nur sich Verdienste sammeln durch einen frommen und rechtschaffenen Wandel, wofür sie jetzt dort in jener Welt ihre angemessene Belohnung genießen; aber fernere Verdienste, wie mich dünkt, können sie nunmehr weder für sich, noch vielweniger

ger für uns erwerben: *)" denn ein jeder Mensch wird jenseits empfangen, je nachdem er selbst in diesem Leben gethan hat." Was doch die Päbste der heiligen apostolischen Kammer zu Lieb nicht alles erdenken und hervorsuchen? — ! —

Pfarrer. Ja wohl. Als sprechender Beweis diene nur gleich Klemens VI. Einige noch ehrliebende, redlich gesinnte Männer am päbstlichen Hofe machten ihm einstmals Vorstellungen wegen seiner übertriebenen Ablaßkrämerei, mit der Erinnerung: Seine Vorgänger hätten sich doch nie solche grell auffallende Erwerbungsmittel erlaubt." — Und nun Freunde! vernehmet die Antwort dieses Pabstes; „Ach!" versetzte er, **unsere Vorfahren haben das Pabstseyn nicht recht verstanden." — — —**

Genug! durch den elenden Geldgeiz des Pabst- und Pfaffenthums ward nicht blos das Volk schändlich geplündert; sondern alle Sittlichkeit, das kostbarste Kleinod der Staaten, wurde ordentlich verbannet. Man hatte keine Kenntniß, keinen Begriff mehr von den Abläßen der ersten christlichen Jahrhunderte; alle alte heilsame Kirchenzucht lag jetzt im Ruin, und in vollkommener Zernichtung. Die Päbste bothen allenthalben durch ihre

*) Richtig und wahr muß der Schulmeister gesprochen haben, da — nach unserm Glaubenssistem — in jener Welt keine Perfektibilitätsstuffe mehr Statt haben soll. . . .

ihre geweihte Marktschreier — die Indulgenzen feil; und jeder päbstliche Ablaßkrämer war mit der Vollmacht versehen, alle Sünden zu vergeben; jeder absolvirte ganz leicht und gern: denn von den Absolutionen mästeten sie sich.

Doch genug einsweilen davon! zu seiner Zeit und an seinem Orte werden wir ohnehin noch Manches von den Abläßen zu vernehmen bekommen. Jetzt wollen wir unser Augenmerk wieder ein wenig auf Huß und das Konzilium zu Konstanz hinrichten.

Huß also, weil er so paradoxe und, in Betreffe der unantastbaren Päbste, Kardinäle, Bischöfe u. s. w., einige Zeit her so gefährliche Lehrsätze ausgestreuet; besonders aber auf das Häßliche und Verworfene der Abläße und Indulgenzenkrämerei die beissendsten Anzüglichkeiten sich herausgenommen hatte, ward jetzt vom Konzilium zur Verantwortung vorgefordert.

Bauer. Ich denke: dem guten, biedern Huß wird so eine Verantwortung etwas Leichtes gewesen seyn; weil ja doch selbst die leidige Erfahrung für seine Behauptungen sprach.

Schlmstr. Und ich bin der unmaßgeblichen Meinung: wär' ich Huß gewesen, ich hätte mich vor diesem Konzilium fein wacker nicht gestellt. Wahrlich! ich kann es nicht bergen: seit dem sonderbaren Konzilium dort unter Kaiser Heinrich V., und dem Pabste Kalixtus II., will mich auch für jede

jede andere Kirchenversammlung kein gar starker Kredit mehr anwandeln. Von dort an, ich gesteh' es, halt' ich immer dafür, als wenn auf den Konzilien der heilige Geist sich stets nur nach den Brauskopfen der Kirchenrathsväter richten müsse; und daß er eben darum über die obwaltenden Streitfragen sein Urtheil gewöhnlich recht partheiisch abspricht, einen gern verketzert, und ohne viele Umschweife tüchtig beim Kopfe nimmt. — — Nein, nein! trau, wer da wolle! ich wäre nicht erschienen.

Pfarrer. Zuverlässig würde auch Huß deswegen Anstand genommen haben, hätte ihm Kaiser Sigmund nicht einen Geleitsbrief zugestellt, Kraft dessen er sicher und unangefochten hin nach Konstanz, und von da wieder zurück in seine Heimath reisen könnte.

Mit diesem kaiserlichen Reisepaß versehen, erscheint Huß auf der Kirchenversammlung, und spricht mit unbefangenem Nachdrucke der so lange unterdrückten Wahrheit das Wort. Mit bescheidenem Eifer behauptete er offen und geradehin, daß eine Wiederherstellung der guten Sitten schlechterdings nur durch durch eine allgemeine Kirchenreformation in Haupt und Gliedern bezweckt werden könne. — — Kaum hatte man ihn angehört, als man schon von allen Seiten mit Klagen und geifernden Verketzerungen wider ihn auftrat, mit dem Bedeuten: wofern er nicht auf der Stelle seine

ver-

verruchten Lehrsätze widerriefe; so würde er mit den grausamsten Martern dazu gezwungen werden. Gelassen und ruhig erwiederte Huß: „Sobald man ihn, in Ansehung seiner Lehrsätze, eines Irrthums werde überführt, und mit einleuchtender Gründlichkeit aus der Schrift eines Bessern belehret haben: so wolle er mit größter Bereitwilligkeit seine Behauptungen alsogleich zurücknehmen, und dieselben öffentlich vor der Welt als falsch und schädlich erklären." —

Allein die possirlichen Väter, die sich im Ernste vom heiligen Geiste mußten inspirirt geglaubt haben, erachteten es tief unter ihrer heiligen Würde, seine profanen (ungeweihten!) Lehrsätze zu prüfen, viel minder zu widerlegen. Sofort erklärten sie ihn ohne weitere Umschweife für einen verstockten Erzketzer. Seine Sache verschlimmerte sich vollends, als nun auch sein Freund Hieronymus von Prag, der ihm freimillig, und nur aus Eifer, die Sache der Wahrheit verfechten zu helfen, nach Konstanz gefolget war, in der Versammlung auftrat, und mit glühender, unwiderstehlicher Beredsamkeit aus der Schrift bewies, daß es die größte Ungerechtigkeit sey, dem Volke bei der Kommunion den Genuß des Kelches, den zeither nur die Geistlichen getrunken hätten, gewaltsam zu entziehen. — Diese Lehre hatte vorzüglich in Böhmen schon ungemein viele Anhänger und Verfechter gefunden;

und

und Huß bezeugte ihr, als einer vollkommen erwiesenen Wahrheit, seinen vollen Beifall.

Bauer. Was hat es denn für eine Bewandtniß mit dem Genuße des Kelchs bei der Kommunion?

Pfarrer. Das heilige Abendmahl wurde in den ersten Zeiten der Christenheit immer als ein wesentlicher Theil der Gottesverehrung angesehen. Alle Gegenwärtigen nahmen daran Theil, und empfiengen es mit herzlicher Ehrfurcht. In den vier ersten Jahrhunderten genoßen alle Christen dieses **„eigentliche Liebesmahl"** bei einer jedesmaligen feierlichen Zusammenkunft; späterhin nur an den Sonntagen; endlich blos an den Hauptfesten. Bis in's zwölfte Jahrhundert ward einem jeden Christen die Kommunion zur frommen Erinnerung des von Jesus mit seinen Jüngern gehaltenen letzten Abendmahls unter (wie man zu sagen pflegt) beiderlei Gestalten, vom Bischofe oder Pfarrer gereicht. Der Bischof oder Pfarrer reichte das Brod; der Diakon trug den mit Wein gesegneten Kelch herum, ließ erst die Geistlichen, wenn welche da waren, das auch der gewöhnlichere Fall war, sodann die Laien daraus trinken. Im achten Jahrhundert goß man den gesegneten Wein aus dem Kelche, dessen sich der Bischof oder Pfarrer bediente, in einen eigens dazu bestimmten Becher, den man dem Volke zum Trinken herumboth. Gegen das eilfte Jahrhundert tauchte man an ei-

nigen Orten die Hostie in den gesegneten Wein, und reichte sie so den Kommunikanten. Diese Art, das heilige Abendmahl zu empfangen, wird in der griechischen Kirche noch bis heutiges Tages beobachtet. — Nur erst im zwölften Jahrhundert ward den abendländischen, oder römisch-katholischen Christen der Genuß des Kelches bei der Kommunion entzogen.

Huß also und seln Freund Hieronymus, verlangten von der Kirchenversammlung, daß den Christen, vornehmlich ihren Landsleuten, die ein so heisses Verlangen darnach trügen, das heilige Abendmahl wieder auf diese Weise sollte ertheilt werden dürfen.

Bauer. Nun das wird man ihnen hoffentlich um so mehr zugestanden haben, da diese Forderung ihren Grund ja schon im ersten Christenthum hat, und also gewiß keine Neuerung, will nicht sagen, Ketzerei in sich begreift.

Pfarrer. O mein guter Kirchenbauer! ihr hintergeht euch gröblich, wenn ihr diesen versammelten Kirchenvätern so viele Empfänglichkeit für weises Nachgeben, für Tugendsinn und Menschengeradheit zutrauet. . . . . Nein! dieser Schlag Menschen hat nur Sinn für Eigennutz, für aufgedunsene Rechthaberei; wer daran zu rügen und zu tadeln sich erkühnet, der wird ein Opfer ihrer unbegrenzten Rachsucht. Huß erfuhr es. Er ward als ein gottloser Neuerer und verboßter Erzketzer

ergrif-

ergriffen, am 6. Juli 1415 hinausgeschleppt zum Scheiterhaufen und — lebendig verbrannt. — — — Das Jahr darauf hatte auch sein Freund Hieronymus das nemliche Schicksal. — —

Als beim Hinausführen sich Huß der schrecklichen Richtstätte bereits näherte, kam ein Schweizerbäuerlein mit einem Bunde Reiser herzu, mit den an Huß gerichteten Worten: „Sieh da! du verdammter Ketzer! hier trag' auch ich das Meinige zu deiner Verbrennung bei." — — Mit ruhiger, lächelnder Mine erwiederte ihm Huß: „Du armer Betrogener! ich verzeihe deinem blinden Eifer, und halt' ihn deiner Einfalt zu gut." — — Heitern und unerschrockenen Muths besteigt er jetzt den Scheiterhaufen. . . .

Schlmstr. Ja! ach Gott! ja! erst seinen muthwilligen Feinden und unmenschlichen Mördern großmüthig verzeihen, dann mit entschlossener Hingebung der allerentsetzlichsten Todesart entgegeneilen! ja wahrhaftig! du, o edler, großer Huß! du bist ein erhabenes Nachbild deines göttlichen Erlösers! — — — Bei Gott! mit solch' einer anstaunungswürdigen Gemüthsruhe kann nur derjenige einer so grauenvollen Todesmarter entgehen, der sich in seinem Innern keiner bösen That bewußt ist. . . .

Bauer. Ach! der bemitleidenswürdige Huß! ich kann mich der Thränen nicht enthalten — — —

Da aber doch Sigmund den Huß wegen seiner persönlichen Sicherheit das kaiserliche Wort gegeben hatte, wie konnte er denn jetzt solch' eine barbarische Unmenschlichkeit geschehen lassen? — ! —

Pfarrer. Freilich hängte Kaiser Sigmund, durch eine so unmännliche Feigheit gegen diese scheußliche Unthat, seinem Karakter einen unaustilgbaren Schandflecken an. — — Doch genug für heute!

Neunter Abend.

Heute, meine Freunde! macht euch gefaßt auf widrige, blutige Ereignisse.

Kaum war die Botschaft von der unmenschlichen Hinschlachtung des bei seinen Landsleuten ungemein verehrten Huß angelangt, als durch ganz Böhmen die bedenklichsten Gährungen entstunden. Da nun noch vollends der Pabst Martin V. im Jahr 1418 an die Böhmen eine drohende Bulle ergehen ließ; zugleich auch einen Legaten dahin sandte, der sich jetzt die trotzigsten Behandlungen herausnahm, gleich als wäre er der heilige Vater selbst in eigenen allerhöchsten Person, und den Genuß des Kelches beim Abendmahle ohne weiters abgestellt wissen wollte: so entspann sich darüber alsbald einer der schreckenvollsten Kriege.

Bauer. Aber du gerechter Himmel! warum gestattete man denn den Böhmen den Genuß des Kelches, darnach sie so sehr verlangten, nicht lieber gleich gutwillig? da ja doch diese Gewohnheit ohnehin bis ins zwölfte Jahrhundert Statt hatte!

— Oder war denn ein gar so unendlich wichtiger Beweggrund vorhanden, daß man hierin dem Wunsche des Volks jetzt nicht mehr entsprechen konnte?

Pfarrer. Dem Volke den Genuß des Kelchs zu entziehen, gaben die euch schon bekannten Kreuzzüge in's gelobte Land die Veranlassung. Da man für die unermeßlichen Heere der Kreuzfahrer gewöhnlich nicht vorräthigen Wein genug hatte, und die Kreuzzüge auch mehrstentheils zu Wasser vorgenommen wurden: so konnte man mit Reichung des Kelchs schon darum nicht recht wohl zurecht kommen; weil der darin gesegnete Wein durch das Hin- und Wiederschwanken der Schiffe leicht hätte verschüttet, und somit verunehrt werden können. Nun aber der Fall hier nicht mehr war; so ist es gewiß ein unverantwortlicher Eigensinn, daß die päbstliche Hartnäckigkeit ein so entsetzliches Unheil über ganz Böhmen und, mitunter auch, über Deutschland verhängte!!

Die Freunde und Verehrer des Kelchs, die sich von dem lateinischen Worte „Calix“ (Kelch) nunmehr „Kalixtiner“ nannten, vermehrten sich täglich, so daß sie in der Geschwindigkeit eine Armee von 40,000 anf die Beine stellten. Mit gewaffneter Hand forderten sie jetzt den ungestörten Genuß desselben. Voll enthusiastischen Muthes ziehen sie, mit Vorausstragung eines Kelches, den sie nachher zum Feldzeichen in ihre Fahnen malten,

und stickten, in der Stadt Prag ein, wo sie in der Stephanskirche das Abendmahl unter „beiden Gestalten" von einem ihrer Priester sich reichen ließen. Von da veranstalteten sie eine feierliche Prozession durch die Stadt. Als sie aber jetzt am Rathhause vorüberziehen, und ein Rathsherr auf den Priester, der den Kelch vorantrug, einen großen Stein herabschleuderte: bestürmen sie plötzlich, unter Anführung des nachher durch Tapferkeit und Wildheit eben so berühmten als gefürchteten Ziska, das Rathhaus, und stürzten mit dem Stadtrichter zugleich 13 Rathsherren zu den Fenstern herunter, welche der in Wuth gebrachte Pöbel mit Spießen auffieng. — — Der hierüber entsetzte Wenzel, weil er diesen Volkstumult auf sein Leben gezielt zu seyn vermeinte, ward vom Schlage berührt, und verschied nach einigen Tagen, im Jahr 1419.

Schlmstr. Armer Wenzel! wie herzlich wünsch' ich dir für deinen friedfertigen Karakter jetzt dort in jener Welt eine recht selige Ruhe!

Pfarrer. Das Königreich Böhmen sollte nun dessen Bruder, dem Kaiser Sigmund, erblich anheimfallen. Allein die Böhmen, die ihn als einen elenden Pfaffenknecht betrachteten, weil er mit feiger Treulosigkeit ihren geliebten Huß so schreckbar hinwürgen ließ, waren weit entfernt, ihn als ihren König anzuerkennen. Auf dieser Widersetzlichkeit mußten sie vollends bestärkt wer-

 den,

den, als ihnen nun selbst auch Sigmund, theils durch blinden, theils misverstandenen Religionseifer vom Pabste verleitet, den Genuß des Kelches untersagte.

Ueber dieser fatalen Kelchsangelegenheit gedieh die beiderseitige Schwärmerei, Erbitterung und Raserei bald so weit, daß man sich wechselweise grausam verfolgte, und mit Tiegerwuth niedermordete. — Nicht blos ganz Böhmen wurde der Schauplatz der blutigsten Auftritte und gräßlichsten Verheerungen; sondern auch das gesammte Reich gerieth dabei in eine höchst kritische Lage.

Kaiser Sigmund wollte den Hussiten, von ihrem theuern unvergeßlichen Huß sich selbst so nennend, den Kelch mit Gewalt der Waffen entwinden, und rückte daher mit einem 100,000 Mann starken Heere vor Prag, das er mit Aufopferung vieler Mannschaft nicht nur vergeblich belagerte; sondern bekam von dem tapfern Ziska so derbe Ohrfeigen, daß er selbst kümmerlich mit heiler Haut entschlüpfte, und ganz Böhmen mit dem Rücken ansehen mußte.

Im Jahr 1424 starb Ziska an einer eben herrschenden Pest. Allein sein Nachfolger im Kommando, ein sicherer Prokop, war nicht minder tapfer und furchtbar. In fünf bis sechs Feldzügen ward Sigmund, der mit Hilfe der deutschen Fürsten wiederholtermalen in Böhmen einzudringen, und es zu erobern suchte, von diesem immer

aufs

aufs Haupt geschlagen. Dadurch wuchs den Hussiten der Muth so sehr, daß sie nun selbst in das Herz von Deutschland drangen, bis nach Berlin und Magdeburg vorrückten; Meissen, Franken, die Oberpfalz und Niederbaiern durchstreiften, plünderten, verheerten, und nicht selten, zum wilden Wiedervergeltungsrechte, zurückschaudernde Grausamkeiten und Mordbrennereien verübten.

Beiläufig um das Jahr 1431 versuchte Sigmund noch ein Mal mit 100,000 Mann gegen Prokop sein Kriegsglück. Bemerkenswerth ist, daß unter diesem unübersehbaren Heerhaufen auch ein päbstlicher Kardinal, mit Namen Julian, sich befand, der schon einige Zeit mit Feuereifer wider die ketzerischen Hussiten das Kreuz geprediget hatte: — — Nun hatten die Kundschafter kaum die Nachricht eingebracht, daß Prokop mit seinen Hussiten in vollem Anzuge begriffen sey, als schon die ganze kaiserliche Armee ein panischer Schrecken überfiel, und in der wildesten Unordnung über Hals und Kopf davonfloh; so daß die Hussiten die noch eingeholten Flüchtlinge nur niedermetzeln durften. Außer einer Menge Leute, verloren die Kaiserlichen alle Bagage und 8,000 Wägen. Selbst der Herr Kardinal kam nicht ohne Verlust davon. Nebst der päbstlichen Kreuzbulle, mittelst welcher er das ganze Reich gegen diese vorgeblichen Ketzer zur Ergreifung der Waffen aneiferte, mußte er auch seinen prächtig ausstaffirten Kardinalshut,

sein

sein reiches Meßgewand — sein Kardinalkreuz — seine Feldglocke — im Stiche lassen.

Schlmstr. Was ich höre! — War denn der gute Kardinal von seinem Herrn Prinzipal Pabst nicht mit der hinreichenden Vollmacht und Authorität ausgerüstet, daß er mit so hochheiligen und hochgeweihten Sächelchen, wie die Kreuzbulle, das Meßgewand, die Feldglocke (etwa auch Lorettoglöcklein!!) und das Kardinalkreuz waren, das fürchterlich tobende hussitische Hagelgewitter beschwören konnte? — ! —

Bauer. Ach! du unser guter, göttlicher Religionsstifter! was hast du nunmehr für schlimme Diener und Statthalter auf Erden, die jetzt kein Bedenken nehmen, selbst sogar dein zum Heile der Menschheit verspritztes Blut zur Niedermetzelung vieler tausend unschuldiger Schlachtopfer zu misbrauchen? — ! —

Pfarrer. Nun erst, nachdem mehrere mächtige Kriegsheere zwölf Jahre hindurch nicht im Stande gewesen waren, den Hussiten den geliebten Kelch aus den Händen zu winden, lernte Sigmund, und mit ihm auch sogar der Kardinal Julian, einsehen, daß ein durch Religionsschwärmerei erhitztes Volk nicht mit Waffengewalt zur Ablegung seiner Meinungen zu bringen sey; sondern daß dieser menschwürdige Zweck schlechterdings nur durch weise Nachgiebigkeit, und durch gütliche Verständigung erreicht werden könnte. Den Weg

dazu

dazu sollte ein anderes Konzilium bahnen, welches 1431 nach Basel angesagt war.

Schulmeister. O weh! schon wieder ein Konzilium!! Gab es denn zur Abwendung solcher schrecklichen Landplagen kein ersprießlicheres Hilfsmittel?

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! zu damaligen Zeiten war für dergleichen betrübte Fälle nicht wohl ein anderes Mittel übrig. Denn Staats- und Kirchenangelegenheiten waren durch die tückischen Machinationen der Päbste, mit Hilfe des Mönchthums, so kunstreich ineinander verflochten und verschraubt, daß es äußerst schwer hielt, die gegenseitigen Grenzberührungen auch nur mit einiger Zuverläßigkeit zu treffen, viel minder mit Bestimmtheit anzugeben. Mußte ja doch durch den Drang der Umstände, wo Staat und Kirche, das so oft der Fall war, in Verstoß und Widerstreit (Kollisionen!) miteinander geriethen, so eine Grenzberichtigung vorgenommen werden: so geschah es fast alle Male auf Kosten der landesherrlichen Gerechtsamen. Die zeitherige Geschichte zeugt dafür. — Wollte man an der skandalösen Sittenlosigkeit und unverschämten Freibeuterei des Pfaffen- und Mönchthums, von wo aus alle Verdorbenheit über das Volk, und somit alles Unheil über den Staat sich verbreitete, rügen und reformiren — verbessern: so hielt man deswegen Konzilien; weil man bei diesen auf den unfehlbaren Beistand des heili-

gen

gen Geistes baute, folglich nur dadurch das Heil der Kirche und des Staates erzwecken zu können glaubte. Wie man aber sich hierinfalls so sehr verrechnete, ist ein sprechender Beweis — das Konzilium zu Konstanz, aus dem der fürchterliche Hussitenkrieg hervorgieng; weil es gegen den lauten und allgemeinen Ruf nach einer Reformation taub war, und durch seine verabscheuungswürdigste Unthat an dem edeln Huß die ganze böhmische Nation zur Kriegeswuth aufreizte. Diesem Menschenelende sollte nun ein Ziel gesetzt werden durch das neue Konzilium zu Basel: wo man endlich eine heilsame Kirchenreformation mit nachdrücklicherm Ernste betreiben wollte.

Deutschland, und alle europäische Nationen richteten nun mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Blicke nach Basel hin. Das Konzilium begann sein vorhabendes Werk auch wirklich mit vieler Geradheit und Schnellkraft. Allein ehe man sich's versah, langten Briefe aus Rom an, welche die versammelten Väter auseinandergehen hießen.

Schlmstr. Zum Henker — — — Was soll denn das bedeuten?

Pfarrer. Gleich im Anfange machte das Konzilium feierlichst folgende Verordnung, und erklärte: „Daß ein Pabst nicht berechtiget sey, die Versammlung aufzuheben, oder dieselbe anderswohin zu versetzen: und daß der Pabst dem Konzilium unterwürfig oder untergeordnet sey. Ob

Mar=

Martin V. sich in diese Verordnung gefügt hätte, kann man nicht sagen: denn er war bald nach Eröffnung des Konziliums mit Tode abgegangen; sein Nachfolger aber der Pabst Eugen IV., erachtete es gar nicht zweckmäßig, sich und seine römische Schatulle reformiren zu lassen. Zu dem Ende hielt er die Aufhebung des Konziliums für das bewährteste Gegenmittel. Er hatte sich aber in der Eile ein wenig verrechnet; denn die Versammlung wollte zum Auseinandergehen sich durchaus nicht verstehen. Selbst der uns schon bewußte Kardinal Julian konnte sein Befremden über das unerwartete Ansinnen des neuangehenden Pabstes nicht bergen, und eröffnete demselben in einem Schreiben: „Der Kaiser sowohl, als alle weltliche und geistliche Fürsten, sähen dieses Konzilium für das noch einzig übrige Hilfsmittel an, Böhmen zu beruhigen, und zum Gehorsam zurückzubringen.“ — „Und wenn das,“ sagt er weiter, „auch alles nicht wäre; so würden schon die verderbten Sitten der höhern und niedern Geistlichkeit allein erheischen, in Ansehung eines so heilsamen Reformationsgeschäftes ein Konzilium zu halten: indem sonst allerdings zu befürchten stehe, der gemeine Haufen dürfte, so wie die Hussiten in Böhmen, über die Geistlichen herfallen, und sie todtschlagen; welches auch bereits laut und ohne Scheu gedrohet würde.“ — — Allein Julian predigte tauben Ohren.

Schlmstr.

Schlemst r. Und das glaub' ich auch recht gern. Denn was kümmerte sich der Pabst wegen des Todtschlagens der Geistlichen: im Gegentheil müßte ihm das eben recht erwünscht gekommen seyn; weil sich somit die schönste Gelegenheit dargebothen hätte, recht viele Benefizien, und Spolien und Annaten u. s. w. einzutreiben: worüber man ohnehin reformiren wollte.

Pfarrer. Der Kardinal sendete, auf Verlangen und im Namen des Konziliums, neuerdings ein nachdrucksames Schreiben an den Pabst nach Rom, des merkwürdigen Inhalts: „Wird man nicht glauben, die Kirche sey von den Ketzern überwunden? — Wird man nicht den Finger Gottes darin zu sehen glauben, daß, nachdem so viele mächtige Kriegsheere vor ihnen geflohen, nun auch die Kirche vor ihrem Angesicht fliehe? — Was wird die ganze Welt in Ansehung der Geistlichen sagen? muß man nicht dafür halten, man wolle sie in ihren Unordnungen fortleben lassen? — — Die ganze Welt erwartet endlich ein Mal von dem gegenwärtigen Konzilium die so heilsame, höchst nothwendige Reformation. Wenn nun dieses Konzilium aufgehoben wird; so wird Jedermann sagen: wir trei-

ben mit Gott und den Menschen unser Gespötte. — Und wenn dann keine Hoffnung mehr zu unserer Besserung vorhanden seyn wird; so werden uns die Laien ebenso, wie die Hussiten, verfolgen." .... Doch der Pabst ließ schreiben und schwätzen. Die immer wiederkaute Reformations-Melodie gewährte seinem Ohr den unnatürlichsten, widrigsten Mislaut.

Bauer. Nur wundert mich aber, daß jetzt auf diesem Konzilium die Bischöfe, und sogar selbst ein Kardinal, mit einem Male so einmüthig und gemeinsam auf eine Reformation dringen; da doch vorhin zu Konstanz ganz das Gegentheil Statt hatte.

Schlmstr. Ei, Nachbar! diese freilich unerwartete Erscheinung ist gleichwohl so unerklärbar nicht. Das Beispiel der Hussiten hätte, nach der wohlweisen Bemerkung Julians, gar leicht auch andere Nationen, über Kurz oder Lang, zu einer ähnlichen Nachahmung auffordern können; und würde sodann die Reihe des Todtschlagens — vielleicht auch Verbrennens — nicht allererst an die Kardinäle und Bischöfe, in soweit man sie hätte erreichen können, gesprungen seyn? — Es war also doch gewiß der Klugheit gemäßer, mit Aufopferung einiger Real- und Personalimmunitäten und dergleichen, etwa auch durch sittlicheres Verhalten, sein theures Leben noch

ferner

ferner zu fristen. — — Hätte der Pabst seine Residenz nicht in dem weit entlegenen sichern Rom; sondern in Deutschland, oder gar zu Prag in Böhmen gehabt: gewiß würde er sich eines Bessern besonnen haben — — —

Pfarrer. Seine immerhin etwas sonderbare Anmerkung hat gleichwohl manches Treffende für sich. — Indeß wollte es immer mehr das Ansehen gewinnen, als ob dieses Mal die gerechte Sache endlich doch den Sieg erringen könnte. So sehr der Pabst auf seinem Starrsinne unbeweglich blieb, nicht minder standhaft verharrte der Kirchenrath auf dem einmal vorhabenden Reformationswerke. Laut und ohne Zurückhaltung sagte man zu Basel: „Der römische Hof suche alle Reformationen zu hintertreiben, und opfere seinem Interesse das Heil der ganzen Christenheit auf.“ — — Die versammelten Väter hielten standhaft über jenes Dekret, kraft dessen das Ansehen und die Gewalt der Konzilien über einen Pabst sey, daß folglich Eugen IV. gegenwärtiges allgemeines Konzilium auseinandergehen zu heißen, keineswegs befugt wäre.

Schulmeister. Schön! herrlich! — Nun ja! da nunmehriges Konzilium mit solch' einem festen Muthe, mit solch' ungetheilter Uebereinstimmung die gerechte Sache der Menschheit in Schutz und Verfechtung nimmt: ja! da bin ich nun der ungezwei-

gezweifelten Ueberzeugung, daß wirklich ein heiliger — ein göttlicher Geist diese versammelten Väter leitete. — — — *) Aber ein Pabst, dessen Handlungen nur zu sehr beweisen, daß er lediglich nur sein Interesse, zum allgemeinen Aergerniß der Christenheit, stetsfort beabsichte, der soll sich wohl noch gar des unmittelbaren Einflusses und Beistandes des heiligen Geistes zu erfreuen haben? — ! — Nein! wer das noch glauben, oder gar behaupten kann, der ist entweder ein heimtückischer Tollhäusler, oder ein betrogener Dummkopf!! O! möge doch nur das Konzilium seinem einmal gefaßten Entschlusse unerschütterlich treu geblieben seyn!

Pfarrer. Es ist's! Nachdem Eugen auf mehrmaliges Vorladen nicht erschienen war; fuhr die Versammlung in ihren Sitzungen und Berathschlagungen nichts desto weniger fort. Zuvörderst ward an die Hussiten nach Böhmen ein freundschaftliches Schreiben abgesendet, darin sie geziemend ersucht wurden, vor dem Konzilium zu erscheinen: wo man sodann ihre Meinungen und Lehrpunkte zu vernehmen, und nach Möglichkeit sich darüber miteinander zu verständigen und zu vergleichen, nicht ermangeln werde. — Wirklich hatten die ver-

*) Eine so unerwartete Schnellkraft dieses Konziliums ist eigentlich nur daraus erklärbar, daß seit Hussens Epoche mehrere Gelehrte sich erlaubten, die Infallibilität der Päbste in nähere Untersuchung zu nehmen und unbefangen zu prüfen; und daß auch mehrere solcher freimüthiger Doktoren selbst dem Konzilium zu Basel beiwohnten.

versammelten Väter noch vor Ausgang des Jahrs 1433 das Vergnügen, eine zahlreiche Deputation der böhmischen Nation, an deren Spitze sich der berühmte Prokop befand, in ihrer Mitte erscheinen zu sehen. Jetzt ward zur Untersuchung und Berathschlagung der hussitischen Lehrsätze, die zeither so sehr und allenthalben als ketzerisch verschrien wurden, ruhigen Ganges ohne Leidenschaftlichkeit geschritten.

Bauer. Erlauben Sie, Herr Pfarrer! wie lauteten wohl diese verketzerten Lehrsätze?

Pfarrer. Diese sind euch schon überhaupt bekannt aus den oben angeführten Behauptungen des unglücklichen Huß. Indeß theilen sie sich eigentlich in vier Hauptpunkte. Der erste betraf den freien Genuß des Kelchs beim Abendmahle. Hierüber entschied das Konzilium dahin, daß zwar denjenigen, die ein unbedingtes Verlangen darnach trügen, die Kommunion unter beiden Gestalten unangefochten solle gereicht werden; jedoch möchten die Geistlichen das Volk fleißig ermahnen und belehren: daß Christus in jeder Gestalt besonders ganz und ungetheilt zugegen sey. — Der zweite Punkt enthielt die Unstatthaftigkeit der geistlichen Immunitäten; daß daher jeder Geistliche wegen eines Verbrechens allzeit von der weltlichen Behörde sollte zur Verantwortung gezogen und, nach Befund der Sache, auch gestraft werden. Laut des dritten Punktes sollten die Geistlichen weder befugt noch berech-

berechtiget seyn, über Ländereien und weltliche Güter, gleichsam als ihren eigenthümlichen Besitzstand, eigenmächtig und unumschränkt zu herrschen; daher wär' es füglicher, ihnen dergleichen Besitzungen gar zu entziehen. — Ueber die zwei letztern Punkte behielt sich das Konzilium eine nähere Untersuchung vor. . . . . !

Schlmstr. In diesen drei Punkten find' ich doch wahrlich nichts, das nach einer Ketzerei röche. Denn geistliche „Real- und Personalimmunitäten" — oder was dasselbe ist: ungestrafte Gesetzlosigkeit, Lastbefreiungen und dergleichen, sind im Staate schädliche, höchst gefährliche Undinge! — ! — Ist nun vielleicht der vierte Punkt ketzerisch?

Pfarrer. Der wohl am allerwenigsten. Die vierte Forderung der Hussiten war nemlich: daß das göttliche Wort (das Evangelium!) von den Geistlichen frei und getreu sollte vorgetragen und erklärt werden.

Bauer. Aber wovon predigten denn die Geistlichen, wenn es nicht das Evangelium war?

Pfarrer. Von nichts anderm als von abergläubischen Religionständeleien, Mönchsunsinn, von mirakulösen Mährchen, von fabelhaften und plumpen Aufschneidereien, und ganz besonders von dem abscheulichen Ablaßkram, davon wir zu seiner Zeit und am gehörigen Orte gelegenheitlich wohl noch ein Mehreres erfahren werden.

Das

Das waren nun also die verketzerten Grundsätze der Hussiten, worüber man zeither immer gelärmt, und schon Ströme unschuldigen Blutes vergossen hatte. Selbst von Seite des Konziliums wunderte man sich, daß ein so unbedeutender Unterschied zwischen der Hussiten ihrer, und der Katholiken Lehrmeinungen obwalte. — Fürwahr! wie manche gehässige Religionszwistigkeiten, worüber schon Millionen Menschen ein unglückliches Schlachtopfer wurden, würden gleich beim Entstehen unterdrückt worden seyn, hätte man sich nur die menschenwürdige Mühe nehmen wollen, sich zu verstehen und zu vergleichen. — — Das kluge, weise Benehmen des Konziliums, welches den Hussiten freie Religionsübung zusicherte, war besonders für Kaiser Sigmund von den erwünschtesten Folgen: indem er im Jahr 1435, nachdem einige überspannte Schwärmer und Fanatiker von dem bessergesinnten Theil der Nation mit Gewalt zur Räson waren gezwungen worden, das Königreich Böhmen in ruhigen Besitz nehmen konnte.

Uebrigens waren die Päbste, wer sollte es glauben! nach der Hand über das, mit so vieler Klugheit und Mäßigung beigelegte blutige Religionsärgerniß ziemlich unzufrieden.

Bauer. Hätte vielleicht dieses Konzilium wie jenes zu Konstanz, statt einer ruhigen Prüfung, mit Scheiterhaufen und Verbrennen verfahren sollen?! Ich muß bekennen: auch ich kann

den

den Hussitischen Grundsätzen nichts abmerken, welches, im Vergleiche zu unsern Zeiten, gar so anstößig und auffallend wäre.

Pfarrer. Ja! im Vergleiche von jenen zu unsern Zeiten! Da habt ihr freilich ganz recht. — — Indeß fällt mir eben noch ein Nebenpunkt bei, der in Ansehung des damaligen Zeitgeistes sehr anstößig und widrig tönen mußte. Der bekannte Prokop behauptete vor der ganzen zahlreichen Versammlung mit dürren Worten: „Alle Klöster, besonders die der Bettelmönche, hätten ihre Entstehung nur dem Satan zu danken.“ . . Dafür bediente er sich beinahe derselben Gründe, wie vorhin Huß: „Daß nemlich vorzugsweise die Bettelmönche nicht, wie es der göttliche Befehl fordere, durch Arbeit; sondern gleich den Vagabunden durch niederträchtige Bettelei, durch ehrlose Betrügereien sich ihren Unterhalt verschaffeten. Das aber komme nicht von Gott; und was nicht von Gott komme, das müsse schlechterdings sein Entstehen vom Satan haben.“ — — — Die versammelten Väter konnten sich über einer so paradoxen Argumentation (Beweisführung) eines heimlichen Lächelns nicht erwehren. —

Bauer. Erlauben Sie mir eine Frage. Wann und wie entstunden wohl die Klöster? — Gab es vielleicht nicht schon zu der Apostel Zeiten, oder

Bayerische Staatsbibliothek München

gleich nachher, etwa ihrer Anordnung und Vorschrift gemäß, in der ersten Christenheit Mönche?

Pfarrer. Nichts weniger. Das Mönchthum nimmt seinen Ursprung vom leibhaften Heidenthum herüber. *) — Wenn ihr einsweilen kurzen Verzicht auf den Verlauf des Basler Konziliums thun wollet, will ich euch über die Entstehungsart des Mönchswesens einige Auskunft mittheilen.

Bauer. O ja! thun Sie uns den Gefallen. Auf das Konzilium können wir immer wieder zurückkommen.

Pfar-

*) Wie das Mönchthum seine Entstehung aus dem Heidenthum hernimmt, nicht weniger verdankt das Christenthum alle Arten Benediktionen und dergleichen dem lieben Heidenthum. Bekanntermassen genoßen die Christen nichts, wovon sie wußten, daß die Heiden ihre Exorzismen und Segnungen darüber gemacht hätten. — Nun hatte Kaiser Julian, der als Apostat (Abtrünniger!) den Christen gar nicht gewogen war, einstmal zu Rom auf öffentlichem Markte alle Speiswaaren mit heidnischem Weihwasser besprengen lassen, damit die Christen erhungern sollten. — Diese waren aber jetzt so pfiffig, das heidnische Weihwasser in ein christliches Weihwasser zu verwandeln — dadurch, daß sie über selbes nunmehr christliche (d. i. kirchliche ? !) Benediktionsformeln betheten. Somit war ihnen für je und allzeit vor Hungerssterben geholfen. — Uebrigens mußten die Christen schon damals ganz wieder recht jüdische Pharisäer geworden seyn, daß sie glaubten, als könnte das heidnische Weihwasser die Eßwaaren unkauscher machen. . . . . Nicht minder hatten und verehrten die Heiden ihre Reliquien — gleich den Christen: Zu Rom waren an einem gewissen Orte (Doliola benamset) zwei Fässer eingegraben, darin die Heiligthümer von Numa Pompilius vor den Feinden verwahret wurden. Dieser Ort ward auch für so heilig gehalten, daß man da nicht ausspeien durfte.

Pfarrer. Wohlan! so vernehmet denn. Die alberne Gewohnheit, eine besondere Lebensweise anzunehmen, und seltsame, schwärmerische Sachen zu thun, um in Religionsbegriffen, und in Ausübung einer vorgeblichen Gottseligkeit vor allen übrigen Menschen sich zu unterscheiden und hervorzuthun, hat keineswegs, wie Mancher meinen möchte, ihren Ursprung vom Christenthume, sondern vom Heidenthum.

Die Götzendiener der großen Mutter der Götter, die man, wenn ich nicht irre, Zibele heißt, geben sich schon für Leute aus, welche ein armseliges, traurig-finsteres (aszetisches!!) Leben führten. Sie schleuderten aus einer Provinz in die andere; trugen das Bildniß der Göttin mit sich herum, und baten die Leute: sie möchten aus Liebe zu ihr mit Almosen ihnen unter die Arme greifen; wobei sie versicherten: die Göttin habe sie für ihre liebreiche Freigebigkeit belohnt, und mit Segen überhäuft. —

Die Priester der Bellona (Kriegsgöttin) hatten die seltsame Sitte, daß sie, zum Beweise ihrer Frömmigkeit und artigen Gottseligkeit, sich selbst eine Ader aufritzten, und das Blut in die eingekrümmte Hand träufeln ließen, womit sie sodann der Göttin Bildniß besprengten. — Ein gewisser Minuzius Felix erzählt: daß viele Heiden, um sich für Heilige auszugeben und als solche angesehen zu werden, die Gewohnheit angenommen hätten, bar-

 fuß

fuß umherzuschwärmen, und sich den Kopf mit Lappen auf eine recht sonderbare Weise zu verhüllen.

Schlmstr. Schau doch! — Hat es denn auch schon im Heidenthum Kapuziner u. drgl. gegeben?? Meiner Treu! ich sollte meinen, unsere Franziskaner, Kapuziner, und wie diese Kutten- und Kapuzenherren noch Namen haben, einherschleichen zu sehen. — — —

Pfarrer. Die athenienfischen und egyptischen Priester enthielten sich alles Umganges mit Weibern; aßen kein Fleisch; tranken keinen Wein. *) — Gewisse abergläubische, schwärmerische Sekten unter den Heiden schunden und marterten sich selbst so lange, bis sie eine gewisse Portion Blutes verloren hatten. Der eben vorhin erwähnte Minuzius Felix, der die zerschiedenen Arten Martereien, welche diese und jene Klasse schwärmender Götzendiener sich anthaten, beschreibt, macht ihnen darüber bittere Vorwürfe und sagt: „Ihre Geheimnisse, Opfer und Religionsübungen wären abscheuliche und schreckliche Dinge." — Der weise Kirchenlehrer Tertullian schreibt im 4ten Kapitel seiner Apologie (Vertheidigungsschrift) der Christen gegen die Heiden: „Wir (Christen) gleichen nicht den Brachmanen (Gelehrten in Indien), oder den

*) In Kasteiungen, Mortifikationen u. s. w. mußten also die heidnischen Mönche unsere christlichen um ein Ziemliches übertroffen haben. — — —

den indianischen Gimnösophisten (eine Gattung heidnischer Weltweisen, die entblößt giengen!) denn wir verkriechen uns nicht in die Wälder, und werfen nicht weg, was zum Unterhalt und zur Nothwendigkeit des Lebens dient. Wir achten nichts gering, das die göttliche Güte zu unserm Vortheil uns gegeben hat. Wir leben gesellschaftlich bei einander, und entfernen uns nicht von dem menschlichen Umgange." — —

Es war aber auch wirklich gegen den ächten Geist des Christenthums, und wider alle Vorschrift der Apostel, einer stets einsamen, trägen Lebensart sich hingeben. Gleichwohl fanden sich schon zu der Apostel Zeiten mehrere schwärmerische Narren und tollsinnige Nachahmer einfältiger Heiden, welche mit ihrer schiefen, überspannten Einbildungskraft glaubten, daß, wenn sie als eifrige Christen Gott dienen wollten, sie alles Irdische hintansetzen, um ihre Hauswirthschaft und Angehörigen unbekümmert seyn; dafür sich in eine Einöde verkriechen, und blos nur (nach Art mancher noch heut zu Tage frömmelnder Faulenzer!) ein beschauliches Leben führen müßten. Allein schon Christus sowohl, als nachher seine Apostel haben solch' eine abgeschiedene, unnatürliche, auf das nachmalige Mönchthum hinzielende Lebensweise verdammet, und es durchaus getadelt, daß man eine von den übrigen Menschen unterschiedene Lebensart annehme; eine fremdartige Kleidung sich an-

aneigne; müßig umherstreiche; auf Unkosten Anderer lebe; beim Volke den Propheten spiele. Vor dergleichen zweideutigen, höchstgefährlichen Leuten warnet Christus nachdrücklich (Matth. 7, 15 — 16.) mit den Worten: „Hütet euch vor jenen falschen Lehrern, die sich das Ansehen göttlicher Propheten geben. — Sie sind leicht zu erkennen: beobachtet nur ihren Lebenswandel, und vergleichet denselben mit ihrer Lehre. — Ihre Heuchelei wird sich selbst im Schafspelze verrathen." ...!

Vor allem befürchtete der Apostel Paulus, daß dergleichen verkehrte Lebensweise einiger Christen den vernünftigern Heiden einen falschen, ganz verkehrten Begriff von der christlichen Religion beibringen möchte; so daß sie glauben könnten: das Christenthum wolle aus seinen Bekennern nur Mönche und Einsiedler bilden; daß es also keine für sie und die Weltbürger geeignete Religion wäre. Gar nicht ohne Grund besorgte der Apostel so ein anstößiges, verderbliches Aergerniß; weswegen er den ersten Christen vorzugsweise emsige Arbeitsamkeit empfiehlt, und beiläufig (1. Thessal. 4, 11.) also schreibt: „Liebsten Brüder! wir empfehlen es euch noch ein Mal dringend: liegt emsig euern Berufspflichten ob, und lasset euch von euerer Handarbeit nicht abbringen,

gen,

gen, damit ihr den Ungläubigen nicht zum Aergerniß werdet." Ein andermal (II. Thessal. 3, 6 — 12.) sagt er: „Wir geben euch auch, meine Brüder! die Vorschrift aus Vollmacht Jesu Christi, daß ihr jeden Mitchristen meidet, der in seinem ganzen Verhalten nur schwärmet; statt der Arbeit den Müssiggang wählt; und sich nicht nach den, euch von mir bekannt gemachten Vorschriften der Religion bequemen will." — „**Wer nicht arbeiten mag, der soll auch nicht essen.**" — „Gleichwohl muß ich hören, daß es unter euch einige unruhige Köpfe gibt, die nichts arbeiten, sondern vorwitzig und müssig herumstreichen, und sich in tausend fremde Sachen einmischen, die sie nicht angehen." — Solche gefährliche Müssiggänger beschwören wir durch Jesum Christum, daß sie von nun an in der Stille arbeiten, ihr eigenes Berufsgeschäft treiben, und so sich selbst ihren Unterhalt verdienen."

So, meine Freunde! dachte und handelte man durchgehends in den ersten zwei Jahrhunderten. Erst gegen die Mitte des dritten Säkulums entstund, bei Gelegenheit einer Christenverfolgung unter

ter dem heidnischen Kaiser Dezius, durch einen fichern Paulus und seinen Schüler Antonius, die sich anfänglich aus Furcht in einsame Wälder und finstere Höhlen verkrochen hatten, allmählig das Mönchthum — nach der Art und dem Zuschnitte heidnischer Schwärmersekten. — Dieser Paulus und Antonius hatten in kurzer Zeit die thebaischen und libischen Wüsteneien schon mit 50,000 ihrer Jünger bevölkert; denn dergleichen Einsiedler fanden, nach dem Beispiel ihrer zwei Patriarchen, an diesem müssigen Faullenzerleben ein ungemeines Behagen und Wohlgefallen. Ein sicherer Pachomius schrieb den von Tag zu Tage sich anhäufenden Einsiedlern gewisse Lebensregeln vor. Ein anderer Mönchthumspatriarch, der heilige Athanasius, kam etwas späterhin mit einer enormen Menge solcher Mönche oder Einsiedler nach Italien herüber, von wo aus sie sich durch den ganzen Occident verbreiteten und ansiedelten. Im fünften Jahrhundert gerieth ein hirnlofer Tollkopf, Simon Stilita (Säulensteher!) gar auf den drolligten Einfall, die christliche Vollkommenheit darin zu suchen und zu üben, daß er sein ganzes Leben stets mit einem Fuße auf einer himmelhohen Säule stehend zubrachte.

Schlmstr. Nun wahrlich! der ist mir einmal eine recht erzdumme Gans.

Pfarrer. Und gleichwohl fand er Bewunderer und manchen Nachahmer.

Kaiser

Kaiser Valens fand sich wegen des ungeheuern Ueberhandnehmens der Mönche, die mit ihrer schwärmerischen und ansteckenden Faullenzerei dem Staate, und selbst auch dem einzelnen Bürger zur unerträglichen Last fielen, bemüßiget, ein Gesetz zu machen, Kraft dessen Niemand mehr befugt seyn sollte, ferner ein Einsiedler — ein Mönch zu werden. Allein es hatte keinen Bestand. Das verführerische, lockende Beispiel des Mönchmüssigganges hatte schon zu epidemisch (seuchenartig!) um sich gegriffen, und zu tiefe Nachahmungsspuren verbreitet. — Das zweckmäßigste wäre gewesen, die Verkündigung dieses Gesetzes zugleich mit einem zahlreichen Kriegsheere zu begleiten, welches auf die faulen Mönche in ihren Wäldern, Höhlen und Schlupfwinkeln eine tüchtige Treibjagd vorgenommen, sie in die bürgerliche Gesellschaft wieder zurückgescheucht, und vor der Hand zum Schanzen, zum Strassenbau u. drgl. unnachsichtlich angehalten hätte, damit diese scheinheiligen Müssiggänger sich so nach und nach wieder an Arbeit und bürgerlichen Gewerbfleiß gewöhnt hätten. — — Doch wozu vorerst eine Armee wäre erforderlich gewesen, das geschah bald nachher, nur in einer andern Hinsicht, von freien Stücken.

Die Mönche fühlten allbereits in ihren düstern Wäldern und traurigen Felsenklüften ein ziemliches Misbehagen; so daß sie sich nach einem hellern, freundlichern Tageslicht sehnten, um da freier und

froher

froher athmen zu können. In der Absicht krochen sie nun mit gar behender Allmähligkeit aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und zogen dem tausend nach in die Städte, um da — nicht etwa einer bürgerlichen Betriebsamkeit (Industrie) sich zu unterziehen; nein! sondern als gewohnte, unverbesserliche Taugenichtse ihre Lebenstage jetzt nur recht bequem und behaglich dahinzubringen. — Das Einzige, womit sie sich abgaben, war, daß sie des Tags einige unverständliche Psalmen über den Bart heruntermurmelten. Im übrigen setzten sie ihre Hauptbeschäftigung darein, daß sie erst Friedensstörer der häuslichen Eintracht waren, sodann wieder als Vermittler sich aufwarfen, und überhaupt in alle Familienangelegenheiten sich mengten, um alle Streit- und Rechtshändel der Partheien sich annahmen, nicht selten auch auf eine sehr stürmische Art in die wichtigsten Staatsaffären sich mischten und eindrangen. Kaiser Theodosius erachtete es daher für rathsam, sie durch eine geschärfte Verordnung wieder in ihre vorigen Wälder und Höhlen zurückzuschaffen: wozu sie aber (und das bis auf den heutigen Tag!) durchaus keine Lust mehr zeigten. Auf ihr inständiges Bitten und Flehen ließ sich Theodosius irre machen, und nahm seinen Befehl wieder zurück. *)

Der

*) Die böseste und sittenloseste Mönchsrotte war jene der Syrabaiten, oder Hierovaganten, die wie Zigeuner

Der heilige Benedikt stiftete mittelst geänderter Regeln wieder eine andere Gattung Mönchsorden: woraus abermal viele andere Zwitterarten hervorgiengen.

Zut Zeit waren die unzähligen Mönchshorden den betreffenden weltlichen Obrigkeiten immer noch untergeben und gehorsam. Nachdem aber die römischen Päbste wahrgenommen hatten, daß dieses müssige, lose Gesindel ihnen zur Bezweckung ihrer, uns schon hinlänglich bekannten, Anmassungen und Staatseingriffe gleichsam als eine mächtige, unüberwindliche Hilfsarmee dienen könnte: so zählten sie alle Mönche — sammt und sonders — von der weltlichen und, was das Kirchliche betraf, auch von der bischöflichen Jurisdiktion los, und warfen sich so ordentlich und ausschließend zum Chef (Hauptanführer!!) dieser gekutteten Freimaurer auf. — — —

Als ihren nunmehr getreuesten Alliirten, sprachen die Päbste den Mönchen die Zehnden, die zeither den Bischöfen und ordentlichen Pfarrern angehörten, eigenmächtig zu. Daher denn auch grossentheils der unermeßliche Reichthum der Mönchsklöster;

---

geuner alle Länder und Städte durchliefen, vorgebliche Reliquien und Heiligthümer verkauften, und alle Arten von Excessen und Schandthaten ausübten. Selbst der Kirchenlehrer Hieronymus, der größte Freund und Lobredner des Mönchthums macht von dieser Mönchsgattung eine sehr unrühmliche Schilderung.

klöster; daher aber auch die bald nachher überhand nehmenden Ausschweifungen, Schwelgereien und Zügellosigkeiten aller Art — eine sehr natürliche Folge des Müssiggangs und üppigen Wohllebens. — —

Der heilige Romuald wollte durch Errichtung des Kamalduenserordens, und der heilige Bruno mit Ansiedlung der sogenannten Karthäuser die Ordnung der Sittlichkeit einigermassen wieder herstellen. Vergebens. Diese thaten es den übrigen bald nach. Endlich sollte das bewirket werden, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts — durch Einführung der Bettelorden. In der Absicht ward vom heiligen Dominikus, einem Sprößling aus dem durchlauchtigen Stamme der Gußmannen in Spanien, der Dominikanerorden errichtet. Bei welcher Gelegenheit und Veranlassung, zugleich mit welch' einer feurigen Nebenverrichtung dies Statt hatte, kann euch nicht entfallen seyn. *)

Gleich einige Jahre darnach trat der bekannte Franz von Assis, sonst auch, davon wir zu seiner Zeit und an seinem Orte ein Mehreres hören werden, durch eine fromme Fabel „**Seraphikus**" zugenannt, auf den närrischen Mönchsschauplatz. Dieser Franz war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus dem Städtchen Assis im Römischen. Nach einigen Verirrungen und Abentheuern,

*) S. I. B. IV. Ab. S. 287 – 292.

theuern, die er auf seiner Reise nach Frankreich bestanden hatte, kehrte er von traurigen Umständen bemüssiget, und etwa durch Reue über seinen zeitherigen Wandel gerührt, in sein Vaterland zurück; aber nicht, wie der verirrte Sohn im Evangelium, in das väterliche Haus; sondern, in alte schmutzige Lumpen gewickelt und barfuß, schlendert er von Ort zu Ort, um seine Nahrung zu betteln. — Alsbald gesellten sich die Menge müssiger Fanatiker zu ihm, die unter dem scheinheiligen Vorwande der evangelischen Armuth allenthalben ihren Unterhalt betteln giengen, sich seine Jünger und Söhne hießen, und er selbst sich Vater nennen ließ.

Das, meine Freunde! ist die berühmte Entstehungsepoche des Bettelordens der Franziskaner. Dieser neue Bettelorden nun vorzüglich sollte der mächtige, undurchdringliche Hauptdamm gegen die barbarische Unsittlichkeit, gegen die ärgerlichen Schwelgereien und schandvollen Ausgelassenheiten der übrigen Mönchshorden seyn. Allein dieses für den Staat so schädliche Mendikantenwesen, diese für den einzelnen Bürger und Landmann so lästige Bettelzunft zerfiel bald mit sich selbst, und begann unter sich solche scheußliche Meutereien, die einem landesverderblichen Kriege nicht unähnlich sahen. Das Ende davon war, daß daraus ein erneuerter Bettelorden hervortrat, welcher alle Länder, gleich den egyptischen Heuschrecken, überschwärmte.

Bauer. Ei doch! was ist denn wohl das für ein seltsamer Orden?

Pfarrer. Kein anderer, als der hochgerühmte Orden der Herren — Kapuziner. Wollt ihr über den außerordentlichen Hergang dabei das Hauptsächlichste vernehmen; so bin ich euch zu Willen.

Bauer. O ja! ich bitte Sie darum. Wahrhaftig! ich wußte noch nie, daß die Kapuziner ein so fataler Auswuchs der Franziskaner wären.

Pfarrer. Wohlan denn also. Ein Franziskanerbruder, mit Namen Matthäus de Bassi, ein meinetwegen ehrlicher, aber dabei erzdummer Fanatiker, unterhielt sich einstmal mit verschiedenen seiner Ordensbrüder über die Tugenden und Verdienste des großen Bettelpatriarchen — des heiligen Franz Seraphs. Einer von ihnen sagte: ihr Patriarch wäre größer, als Christus; denn er habe mehr Blinde sehend, mehr Lahme — sowohl Menschen als Thiere — gehend gemacht; von den Besessenen habe er mehr Teufel ausgejagt, mehr Todte in's Leben zurückgebracht, als der Heiland selbst nicht zu Stande gebracht hätte. — — Ein Anderer behauptete: der heilige Franziskus habe mit Fleiß den Sohn eines Arztes todt geschlagen, um nur die Ehre und das himmlische Vergnügen zu genießen, ihn wieder lebendig zu machen. — Ein Dritter erzählte: daß der Bruder Johann delle Valli durch eine besondere Gnade

vom

vom heiligen Patriarchen die Gabe empfangen habe, die Ankunft des Bruders Juniperus 14 Stunden vorhinein zu entdecken — durch den Geruch.

Schlmstr. Beim Henker! der muß mir ein häßlicher, garstiger Kuttenmann gewesen seyn, dergleichen Schweinspelze ich aber auch selbst schon genug sah und — roch.

Pfarrer. Dieser Juniperus setzte seine Lieblingsbeschäftigung darein, daß er unter kleinen Knäbchen, die ihnen eigenthümlichen Kinderspiele mitmachte. Genug! Jeder hatte zur Ehre des heiligen Franz Seraphs, und des von ihm errichteten Ordens etwas zu erzählen und anzupreisen. Unter andern geschah auch besondere Erwähnung von der weisen Treppe, welche der heilige Patriarch seinen Söhnen gewiesen, und auf welcher sie geraden Sprunges in's Paradies hinüberhüpfen könnten. Ferner ward des schönen Vorrechts gedacht, dessen sich alle Franziskaner zu erfreuen hätten, daß sie nämlich nie die Kurzweil und das heimtückische Spiel boshafter Teufelchen seyn, noch weniger von diesen mögen überwunden werden. Mit diesem Vorrechte hatte es seine gute Richtigkeit. Ein sicherer Pater Kregius war einstens durch Teufelskünste (sicher aus Besoffenheit!) in eine Grube gefallen, wo nun unversehens eine ganze Legion Teufel (vermuthlich lose Buben!) über ihn herfielen und banden. Auf einmal erinnert er sich aber jetzt an das Vorrecht seines Ordens, und schreit

diesen

diesen schwarzen Unholden nur das Paar Worte recht tüchtig in ihre lange Ohren: „*Ego sum Franciscanus, Domini Diaboli! Ego sum Franciscanus*“ — zu deutsch: „**Ich bin ein Franziskaner, meine Herren Teufel! ein Franziskaner bin ich!!**“ — Und seht Wunder! blos mit dieser Einwendung entgieng er ihren Klauen; denn nicht sobald hatten sie sein Privilegium vernommen, als sie ihn auf der Stelle losbinden und davon fliehen.

Während dieses erbaulichen Discurses über die mächtigen Wunderthaten des seraphischen Patriarchen, stund einer ihrer Mitbrüder immer stille und tiefsinnig in einer Ecke; plötzlich aber, da sie mit ihren Histörchen fertig waren, in die Worte ausbrach: „**O Gott! wie kann man mit gutem Gewissen ein Franziskaner seyn, und doch solche Kutten tragen?**“ — Ueber ein so sonderliches Ausrufen fiengen die andern zu lachen an, weil sie meinten, er wolle damit spaßen. Allein das ernstgemeinte Wiederholen seiner Aeußerung zeugte, daß er mit gutem Bedacht rede, da er jetzt behauptete: „Die gewöhnliche Franziskanerkutte wäre nicht des heiligen Franziskus seine.“ Das zu beweisen, berief er sich auf zerschiedene Abbildungen, die man vom heiligen Patriarchen hätte; vornehmlich auf dessen Kutte, die im Kloster zu Assis aufbewahrt würde.

Bruder Matthäus de Bassi ward über dieser seltsamen Kutten-Behauptung so sehr alterirt, daß in ihm kein anderes Verlangen mehr Platz greifen konnte, als einzig nur die eigentliche Figur der seraphischen Kutte auszukundschaften. Er hatte deswegen weder Ruhe noch Rast, bis er's endlich herausbrachte: der heilige Erzvater habe eine Kutte mit keiner ründlicht geformten; sondern mit einer allgemach abwärts scharf zugespitzten Mönchskappe getragen. Um ihn hierüber in keinem Zweifel zu lassen, erschien ihm jetzt der heilige Franz Seraph selbst noch in derselben Nacht mit einer solchen Mönchskappe. Von dieser nächtlichen Erscheinung außerordentlich gerührt, beschließt nun Bruder Matthäus auf der Stelle, sein bisheriges Kleid vom Leibe zu reissen, und eine Kutte zurecht zu machen, welche genau die Gestalt und den Zuschnitt von des erschienenen Patriarchen seiner hätte. Glücklicher Dinge hieng eben in seiner Zelle ein alter schmutziger Kittel ihm zu Gebothe, der ihm recht schicklich vorkam, daraus ein Kleid, wie er's wünschte, sich zu verfertigen; daran er eine länglichte, zu beiden Enden schief abwärts scharf zugespitzte Mönchskappe flickte. Mit diesem stattlichen Kleidungsstücke staffirt er sich jetzt fein hübsch aus; umgürtet seinen Leib mit einem rauhen Stricke; steigt auf die Klostermauer; springt von da gleichen Fußes hinunter, ohne Schaden zu nehmen; nimmt ein Kruzifix in

die Hand; wackelt so bedächtlich und gemächlich nach Rom und — bittet sich vom Pabste die Erlaubniß aus, eine zugespitzte Mönchskapuze, nach des heiligen Franz Seraphs Mode, tragen zu dürfen.

Klemens VII. saß auf dem päbstlichen Throne. Er ertheilte dem Bruder Matthäus eine günstige, sehr herablassende Audienz und, nach verommenem Hergange, willigte er ganz in dessen Begehren; jedoch mit dem Ansinnen: er sollte sich jährlich ein Mal zur Zeit, wo die Franziskaner ihr Kapitel hielten, vor seinem Provinzial stellen.

Bruder Matthäus, vom Pabste als reformirter Franziskaner authorisirt, fand nun für gut, wider die Kleidung seiner Mitbrüder zu predigen. Zu dem Ende ersah er sich die Landschaft Marka di Ankona aus, und begann da sein neues Evangelium zu verkünden; jedoch wollte seine Mission keinen erwünschten Fortgang gewinnen. Vernünftige bedauerten den armen Einfaltspinsel; der profane Pöbel aber spottete seiner, und zischte ihn aus. Lose, muthwillige Buben schmißen ihm Koth und Unrath in's Gesicht, zupften ihn bei seiner spitzigen Kapuze, und drehten ihn im Kreise herum. Doch das alles benahm dem neuen Apostel und Evangelisten, „der sich freute, um der zugespitzten Mönchskappe willen Verfolgung zu leiden," den Muth keineswegs. Tapfer und unerschüttert setzt er seine Mission fort, ohne gleichwohl auch nur

einen einzigen Proseliten (Neubekehrten!) zur Zeit gemacht zu haben.

Inzwischen war der Zeitpunkt, wo die Franziskaner ihre Provinzialkapitel zu halten pflegen, herangerückt; und Bruder Matthäus, des vom Pabst erhaltenen Befehls zufolge, stellte sich pünktlich darauf ein. Nun läßt ihn aber der Pater Provinzial, der schon geraume Zeit auf dessen Person vergebens gelauert hatte, plötzlich ergreifen, in's Gefängniß werfen, und bei kärglichem Brod und Wasser seinen neuevangelischen Eifer ein wenig abkühlen.

Kaum hatte dies die Herzogin Zibo von Camerino in Erfahrung gebracht, als sie, von herzlichem Mitleiden gegen den armen Bruder Gerundius gerührt, auf den Pabst Klemens soviel vermochten, daß er die Mönche zwang, ihren reformirten Mitbruder auf freien Fuß zu setzen. Jetzt begiebt sich Matthäus in die Ländereien der Herzogin, und setzt unter dem Schutzmantel dieser großmüthigen, liebenswürdigen Matrone seine Kontoverspredigten wider die bösen Franziskaner mit solchem Eifer fort, bis es ihm endlich doch gelang, einige Proseliten zu machen. Einer der schätzbarsten darunter war ein gewisser Ludwig von Fossombrona, sein ehemaliger Freund, welcher, bevor er in den Franziskanerorden trat, Soldat gewesen; und der jetzt noch immer den Heldengeist, diejenige Entschlossenheit, den fertigen und

 ver-

verschlagenen Kopf beibehielt, womit er sich während seines Soldatenlebens stets ausgezeichnet hatte. Dieser glückliche Fang entschied ganz für die weitere Verbreitung des neuen Evangeliums. Denn ohne den Bruder Ludwig hätte Matthäus nimmermehr zu Kräften kommen, noch minder die neue **Bettelmönchs-Revolution** Wurzel fassen, und sich emporschwingen können.

Der Pater Provinzial, dem der Verlust eines so rüstigen Ordensgliedes, wie Ludwig war, sehr empfindlich fiel, ließ nichts unversucht, ihn wieder dem Orden einzuverleiben, und schwur, daß er ihn entweder lebendig oder todt in seine Hände bekommen müßte. Nachdem ihm deshalb mancherlei Versuche fehlgeschlagen hatten, requirirte er Soldaten, stellte sich an ihre Spitze, und gedachte jenen Schlupfwinkel, wohin sich Bruder Ludwig in der Eile geflüchtet hatte, zu überrumpeln. Dieser hatte der anrückenden Kriegstruppe keine andere Macht entgegenzustellen, als allein seine Unerschrockenheit, und seinen verschlagenen Soldatenkopf. Sofort nimmt er jetzt seine Zuflucht zu einer Kriegslist; giebt sich das Ansehen, als hätte er eine ganze Kompagnie Grenadier's unter seinen Befehlen; macht in seinem Hinterhalte ein gewaltiges Getöse; weis't mit brüllender Stimme einem jeden seinen Posten an, und giebt verstelltermassen dergleichen martialischen Befehle noch mehrere. Bei so geräuschvollen Ansichten stutzte zwar der Pater Pro-

Provinzial, gleichwohl wollte er den einmal fest beschlossenen Angriff wegen; allein der kommandirende Hauptmann entgegnete mit trockenen Worten: „Er wüßte keinen Grund, warum und wozu wegen dieser tollen Mönchszänkereien auch nur ein Tropfen Bluts sollte vergossen werden.“ Somit ward „Linksum“ kommandirt und — des Pater Provinzials Absichten wurden zu Wasser.

Ein andersmal machten die Franziskaner den Versuch, den Pater von Fossombrona zu überfallen, als er eben mit dem Matthäus und andern Konfratern, die sich von ihrer zugespitzten Mönchskappe oder Kapuze nunmehr „Kapuziner“ nannten, zu Mittag an der Tafel saß. Aber auch dies Mal scheiterte ihr Unternehmen an der Entschlossenheit des Fossombron'schen Gegners.

Dieser komische Mönchskrieg hat seine Endschaft noch immer nicht erreicht. Einstmal hielt sich Ludwig in einem Kamalduenser Kloster auf. Da biethet jetzt der Provinzial die stärksten und beherztesten Franziskaner aus der gesammten Provinz auf, um dem Abtrünnigen ernstlich auf den Leib zu gehen, ihn und seine Gesellen aus dem bereits errichteten Kloster wegzujagen, und dasselbe zu zerstören. Aber der Pater von Fossombrona, der den Lunten noch zu rechter Zeit roch, flüchtet sich mit seinen Konfratern auf einen Berg, und erwartet hier seine Feinde. Da diese muthig anrück-

rückten, und den Berg zu restürmen begannen, werden sie so derb von ihren Gegnern angepackt, daß sie sämmtlich köpflings den Berg herunterstürzten. Somit hatte die ganze Bergschlacht ein Ende.

Schlmstr. Ich hätte die hochbekutteten Franziskanerhelden den Berg nur herunterburzeln sehen mögen. — In der That! eine drolligte Geschichte zwischen den Franziskanern und den neuangehenden Kapuzinern!

Pfarrer. Der Pater von Fossombrona mit seinen Gesellen hatte im Verlaufe noch manche Angriffe auszuhalten; wo er aber stets Sieger blieb, und alle Male, so oft er seine Widersacher unter die Füße bekam, das „Te Deum laudamus“ anstimmen ließ.

Da der Pater Provinzial nun wohl merken konnte, daß er seinen Feinden mit List und Gewalt nichts anzuhaben im Stande wäre: so ließ er sich jetzt in förmliche Traktaten ein; zu welchem Endzweck beide Partheien öfter zusammentraten. Das Spiel dauerte mehrere Jahre ohne allen Erfolg; außer daß man sich wechselweise tausend Unflätereien in den Bart sagte, Händ' und Füße verwendete, um sich damit tüchtige Rippenstöße und **seraphische** Maulschellen zu versetzen.

Die Herzogin von Kamerino war noch immer die Schutzpatronin des neureformirten Ordens, und arbeitete so unausgesetzt bei dem Pabst Kle-

mens

mens VII., *) bis er im Jahre 1528 in einer eigens dazu ausgefertigten Bulle den neuentstandenen Mönchsorden nunmehr schriftlich bestättigte, das er schon früher mündlich gethan hatte. Kraft dieser Bulle durften die reformirten Bettelmönche, oder „Kapuziner," allenthalben das Almosen sammeln und, was für sie wohl das wichtigste war, einen langen Bart tragen, und die zugespitzte Mönchskappe, oder „Kapuze," als ein vorzugsweises Unterscheidungszeichen des neuen Ordens für je und allzeit beibehalten.

Das ist nun die ruhmwürdige Geschichte von dem Entstehen der Herren Kapuziner — als eines abermaligen Bettelordens!!

Schlmstr. Deo gratias!! Aber gar zu viel auf ihre Kapuzen sich einbilden dürfen demnach die Herren Kapuziner nicht.

Pfarrer.

---

*) Hier sei im Vorbeigehen bemerkt: daß ich mich in die päbstliche Reihefolge der Klementen nicht wohl zu finden und zu verstehen weiß. Daß ein Pabst Klemens VI. gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts auf dem Stuhle Petri zu Avignon spuckte, welcher wider Kaiser Ludwig V. so wild tobte, das ist gewiß. Ebenfalls gewiß ist, daß dort bei dem großen Schisma und der ärgerlichen päbstlichen Dreifaltigkeitsangelegenheit, gegen das Ende des 14 Jahrhunderts, ein Pabst Klemens VII. um den Stuhl Petri mit seinen zwei Nebenbuhlern sich stritt und zankte. Wie nun aber jetzt beim Anfange des 16ten Jahrhunderts gleichfalls wieder ein Pabst Klemens VII. (wie ein „Deus ex machina!") in der päbstlich-Klementinischen Reihe erscheint, das begreif' ich nicht. Hierüber mag meinetwegen die römisch- oder avignonisch-päbstliche Kronik besser entscheiden, wenn sie kann.

Pfarrer. Einen neuen Patron fanden die nunmehrigen Kapuziner an dem Herzoge von Nozera, der ihren Orden in seine besondere Protektion (Schutz) nahm, dessen sie zur Zeit noch immer recht wohl bedurften; denn die Franziskaner setzten ihnen mit mancherlei Tücken und Gewaltthätigkeiten stetsfort heftig zu. Endlich ward wieder eine beiderseitige Zusammenkunft beschlossen, um neuerdings zu versuchen: ob denn nicht doch ein Ausgleichungsmittel aufzufinden wäre. Die Versammlung ward in Beiseyn des Herzogs von Nozera und selbst des Pabstes gehalten. Die Kapuziner fiengen die Vermittlung damit an, daß sie den Franziskanern bittere Vorwürfe über ihre unordentliche, ärgernißvolle Lebensart machten. — „Nur Geduld!" erwiederten diese, „laßt euern Schornstein nur einmal so lange, als den unsern, rauchen; und ihr werdet erfahren, daß ihr nirgend worin besser, als wir, seyn werdet." — — Das Ende des ganzen Vergleichs bestund darin, daß der Pabst ernstlich befahl: beide Orden sollten friedlich und schiedlich nebeneinander leben, sich brüderlich miteinander vertragen, und die Franziskaner den Kapuzinern in der Hinkunft kein Leid mehr zufügen.

Indeß verlieh der päbstliche Machtspruch dem gegenwärtigen Vergleichstraktat so gar keine Kraft, daß die Zänkereien und Mishelligkeiten der beiden

Bettel-

Bettelorden in der Folge nur noch heftiger andauerten. Hierzu trug freilich der liebe Brodneid sein Scherflein tüchtig bei. Wie sich die Freunde und Beförderer der Kapuziner zusehends immer vermehrten, in demselben Verhältniß nahmen auch die Geschenke und milden Beiträge für ihre Küchen zu. Dagegen fanden sich von Tag zu Tage weniger Leute, welche Franziskaner werden wollten; und mit ihren Patronen verloren sich auch die frommen Gaben über die Massen. Sie hätten bersten mögen vor Aerger. — Leute von größtem Kredit und Einflusse wählten sich den neureformirten Bettelorden, erfreueten sich ganz außerordentlich an der zugespitzten Mönchskappe, und ließen sich fein hübsch den Bart wachsen.

Der Pater General der Franziskanerordens war in der äußersten Verlegenheit, wie er's anzugreifen hätte, um doch das riesenmäßige Emporkommen des verhaßten Kapuzinerordens wenigstens zu hemmen, und dem Untergange seines eigenen vorzubeugen. Das bewährteste Mittel hierzu erschien ihm, wenn er den Pater Ludwig von Fossombrona, den Schöpfer und die Hauptstütze der Kapuziner, in sein Garn locken könnte. Zu dem Behufe ließ er ihn unter einem schön erdichteten Vorwande, und mit hoher Betheurung, daß er in keiner Rücksicht nur im Geringsten sollte gekränket werden, zu sich entbieten. Nicht sobald hatte er ihn in seiner Gewalt, als er ihn fest machen ließ und befahl: man

sollte

sollte dem rebellischen Bruder seine sündige Mönchskappe vom Buckel reissen, und ihn in's tiefeste Gefängniß werfen. Ludwig wäre verloren gewesen, hätten seine Protektoren nicht Mittel gefunden, ihn noch zu rechter Zeit aus dem Kerker zu befreien. Allein dies Mal wußte der Franziskanergeneral selbst auch mehrere wichtige Protektoren zu gewinnen, sogar auch zerschiedene weltliche Mächte zum Vortheil seines Ordens, und zur Bedrückung der Kapuziner so zu gebrauchen, daß sich der Pabst bemüßiget sah, die Letztern aus Rom wegzujagen. Das verursachte nun aber durch die ganze Stadt ein so gewaltiges Aufsehen, daß Jedermann auf den Pabst und seine Kardinäle schimpfte und lästerte — wegen des Unrechtes, das den armen Kapuzinern widerfahren wäre. Ein Eremit lief die Hauptgassen auf und nieder, und schrie aus voller Kehle: „Der Pabst vertheidiget und beschützt Wohllüstlinge, Ehebrecher, Wucherer, Spitzbuben, Meuchelmörder, und alles verfluchte Gesindel; dagegen jagt er das erbauliche Exempel und die Frömmigkeit selbst aus der Stadt.“ — — — Das Geschrei und wilde Gelärm des Pöbels ward so allgemein, und nahm so sehr überhand, daß der heilige Vater für zweckdienlich erachtete, die Kapuziner ungesäumt wieder zurückzurufen, und ihren Orden in Rom, wie überall, fest ansiedeln zu lassen.

Nach

Nach diesem glücklichen Ausgange hatte es für die Kapuziner das Ansehen, als dürften sie weiter nichts thun, als die Gunst und die reichlichen Geschenke des Volks in ungestörter Ruhe, und in weidlichem Wohlbehagen fortgenießen. Bald aber unterbrachen betrübte, schwere Zufälle ihre so vergnügte Zufriedenheit, und beschmutzten den gesammten Ordensstand mit einem unvertilgbaren Schandflecke. — Pater Ludwig von Fossombrona, welcher der eigentliche Schöpfer des neuenstandenen Bettelordens war, wurde grimmig darüber aufgebracht, daß man ihn nicht zum Ordensgeneral gewählt hatte; er verhetzte mehrere Ordensglieder in einander, stieß die gallsüchtigsten Drohworte aus, und verursachte solche Unordnungen, daß man ihn endlich weiter jagen mußte. Jetzt ward er vollends der grimmigste Verfolger des von ihm selbst fabrizirten Ordens. — Bruder Matthäus, dem der erste Gedanke dieser seltsamen Mönchsreformation eingefallen war, sprang freiwillig aus. — Weit schlimmer, und für's ganze Kapuzinerthum am entehrendsten war, was ein gewisser Ochimus, ihr berüchtigter General, gethan hat. Dieser ward nicht blos seinem Orden, sondern selbst auch der römischkatholischen Religion abtrünnig. Er verfügte sich nach Genf, und nahm dort ein Weib, in das er sterblich soll verliebt gewesen seyn. . . . Im Verfolge arbeitete er an verschiedenen Schmähschriften wider den heiligen Stuhl zu Rom, und streute allerhand Sätze zu Gunsten der Vielweiberei aus.

„Aergerniß!" „Aergerniß!" — schrien jetzt die Franziskaner, und wandten sich an den Pabst um seine besondere Protektion. Vergebens. Der heilige Vater konnte die den Kapuzinern einmal zugesicherte Begünstigung nimmermehr zurücknehmen, ohne seine Bullen in verächtlichen Miskredit zu bringen, und somit seiner gepriesenen Infallibilität (Unfehlbarkeit!) einen bedeutenden Stoß zu versetzen. Sofort wurden die Kapuziner wider die Feindseligkeiten der Franziskaner möglichst geschützet; anbei die gegenseitige Eintracht und Vertragsamkeit neuerdings eingeschärft. Indeß dauerten die wechselseitigen Anfechtungen bis auf den heutigen Tag, und werden sonder Zweifel auch künftighin stetsfort anhalten; sollt' es gleich nur der Streitigkeit um des kleinen Bröd'chens willen zu lieb seyn. — —

Bauer. Das ist mir doch eine saubere Entstehungsart der Franzigkaner sowohl, als noch mehr der Kapuziner! — Hätte unser weiser Landesvater diesen braunbekutteten Landbettlern ihre frömmelnd-schleichende Bettelei auch nicht untersagt, wahrlich! ich würde nunmehr ihnen doch kein Almosen abreichen. — Nun ja! bei meiner Ehre! schon Huß, und dann Prokop hatten ganz recht, daß diese Bettelmönche — meinetwegen gleichwohl nicht vom leibhaften Satan, aber doch gewiß von keinem guten Geiste müssen angesiedelt worden seyn. Dafür zeugt nur zu laut und zu derb die Geschichte ihres Ursprungs. Pfar-

Pfarrer. Unläugbar ist es, daß das Mönchthum überhaupt, wie wir oben gehört haben, ganz gegen den Geist des ächten Christenthums läuft. Volle Richtigkeit endlich hat es, daß die Bettelorden durchaus eine unreife, monströse Zwittergeburt des Müssiggangs und der verworfenflen Faullenzerei ist. *) So dachten schon gleich nach der Entstehung der Bettelmönche alle unbefangene, vernünftige Christen. Ein gewisser Wilhelm von Santamore, ein berühmter Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, drückt sich in seinem Werke: „Von

*) Welch' ein verschobenes, ganz vertrocknetes Gehirn unter dem übrigens großen und breiten Scheitel auch manches Weltgeistlichen spucken müsse, diene nachstehende Anekdote. Bei der neulichen Besitzergreifung der Markgrafschaft Burgau von Seite Baierns, äußerte sich ein Kaplan gegen seinen Pfarrer in Pf. . . . nächst W. . ., in Betreffe der bereits zu kommissionirenden Kapuziner: „Die Bettelorden wären für Kirche und Staat schlechterdings, wo nicht ganz zweckwidrig, doch sicher zwecklos." — Jetzt aber nahm der Pfarrer mit aufgebrachter Heftigkeit das Wort, und behauptete: „Nein! wie in der Welt verschiedene Stände seyen, so müsse es auch einen Bettelstand (? — ! — ! —) geben. Der Mensch sey nicht so fast des Arbeitens wegen, als vielmehr um des Betens willen, wovon eigentlich das ewige Seelenheil abhienge, auf der Welt; und dies Letztere (Beten und Faullenzen!!!) beobachteten die Mendikanten ganz vorzüglich: „Ergo" . . . .

„Von den Gefahren der letzten Zeiten," in Ansehung der Bettelorden also aus: „Fragt man mich: was denn sogar Böses dabei sey, daß man seinen Unterhalt bettle; so geb' ich zur Antwort: daß, wer vom Betteln leben will, nothwendig ein Schmeichler, ein Schmähsüchtiger und ein Lügner werden muß. Sagt man: es sey eine Vollkommenheit, wenn man sich aus Liebe zu Jesu hingiebt, und in die Nothwendigkeit sich setzt, betteln zu müssen; so behaupte ich dagegen: daß die Vollkommenheit vielmehr darin bestehe, wenn man alles verläßt, und Christo nachfolgt, also zwar, daß man ihm in der Ausübung guter Werke nachahmet, und das mittelst fleißiger Arbeit, nicht durch Betteln. Man findet nirgend, daß Christus oder seine Apostel mit Betteln herumgezogen sind; sondern sie gebrauchten ihre Hände, um damit ihren Unterhalt zu gewinnen. Selbst die Natur bestimmt den Menschen zur Arbeit, und kein Mensch kann sich von diesem allgemeinen Naturgesetze ausnehmen. Mit welchem Rechte können sich denn ganze Ordensgesellschaften ein Bettel-Privilegium, das selbst gegen Polizeigesetze anstößt, zueignen? — Diese lächerlichen und schändlichen Bettelklöster müssen nothwendig den Städten zur Last werden. Ist es wohl gethan, daß man solchergestalt die Faullenzerei gleichsam heiliget? — ! — Müssiggang, ein äußerlich pharisäisches Wesen und Gauckelgeist setzen die fromme Einfalt auf Kontribution.

bution. Sie (die Bettelmönche!) stellen sich an, als wären sie für das Heil der Seelen weit eifriger besorgt, als die ordentlichen Pfarrer. Sie prahlen, als hätten sie der Kirche außerordentliche Dienste geleistet. Sie schmeicheln, ihres Eigennutzes wegen, denen, die ihnen glauben, und halten sich sehr gerne an den Höfen der Fürsten auf. Sie gebrauchen gewisse Kunstgriffe, um weltliche Güter bei Lebzeiten, oder nach dem Tode des Gebers zu bekommen. Sie streiten gegen jede Wahrheit, die ihnen nicht ansteht, und geben sich alle Mühe, solches als irrig verdammen zu machen. Sie zanken mit euch so lange, bis ihr ihnen, was sie wollen, gelten lasset. Sie sind äußerst unverträgsam, und erzörnen sich heftig, wenn Partikularleute ihnen ihr Vermögen nicht zu verfressen und zu versaufen geben. Sie bringen alle weltliche Mächte gegen jeden auf, der so kühn ist, sie zu tadeln, oder auf den rechten Weg zu weisen. Die Gesetze (Mönchsregeln — Vorschriften der Stifter!) gebieten ihnen, daß sie sich von der Welt abgesondert halten sollen; sie mischen sich aber in alle Händel, und disponiren über alle Pfründen und Kircheneinkünfte." — — —

Zu mehrerer Bekräftigung des eben Angeführten wollen wir jemand andern, der in dieser Sache gewiß keiner Partheilichkeit verdächtig seyn kann, vernehmen. Der heilige Bonaventura war selbst ein Franziskaner, und konnte sich gleichwohl nicht

erwehren, seinen Ordensbrüdern bittere Vorwürfe über ihre allzuweite Entfernung von ihren Pflichten und Vorschriften zu machen. Unter andern beschuldigt er sie: „daß sie sich in Welthändel mengen, und denen schmeicheln, welche Testamente zu machen haben, um sie zu vermögen, daß sie sich auf den Gottesäckern ihrer Klöster (anbei eben in ihren Franziskaner- und Kapuzinergruften!!) begraben lassen, und sie in die Verbindlichkeit zu setzen, ihre Vermächtnisse zum Vortheil ihrer (der Mönche!) anzuordnen, wo sie nachher mit allzuvielem Aufwande prächtige Kirchen und Klöster bauen. Sie seyen mit ihrem kontemplativen (beschaulichen?!) Wesen die verworrensten Köpfe. Sie bestürmen die Häuser ihrer Gönner, und fordern ihr Almosen mit Ungestüm ab.“ — In Betreff dieses Letztern setzt Bonaventura noch ausdrücklich hinzu: **„Reisende fürchten sich ebensosehr, einem Bettelmönche zu begegnen, als einem Strassenräuber“ — — —**

Schlmstr. Vivat! es lebe unser weiser Landesvater Maximilian, daß er dem scheußlichen Unwesen der Bettelmönche großentheils gesteuert hat. Vivat! unser theurer König!

Pfarrer. Einsweilen genug von den Bettelorden! Es ist einmal Zeit, daß wir unser Augenmerk auf das Konzilium zu Basel wieder hinrichten.

Da der Pabst Eugen IV. auf mehrmaliges Vorladen nicht achtete, jetzt aber das Konzilium mit seiner Absetzung und der Wählung eines andern Kirchenoberhauptes drohte; auch der Kaiser und fast alle Nationen das starrköpfige Wesen des Pabstes laut misbilligten: so besann er sich endlich eines bessern, und hieß das Konzilium einsweilen gut. Er selbst aber verfügte sich nicht dahin; sondern schickte nur seine Gesandten, deren Geschäft eigentlich war, die Beobachter und heimlichen Lauerer zu machen.

Mit Nachdruck schritt man jetzt an das Reformationswerk, und hatte schon mehrere zweckmäßige Verordnungen wegen der bessern Kirchenzucht gemacht. Als nun auch das Reformationsloos die verrufenen Reservationen, Annaten, Spolien u. s. w. treffen sollte; gerieth das Ganze in ein plötzliches Stocken. Die Legaten fertigten auf der Stelle ihre Berichterstattung über diesen Gegenstand nach Rom ab, und an allen Ecken schlug jetzt dort das Feuer aus. Der Pabst, seine Kardinäle, alle Kanzelisten und das übrige Schreiberkorps am römischen Hofe, protestirten mit Händen und Füssen gegen eine solche Reform. Indeß gab Eugen doch soviel zu verstehen: „Er wolle sich auf Verzichtleistung der so sehr angefochtenen Annaten, Spolien, Reservationen u. drgl. in soferne einlassen, wenn er dafür von den betreffenden Nationen auf eine anderweitige Art entschädiget würde.“ —

Hierüber ließ man ihm bedeuten: „Zu seinem hinreichenden, und wohl reichlichen Unterhalt sey ihm der Kirchenstaat eingeräumt worden. Es wäre also eine Verschwendung, ihm noch mehreres zu gestatten, und höchst unbillig, alle Kirchen ohne Noth zinsbar zu machen.“

Eugen bewegte Himmel und Erde, das verhaßte, seiner Schatulle so gefährliche Konzilium doch noch zu zerstäuben. Außer mancherlei niedrigen Schleichwegen, suchte er vor allem einige Fürsten zu gewinnen, auch einzelne Glieder der Versammlung auf seine Seite und in sein Interesse zu ziehen: jedoch zur Zeit ohne erwünschten Erfolg. Nichts desto weniger fuhr er fort, Annaten einzutreiben, und Benefizien zu verkaufen. Er ward deswegen zur Verantwortung zitirt; dafür er aber jetzt ein anderes Konzilium nach Ferrara im Kirchenstaate veranstaltet hatte, welches natürlicher Dinge dem zu Basel schnurgerade entgegenhandelte. Ueber solchen stirnlosen Insolenzien vom gerechten Unwillen ergriffen, suspendirten die versammelten Väter den Eugen, das heißt; sie erkannten ihn bis auf ein Weiteres nicht als Pabst. Kaiser Sigmund both zwar alle seine Kräfte und sein ganzes Ansehen auf, den ärgerlichen Zwist auszugleichen und beizulegen; allein 1437 starb er darüber weg. Ihm folgte als Reichsoberhaupt der Herzog von Oesterreich, Albrecht II.

Der Pabst sowohl, als das Basler Konzilium suchten die Kurfürsten und den neuen Kaiser für ihre Absichten, mit gegenseitiger Ausschließung, zu gewinnen; diese erachteten es aber der Klugheit gemäßer, in Ansehung der Suspension des Pabstes zur Zeit lieber eine förmliche Neutralität zu beobachten, um nicht etwa ein abermaliges Schisma herbeizuführen. Im übrigen nahmen Albrecht und die deutsche Nation jene Dekrete, welche das Konzilium zu Basel zur Abstellung der Spolien, Annaten, Reservationen u. drgl. gegeben hatte, in einer feierlichen Urkunde an.

Weil nun doch dem Eugen selbst schon der Name „Basel" so verhaßt war; so machten Kaiser Albrecht, die deutschen Fürsten, und auch der König von Frankreich, zur Verlegung des Konziliums von Basel nach einer andern bequemen Stadt in Deutschland zerschiedene Vorschläge. Allein Eugen und seine Kanzelisten, oder, wie man sie sonst heißt, Kurialisten, zeigten gar keine Lust, sich und ihre Geldbörsen in Deutschland reformiren zu lassen. Die Väter zu Basel, die das wohl voraussahen, erwiederten auf den obigen Vorschlag: „Wie man denn hoffen dürfe, daß der Pabst sich jemals nach den Dekreten eines andern Konziliums fügen werde, nachdem er einmal den Reformations-Verordnungen des gegenwärtigen Konziliums so äußerst gehäßig sich widersetze. Wenn das nicht jetzt zu Basel sollte bewirkt werden können; so

müßte man mit Konzilienhalten von einer Stadt zur andern in der ganzen Welt stetsfort umherwandern, ohne jedoch zum Zwecke zu gelangen."

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß sie den verdienten Beifall nicht hätten erhalten sollen. Sonach blieb die Versammlung beisammen, und entsetzte 1439 den Eugen, nachdem sie ihn neuerdings vergeblich vorgeladen hatte, als einen hartnäckigen Schismatiker des Pabstthums. An dessen Stelle ward zum Pabst erwählt Felix V.

Um dieselbe Zeit ward Kaiser Albrecht II. für des Reiches Wohlfahrt und der Kirche Heil viel zu frühe vom Tode übereilt, als er eben auf der Rückkehr von einem Feldzug wider die Türken begriffen war. Dieser Monarch wurde seiner Güte, Gerechtigkeitsliebe, seiner Klugheit und Tapferkeit wegen allgemein bedauert. Ihm folgte sein Vetter, der Herzog von Steuermark, Kärnthen und Krain, Friedrich III.

Neuerdings both jetzt Eugen IV. alle seine wälschen Künste und Praktiken auf, um den Kaiser Friedrich auf seine Seite zu lenken, und somit das Konzilium zu Basel doch noch unter seinen heiligen Pantoffel zu bringen; das ihm auch durch einen sichern Aeneas Silvius Pikolomini vollkommen gelang. Dieser Pikolomini war des Kaisers Staatssekretär, und zeither der eifrigste Anhänger und Vertheidiger des Konziliums. Bald darnach, vom wälschen Goldglanze geblendet, und von dem

nächs-

nächstens zu hoffenden Kardinalshute gelocket, trat er in des Pabstes Dienste: wo er nun, was freilich ganz natürlich ist, das schändliche Interesse des römischen Hofes auf's hitzigste verfocht.

Kaum merkte Eugen, daß er durch Vorarbeitung seiner erkauften Kreatur, des Pikolomini, bereits der Freundschaft des schwachen Friedrichs sich zu vertrösten habe; als er kühn sein Haupt zu erheben begann. Die Unterdrückung des Konziliums schien ihm jetzt unfehlbar. Zuvörderst setzte er die beiden geistlichen Kurfürsten, von Köln und Trier, als die bisher mächtigsten Stützen des Kirchenraths, förmlich ab; nebstbei rückte er mit einer Bulle heraus, darin er sie für Ketzer und Rebellen der römischen Kirche deklarirte, und ihnen mit einer Machtsentenz zugleich ihre erzbischöflichen Würden absprach, wobei er zwei ihm innigst ergebene Kreaturen bedachte. Bald aber hätte Eugen mit solch' einem unbesonnenen Vorfahren sich das ganze Spiel verdorben; denn die übrigen Kurfürsten fühlten sich durch die insolente Mishandlung und Absetzung zweier ihrer geistlichen Mitkurfürsten höchlich beleidigt. Sie traten daher 1446 in Frankfurt zusammen, und beschlossen hier einmüthig: den Eugen nicht eher als Pabst anzuerkennen, er habe denn zuvor allen Dekreten des Konziliums sich unterworfen. Zugleich fertigten sie Gesandte an den Kaiser ab, um ihn zum Beitritt ihrer Uebereinkunft zu vermögen. Allein Friedrich

hatte

hatte nun einmal, durch die geheimen Schleichwege des Pikolomini, dem Eugen seine Freundschaft schon zu bestimmt zugesichert; gleichwohl erklärte er sich vor der Hand noch nicht öffentlich für denselben, um die Kurfürsten nicht zur Unzeit vor den Kopf zu stossen.

Da indeß die Kurfürsten auf ihrem zu Frankfurt gefaßten Entschlusse standhaft zu beharren schienen; war Eugens Lage noch immer ziemlich kritisch. Jedoch sein verschmitzter Nothhelfer Pikolomini verstund es, ihn daraus zu befreien. — Es fanden sich von jeher noch wenige Machthaber, welche sich die Zeit und Mühe nahmen, Geschäfte von bedeutender Wichtigkeit durch sich selbst zu besorgen und zu schlichten: sondern dergleichen überlassen sie gewöhnlich ihren Ministern und Räthen. Diese berücksichtigen dann das Interesse ihrer Herren Prinzipalen, und somit auch die Wohlfahrt des Staates nur in sofern, in wiefern ihr Eigennutz nicht von irgendwoher auf die Probe gesetzt wird. So auch hier. — — Da Aeneas Pikolomini die Standhaftigkeit der Kurfürsten vorhinein witterte, bestach er im Namen des Pabstes einen jeden ihrer Räthe mit 2,000 Goldgulden, die ihre Wirkung so gut thaten, daß die ganze Sachangelegenheit plötzlich eine recht erwünschte Ansicht gewann; so daß Eugen IV., schon auf das Sterbelager hingestreckt, noch das außerordentliche Vergnügen erlebte, die Abgesandten des Kaisers und der Kurfürsten

sten vor sich erscheinen zu sehen, die ihm, im Namen ihrer Herren Prinzipalen, die Obedienz (Gehorsam?!) auf den Knien leisteten. — — Sechs Tage nach diesem feierlichen Auftritte schloß er im Jahr 1447 ganz zufrieden und vergnügt sein päbstliches Auge.

Seinem Nachfolger Nikolaus V., vom nemlichen Geiste des Uebermuthes besessen, glückte es, das Konzilium zu Basel gänzlich unter seinen heiligen Fuß zu treten. Freilich würde er damit nimmermehr ausgelangt haben, hätte der Kaiser nicht die unverzeihliche Schwachheit begangen, die Wohlfahrt der deutschen Kirche den Kunstgriffen und Arglistigkeiten des römischen Hofes aufzuopfern und preis zu geben; und zwar durch ein „Konkordat," das er zu Aschaffenburg mit dem Pabst einleiten ließ, und welches der schlaue Pikolomini mit seinen tückischen Katzensprüngen und Bestechungen im Jahr 1448 zu Wien, zum vollkommensten Vortheil seines Herrn Pabstes, vollends sichtete. — Vermög dieses äußerst seltsamen Konkordats erhielt der Pabst vom Kaiser die Annaten, Reservationen und drgl., ob sie gleich in den Basler Dekreten bereits abgeschafft waren, förmlich wieder zurück. Sofort blieb dem Konzilium zu Basel keine andere Wahl übrig, als aus einander zu gehen, um so mehr, da die nichtswürdige Denk- und Handlungsweise Friedrichs den versammelten Vätern Schutz und sicheres Geleit aufgekündet hatte. — Der edle,

rechts-

rechtschaffene Felix V., dessen persönliche Tugenden selbst seine Feinde nicht zu beschnarchen wagen, legte freiwillig und großmüthig die päbstliche Würde nieder, damit er nur kein Anlaß einer erneuerten Kirchenspaltung würde.

Schlmstr. Gott verzeihe dem Kaiser Friedrich III. seine schwere Sünde, die er an unserm deutschen Vaterlande begangen hat! — Aber o! ihr Deutschlands Machthaber! laßt ihr euch je vom römischen Hofe ein so betiteltes Konkordat abkapern; wahrlich! ihr seyd betrogen — gefoppt — geprellt! — ! — ! —

Pfarrer. Wieder ein Mehreres, meine Freunde! am nächsten Sonntage.

Zehnter Abend.

Kaiser Friedrichs III. höchst unrühmliche Beihilfe zur Unterdrückung und gänzlichen Vereitelung der wohlthätigen Reformationsdekrete, welche das Konzilium zu Basel, unter stetem Drucke des päbstlichen Ungestüms, durchgesetzt hatte, blieb nicht unvergolten; er hatte sich dafür der hohen Gnade des Pabstes Nikolaus V. zu erfreuen, und ward 1452 von demselben in Rom zum römischen Kaiser gekrönt, ohne daß er sich, was zeither wohl nie der Fall war, zu einer oft kaum erschwinglichen Erkenntlichkeit verstehen mußte. Im Gegentheil, wer sollte so etwas auch nur träumen! war der Pabst mit bewundernswürdiger Großmuth ordentlich verschwenderisch.

Unter andern erkannte er dem Friedrich, in einer eigens darüber ihm zugestellten Bulle, die rechtliche Befugniß zu, daß er die Ländereien, Herrschaften, Burgen und Gerechtsame seines Herzogthums Oesterreich durch jede Art Güter und Bes-

tzungen, die durch irgend eine Rechtskräftigkeit auf ihn kommen würden, vermehren, verbessern, (vermuthlich — kultiviren!) und auf seine Erben und Nachkommen bringen dürfe. In einer andern Bulle ward ihm gestattet, daß er zur Bekriegung und Züchtigung seiner Feinde auch Schismatiker, oder so betitelte Ketzer um Unterstützung anzusprechen befugt seyn solle. — Sicher habt ihr von dergleichen seltenen Großmüthigkeiten schwerlich schon etwas gehört: und da der Kaiser auf seiner Reise nach Rom sich nicht getraut hatte, nach Mailand zu gehen, um dort als König der Longobarden ausgerufen zu werden, so war der Pabst wieder so gefällig, ihn mit der königl. Longobardischen Krone in Rom zu krönen; diese Handlung aber gab den Päbsten einen hinreichenden Titel, oder Vorwand, sich das Recht anzumassen, den Longobarden eben so ihre Könige aufzudringen, wie sie schon lange vorher die Könige von Neapel ernannt hatten. Endlich — Risum teneatis, amici! lacht nicht, Freunde! — in einer dritten Bulle eröffnete er dem Kaiser mit gar feierlicher Ernsthaftigkeit, und dekretirte: „Daß, weil der Name „Eleonora" in Deutschland unbekannt sey, seine Gemahlin nunmehr „Helena" heißen solle." — ! — ! — ! —

Schlmstr. Ja! ist es denn möglich, daß Päbste mit ihren Bullen so fade Spielwerke treiben können, und mit solch' elenden Kinderspielen

einen

einen Kaiser zu gängeln und zu äffen sich nicht entblöden? — ! — Ich bin nur ein gemeiner, einfältiger Dorfschulmeister, aber, bei Gott! mit Unwillen und tiefer Verachtung würde ich so einen albernen Wisch auf der Stelle dem Pabste zurückgesendet haben!

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! die Päbste waren von jeher innigst mit den Kunstgriffen vertraut, solchen faden Läppereien die größte Wichtigkeit zu verleihen, und mit dergleichen tollem Gauckelspiele selbst gekrönte Häupter zu bethören, und in einer gewissen frommen Einfalt hinzuhalten. Wie man Kinder mit Flittergold ganz willfährig machen kann, so wußten auch die Päbste schon frühzeitig mit eiteln Titulaturen diesen und jenen katholischen Regenten für ihre Absichten lenksam und geschmeidig zu dressiren. So z. B. erlangte schon vom Pabst Honor I., um das Jahr 639, der König Zintha von Spanien den Titel: „Katholisch;" weil er in einem deswegen promulgirten (verkündeten) Gesetze fest darauf hielt, daß in seinen Staaten Niemand sollte geduldet werden, außer er bekenne sich zur römisch-katholischen Kirche. Daher führen die Könige von Spanien in ihren Titulaturen noch immer das Prädikat: — Katholische Majestät." . . ! Um das Jahr 736 ertheilte der Pabst Gregor III. dem bekannten Karl Martel das ehrenfeste Prädikat: „Der Allerchristlichste,"

lichste," weil er, wie ihr euch noch entsinnen werdet, gerne dessen Allianz und Hilfeleistung wider die verhaßten Longobarden sich erschmeicheln wolle. Darum hießen sich Frankreichs Könige, bis auf weiland Ludwig XIV., stetsfort: „Seine allerchristlichste Majestät." — Pabst Silvester II. verlieh dem Herzog Stephan von Ungarn, weil er alle Mühe verwendete, seine Unterthanen den **mütterlichen** (? — ! —) Armen der alleinseligmachenden (? ?) römischen Kirche zuzuführen, den Königstitel, mit dem schönen Vorrechte: daß er und seine Nachkommen sich „ein Kreuz" mögen vorantragen lassen — — —

Schlmstr. Ja freilich wohl ein Kreuz! — O! ihr guten Könige und Kaiser! wie so manches schwere Kreuz hat der allmächtige Servus Servorum euch schon auf den Nacken gedrückt!!!

Pfarrer. Noch im Jahre 1758 den 25. August begnadigte Pabst Klemens XIII. die weiland Kaiserin Maria Theresia, als Königin von Ungarn, mit dem hochwichtigen Ehrentitel: „**Apostolische Majestät**" — für sich und ihre Nachfolger. Dieser **Apostolischen Majestätstitulatur**" erfreuen sich nun Oesterreichs Beherrscher stetsfort. . . . ! Genug!

Damit der Kaiser dem Pabste für seine so schmeichelhaften und wichtigen Gnadenbullen doch auch eine Gegenerkenntlichkeit bezeugte, stellte er an ihn jetzt den demüthigsten Gesuch: er möchte

ihn mit seiner Machtvollkommenheit beauthorisiren, zur Veranstaltung eines allgemeinen Kreuzzuges wider die fatalen Türken sein Scherflein beitragen zu dürfen; und recht gern ließ sich das Nikolaus gefallen. Friedrich beschleunigte also seine Vorkehrungen dazu möglichst; und der Pabst schickte sich alsbald an, allen denen, die Muth und Streitlust wider die Türkenhunde fühlten, in seinen Kreuzbullen, Ablässe dem Dutzend nach zu verheißen. Allein diese verdächtige Schleichwaare hatte von ihrem zeitherigen Kredit, wenigstens beim vernünftigern und angesehenern Theile der Nation, schon ziemlich verloren, so daß man gar nicht sonderlich mehr darnach greifen, und dafür von den Türken unbarmherzig sich niederfäbeln lassen wollte. Da nun auch noch der Todfall des Nikolaus V. dazwischen kam, wurde aus der ganzen Sache vollends gar nichts.

Die Fürsten und Stände giengen jetzt den Kaiser ernstlich an, dem neuen Pabst Kalixtus III., die Obedienz nicht zu leisten, derselbe habe denn zuvor ihren Beschwerden Gehör gegeben, und sich auf's feierlichste anheischig gemacht, allen Misbräuchen in der Kirche nach Recht und Billigkeit zu steuern: nur hierin, führten sie ihm zu Gemüthe, sey das einzige Mittel zu finden, den unerträglichen Uebermuth des römischen Hofes zu bändigen. Doch wir müßten den schwachen Friedrich nicht schon kennen, wenn wir erwarteten, daß er,

mit

mit ordentlicher Verhöhnung dieser allerbilligsten Forderung seiner Fürsten und Stände, nicht lieber dem Pabst unbedingte Obedienz geleistet hätte.

Schlmstr. Dieser Kaiser Friedrich ist mir doch ein recht kriechender Erzpäbstler und — ein wahrer **Hochverräther** an seinem deutschen Vaterlande!!!

Pfarrer. Nichts war den Päbsten angelegener, als die Kreuzzüge; darum griff Kalixtus dieses zur Zeit unterbliebene Geschäft hastig wieder auf, um mittelst Ablaßankündungen unermeßliche Summen in seinen Sack zu stecken. Wirklich machten ihm deshalb die Deutschen den Vorwurf: „unter dem Vorschützen der Kreuzzüge foppe er nur das gutmüthige, leichtgläubige Volk, prelle es unter dem lockenden Ablaßtitel um sein bischen Geld, und stecke es dann für sich ein.“ — Kalixtus III. konnte jedoch seine durch Religionsbetrug zusammengescharrten Schätze in die Länge nicht genießen, indem ihn schon 1458 der Tod davon abforderte. Jetzt erschwang sich auf den Stuhl Petri der uns so bekannte Aeneas Silvius, und setzte sich die dreifache päbstliche Krone auf.

Bauer. Richtig! ich habe einen Pabst auf Gemälden und Kupferstichen noch nie anders, als mit einer dreifachen Krone gesehen. Wie soll man denn das nehmen, da doch Könige und Kaiser nur eine einfache Krone tragen?

Pfarrer.

Pfarrer. Die dreifache Krone der Päbste mag wohl das Simbolum (Sinnbild!) ihrer Oberherschaft über Könige und Kaiser seyn; außer dem weiß ich keinen andern Grund anzugeben. Bis auf Klemens V. begnügten sich die Päbste mit einer zweifachen Krone; aber seit Urban V., der von 1362 bis 1370 lebte, tragen sie eine dreifache, welche jetzt zu erschleichen Aeneas kein Mittel unversucht gelassen hatte.

Schlmstr. Nun meiner Treu! der muß mir seine wälschen Katzensprünge, und feile Machinationen wirklich vom Ausbunde verstanden haben, daß er als ehevoriger Sekretär die höchste Machtstuffe eines Pabstes erkletterte. Wie nannte sich jetzt dieser erzschlaue Mann?

Pfarrer. Pius II. Nach dem Beispiel seiner beiden Vorgänger ließ auch er die türkische Kreuzzugsangelegenheit nicht außer Acht. Ja! sein Eifer dafür beschränkte sich nicht blos auf Deutschland; sondern durch ganz Europa ließ er seine Ablässe und apostolischen Benediktionen ausposaunen; wozu er freilich hohe Ursache haben mochte. Die Türken hatten einen Gewaltstreich ausgeführt, der den Pabst, in Ansehung der römischen Schatzkammer, äußerst besorgt machen mußte. Im Jahr 1453 hatten nämlich die Türken Konstantinopel mit stürmender Hand erobert, und somit dem griechischen Kaiserhum ein Ende gemacht.

Schlmstr. Da haben wir's! Wem ist wohl jetzt diese Statsvernichtung Schuld zu geben, als allein nur den römischen Päbsten? — ! — In gedrängter Kürze getrau' ich mir das zu beweisen. Sehr getreu erinnere ich mich noch aus der ersten Abenderzählung, wie die heidnischen Kaiser eigentlich selbst Ursache waren, daß die römische Monarchie ordentlich vor der Zeit zu Trümmern gieng, und zwar darum; weil sie ihre tolle Weltherrschaft auch nach dem öden, ärmlichen Deutschlande verpflanzen wollten. Bei solcher Gelegenheit wurden die mächtigern deutschen Völkerschaften mit Gewalt aufgereizt, aus ihren düstern, unfreundlichen Sümpfen und Waldungen, wegen denen man sie anfocht, hervorzubrechen, und mit den römischen Heerhaufen sich zu messen. Bald bemerkten sie ihre persönliche Ueberlegenheit über die schon zu sehr weichlich gewordenen Römer, denen sie manche derbe Ohrfeige versetzten. Anbei holten sie die Erfahrung ein, daß die angränzenden Provinzen der Römer, als vorzugsweise Gallien und Italien, zugleich fruchtbarer und bequemer für sie wären, als die wüsten Steppen, und freudenleeren Wälder ihres Vaterlandes. Das bemerken, erobern, behaupten, und sofort das römische Kaiserthum über den Haufen werfen, war **damals** (! — ! —) ganz dem deutschen Karakter eigenthümlich. *)

Eine

*) S. I. B. I. Ab. S. 27 — 28.

Eine fast ähnliche Bewandniß hat es mit dem nunmehrigen Umsturz der griechischen Monarchie durch die Türken; und zwar mittelst der fatalen Heiligengrabs-Affäre: wobei die Türken zur Eroberung und Zernichtung dieses Reichs gleichsam herausgefordert wurden — von den Päbsten. Ich müßte ein recht ungetreues Gedächtniß haben, wenn ich aus dem IV. und V. Abend *) nicht mehr wüßte, wie vom Pabst Eugen II. bis auf Eugen III.; sodann wieder vom Pabst Honor III. bis auf Gregor IX.; mit Zuziehung und Beihilfe der Bischöfe und Mönche, die deutschen Kaiser, ihre Fürsten und Stände stetsfort angegangen und oft wild angespornt wurden, mit Armeen von Hunderttausenden nach Paläſtina zu ziehen, und den Türken das vorgebliche heilige Grab zu entreissen. Nun ist aber erwiesen, daß die römischen Kirchenmonarchen unter diesem heiligen Deckmantel ganz andere, ungleich wichtigere Nebenabsichten versteckt hielten: vordersamst die deutschen Machthaber unter der Hand zu hudeln, und in einer gewissen Ohnmacht hinzuhalten; nebenher die Mönche, ihre rüstigsten Leibtrabanten, mächtig zu bereichern; ferner die Griechen, welche das Joch der römischen Kirche abgeschüttelt hatten, wieder in die alten Fesseln

*) S. I. B. IV. Ab. S. 245 — — Ferner V. Ab. S. 302 — 308 — —

Fesseln zu schmieden; sodann auch die ungläubigen (??) Muhamedaner in die mutterzärtlichen Arme der **alleinseligmachenden** (— — —) Kirche zurückzuführen, und sie mit dieser Gelegenheit ebenfalls zu besteuern und um ihre Piaster zu prellen — — das war die eigentliche Bezweckung der Päbste. Daß es damit nicht so recht voran wollte, war ihre Schuld nicht. Genug! Auf ihr gaukelhaftes Treiben und muthwilliges Zerren zogen die arglosen Deutschen, und ihre lenksamen Kaiser, mit unübersehbaren Heerhaufen fort — nach Palästina; eroberten bald das Grab Christi; bald verloren sie es. Immer mit frischen Armeen versuchten sie die Wiedereroberung und Behauptung desselben. Allein der damalige Heldenmuth der Türken hat, wie es nun der Erfolg zeigt, diese verdeckten Pfaffenanschläge immer mehr vereitelt. Als endlich diese immerhin **schwärmerischen**, aber eben auch gewiß trotz einem **römischen Christen**, **eifrigen** Anhänger und Verehrer ihres durch scheinbare Großthaten beurkundeten Propheten Muhameds das Uebergewicht ihrer Waffenmacht über die **römisch-katholischen** Kreuzzügler, die freilich größtentheils ein zusammengesetztes Lumpengesindel bildeten, nur zu gut fühlten: was konnte dann natürlicher seyn, als daß sie jetzt das Recht der Wiedervergeltung eintreten ließen, und ihren fremdbeigebrachten Eroberungsgeist nicht mehr blos auf Palästina

läſtina einſchränkten! Begreiflicher Dinge traf der Türken Waffengewalt allererſt das benachbarte griechiſche Kaiſerthum, dem ſie nunmehr durch Erſtürmung der Hauptſtadt Konſtantinopel den letzten Gnadenſtoß beigebracht hatten. Als ausgemacht darf man annehmen, daß, außer dem Falle der tollſinnigen Heiligengrabs-Affäre, die griechiſche Monarchie noch manches Jahrhundert würde beſtanden und geblühet haben. Unbegreiflich würde es mir aber auch jetzt vorkommen, wenn die nun doch einmal gereizten Moslem-Männer ihr glückliches Waffenungeſtüm nicht in die immer wieder näher angränzenden Provinzen übertragen, und ſomit ſelbſt dem Abendlande allmählig gefährlich hätten werden ſollen!! Wer von dem Allen trägt nun die Schuld? — Iſt ſie nicht den römiſchen Päbſten, ihrem elenden Mönchthume, und all' dem tauſendköpfigen Ungeheuer unbegränzt herrſchſüchtigen Prätenſionen und Uſurpationen, die ſie bei der angeblichen Eroberung des vermeintlichen Grabes Chriſti gemeinſchaftlich durchſetzen wollten, allein und ſchlechthin zuzuſchreiben? — ! — O! welche traurige Bilder umſchweben meinen Geiſt, daß die eigennützigen und herrſchſüchtigen Kunſtgriffe der Päbſte, im Vereine mit dem häßlichen Mönchthum, noch die grauſigſten Schreckniſſe über die geſammte Menſchheit verhängen werden!!!

Pfärrer. Bedaurungswürdig genug, daß er recht haben muß! — Wirklich fiengen die Türken

 ſchon

schon 'an, diese und jene Provinz gegen Okzident zu überfallen, zu plündern und zu verheeren. Daß jetzt ganz vorzugsweise der Pabst mit einem Kreuzzuge dieses muhamedanische Hochgewitter zu beschwören und zu bannen trachtete, war natürlich; er hatte aber dabei nicht mehr das heilige Grab, auch nicht so fast die bedrängten Länder, als vielmehr nur seine liebe Schatulle sich zum Augenmerk gemacht. So lange die Türken an den Griechen balgten und zerrten, konnten die Päbste einer heimlichen Freude sich nicht erwehren, und schützten vor: diese Züchtigung hätten sie wegen ihres boshaften Abfalls von der römischen Kirche verdientermassen sich zugezogen. — Jetzt aber war ihnen bei der Sache nicht mehr wohl, denn hätten diese fürchterlichen Feinde nach und nach mehrere römisch-katholische Provinzen unter ihre Botmäßigkeit gebracht; gewiß würden die Päbste für ihr römisches Aerarium (Schatzkammer!) eine wüste Reformation zu erwarten gehabt haben. Denn wie hätten sich wohl die ungeschmeidigen Moslem-Männer auf Annaten, Spolien, Reservationen, Pallien, Ablässe und dergleichen päbstliche Prellereien verstehen sollen?! Sonach hätte es unmöglich fehlen können: die schlimmen Türken würden dem römischen Geldsäckel mit einem Male ein so inkurables Siechthum hingezaubert haben, als das ernstgemessenste Konzilium zu Basel, mit noch hundert dergleichen, nicht vermochte. Der schlaue Pikolimini,

als nunmehriger Pabst Pius II., veranstaltete eine Zusammenkunft der deutschen Fürsten in Mantua: bath, beschwor und drohte, um den Deutschen einige Kriegslust wider die verhaßten Muhamedaner einzuprägen. Vergebens. Die sonst so geschmeidigen Deutschen schienen plötzlich ein geändertes Naturel sich angeeignet zu haben, daß sie mit trockenen Worten den päbstlichen Legaten kühn in's Gesicht sagten: „Es sey ihrem Herrn Prinzipal nur um das liebe deutsche Geld zu thun.“ . . . . Pius entsagte jedoch aller Hoffnung noch nicht. Er hatte ja den gutmüthigen und, ich möchte lieber sagen, unmündigen Kaiser Friedrich am Gängelbande, der 1460 zu dieser Absicht einen Reichstag nach Wien ansagen mußte, wo sich der Kardinal Bessarion einfand. Da aber auch hier der päbstliche Gesuch wieder nur mit leeren, und wohl gar mit verfänglichen Worten abgespeißt wurde: soll seine Eminenz, der Herr Kardinal, aus heiligem Unmuth den Gesandten die Benediktion, die bei solchen Anlässen Sitte ist, nicht mit der rechten, sondern mit der linken Hand ertheilt haben.

Schlmstr. Ha, ha, ha! das ist ja zum todtlachen. Was doch Pabst und Kardinäle sich für possirliche Albernheiten herausnehmen! — Ihr armen Römlinge! daß ihr mit euerm faselnden, lächerlichen Benediktionswesen die ungezogenen Türken nicht mürbe machen, und aus Europa hinausexorziren könnet!!

Pfar-

Pfarrer. Daß der von Kaiser und Pabst so eifrig betriebene Kreuzzug so gar keinen Fortgang gewinnen wollte, daran waren freilich auch manigfaltige Misverhältnisse und Uneinigkeiten der Fürsten und Stände, die sie unter sich hegten, zum Theil Ursache. Solche widrige Ansichten in einem Reiche, wo das Interesse der Großen nothwendig getheilt, und so sehr verschieden ist, können aber auch bei einem so unthätigen Regenten, wie Friedrich war, kaum unterbleiben. Und die Kurfürsten waren mit seiner elenden Regentschaft wirklich so unzufrieden, daß sie in einer Zusammenkunft zu Eger, im Jahre 1461, mit seiner Absetzung umgiengen. Jedoch ward er dieser Demüthigung noch enthoben von seinem ehevorigen Sekretär — dem Pabste Pius II., der den Kurfürsten wissen ließ: sie sollten von allen Neuerungen abstehen. — —

Da indessen Friedrich durch kein Mittel aus seiner Lethargie (Schlafsucht) aufzuschrecken war, zog er nun selbst den Haß seines eigenen Bruders Albrecht, und des ganzen östereichischen Adels, sich zu: darüber es wirklich zu unangenehmen Auftritten kam. Diese zusammenwirkenden Ursachen waren es vorzüglich, warum noch mancher sowohl von Pius II. und, nach dessen 1466 erfolgtem Hinscheiden, vom Pabst Paulus II. wegen der Türkennoth geheischter Reichstag ohne thätigen Erfolg ablief. Zudem war Paulus noch vollends, ich weiß nicht, so unklug, oder so übermüthig, die

Herr-

herrschenden Unruhen und Verwirrungen zu vermehren.

Bauer. Wie gieng nun das wieder her?

Pfarrer. Ihr wißt doch noch, daß das Konzilium zu Basel sich mit den Hussiten in einen Vergleich, der unter dem Namen „Kompakt" bekannt ist, sich eingelassen, und unter andern ihnen den Genuß des Kelchs zugestanden hatte; darein auch der damalige Pabst Eugen IV. willigte. Nun hatte aber Pius II. diesen Vergleich umgestossen, und den Böhmen den Kelch strengst untersagt. Paulus that jetzt eben das, und erlaubte sich noch mehr.

Schlmstr. So wohl! Hab' ich immer geträumt: was ein Pabst in Ansehung der Religionsangelegenheiten einmal gutgeheißen und bestätiget hat, das wieder zu verwerfen, sey ein anderer nicht befugt. Da aber hierinfalls die Päbste nicht sehr konsequent (folgerecht) sich verhalten; so merk' ich nun wohl, daß ihre angepriesene Infallibilität nicht Stich hält. . . . .

Pfarrer. König Georg Podibrad von Böhmen kannte seine Regentenpflicht zu gut, als daß er, einer päbstlichen Laune zu Liebe, seine Unterthanen in ihrer Religions- und Gewissensfreiheit hätte wollen mit stören helfen; vielmehr ließ er ihnen gegen die zur Aufruhr führende Verfügungen der Päbste seinen landesherrlichen Schutz angedeihen. Dafür ward er von dem ergrimmten

Paulus nicht blos exkommunizirt; sondern auch, wie es die herkommliche Sitte der Päbste mit sich bringt, durch eine Machtsentenz seines Königreichs verwirkt deklarirt, und solches dem König Kasimir von Pohlen als ein Geschenk angebothen: die böhmischen Katholiken aber wollten den Kaiser Friederich zum König haben; die Reichsversammlung zu Nürnberg hingegen nahm die Parthei des Podibrad selbst in Gegenwart des päbstlichen Gesandten: und ein Herzog von Baiern soll öffentlich gesagt haben, daß es schicklicher wäre, den Podibrad zum Kaiser zu machen, als dem Kaiser Friedrich die böhmische Krone zu geben.

Bauer. So hat denn diese päbstliche Allmacht seine Endschaft noch nicht erreicht?! Es wird doch darüber zu keinem Krieg gekommen seyn?

Pfarrer. Und doch! Zwar bezeugte Kasimir, vermuthlich weil er es mit dem tapfern Georg nicht gern aufnahm, keine besondere Lüsternheit nach Böhmen. Dagegen sah sich jetzt der Pabst nach Jemanden um, der für so eine hübsche Schankung mehr Neigung fühlte: und fand ihn an König Mathias Korvinus von Ungarn. Mathias durfte nun freilich nach dieser päbstlichen Gabe seine Hand nicht gleich so willkührlich ausstrecken, wie etwa nach einem geweihten Rosenkranz oder Ablaßbrief; nein! mit dem Schwerte in der Faust sollt' er dessen Besitzstand sich erst erkämpfen: wozu er auch schon alle mög-

liche

liche Zurüstungen gemacht hatte. Allein der tapfere Georg gieng ihm bald so muthig zu Leibe, daß er alle Lust nach Böhmen verlor.

Bauer. O Päbste! Und bei einem so verabscheuungswürdigen Verhalten wollt ihr die Deutschen zu einem Kreuzzuge wider die Türken bethören? Nein! wider euch hätten die gehudelten Völker schon vorlängst einen zurechtweisenden Kreuzzug vornehmen sollen — — —

Pfarrer. Nach einer 54jährigen, aber ziemlich unrühmlichen Regierung endete Friedrich III. seinen gemächlichen Lebenslauf, im Jahr 1493, nachdem er für die Wohlfahrt des Reichs äußerst wenig; zum Besten der deutschen Kirche aber, aus Ursache seiner blinden Anhänglichkeit an die Päbste, vollends gar nichts ersprießliches geleistet hatte: obgleich man ihm übrigens einige vorzügliche Privattugenden, die einen Bürgersmann im schönsten Lichte darstellen würden, keineswegs in Abrede stellen kann. Sein Sohn Maximilian I., der schon 1486 zum römischen König war erwählt worden, folgte ihm jetzt in der Kaiserwürde.

Was sich, mit besonderer Hinsicht auf die Päbste, während Maximilians Regierung zutrug, ist Nachstehendes einer Erwähnung nicht unwerth. König Ludwig XII. von Frankreich hatte Absichten auf das Herzogthum Mailand, zu dessen Eroberung der Pabst Alexander VI. mit seinem ganzen Machtansehen ihn zu unterstützen versprach.

Der

Der Beweggrund hierzu wird euch etwas seltsam und unerwartet vorkommen. Dieser Pabst hatte sich nämlich fest in den Sinn gesetzt, seinen Sohn, Zäsar Borgia, auf einen ansehnlichen Fürstenthron zu erheben.

Bauer. Erlauben mir Euer Hochwürden, daß ich Ihnen in die Rede falle. Sie werden sich wohl vernennt haben; denn vermuthlich wollten Sie sagen: den Sohn seines Bruders, oder dergleichen. — Ich hab' ja doch in meinem Leben noch nie von dem Sohne eines Pabstes gehört. Die Päbste haben ja keine Weiber. . . . . !

Schulmstr. Ei, Nachbar! ist das nicht wieder eine wunderliche Einwendung von euch! Als ob der Welt, auch ohne Begattung mit einem rechtmäßigen Weibe, noch niemals ein rüstiges Söhnchen, oder ein hübsches Töchterchen wäre prokurirt worden? —! — Haben die Päbste gleich keine eigentliche Weiber; so hatte nichts desto weniger Mancher von ihnen sonder allem Zweifel seine **Haus- und Bettfreundin** (Konkubine!!): und solch' ein geschmeidiges Frauenzimmer wird bekannt lich mit der bequemern Benennung: **„Mätresse"** bezeichnet.

Pfarrer. So verfänglich, mein schnurriger Herr Schulmeister! seine Anmerkung immer seyn mag, so treffend ist sie auch. — So wißt denn, mein guter Kirchenbauer! ich habe mich gar nicht vernennet. Kurz von der Sache: Der Pabst

Alexan-

Alexander wollte auf dem Haupte seines natürlichen Sohns (Bastarden!) einen Fürstenhut, oder gar eine Königskrone sehen. *) Das zu bezwecken, schien ihm ein Krieg das tauglichste Mittel; weswegen er den König Ludwig zur Eroberung des schönen Herzogthums Mailand ermunterte. Um ihn noch mehr für sein beabsichtetes Bastardeninteresse einzunehmen, fertigte er dem Ludwig eine Dispensation zu, Kraft welcher er ohne Anstand und Gewissenskrupel seine rechtmäßige Gemahlin verstossen, und die Wittwe seines Vorgängers, Karls VIII., die Anna von Bretagne, heurathen durfte.

Bauer.

---

*) Man hätte sollen erwarten, daß dieser Pabst seinem Sohne sogleich ein Königreich drüben in Amerika sollte angewiesen haben. Denn als eben um diese Zeit Kolumbus Amerika entdeckt hatte, maßte sich eben Alexander VI. des Rechtes an, alles entdeckte, oder noch zu entdeckende Land, welches jenseits einer geraden, von einem Pole zum andern, in einer Entfernung von 100 Meilen von den Azorischen Inseln gezogenen Linie liegen würde, dem König Ferdinand II. von Spanien, und seinen Nachfolgern zu schenken, und zwar mit der Formalität: „daß alle Inseln und feste Länder, sie mögen schon entdeckt seyn, oder erst entdeckt werden; und in sofern sie bis jetzt noch nicht im Besitz eines christlichen Königs oder Fürsten sich befinden, mit allen ihren Herrschaften, Städten, Schlössern, Ortschaften und Vorwerken, nebst allen Rechten und Gerechtigkeiten, Euch (den Königen von Spanien) und Euern Erben, aus Macht und Gewalt des allmächtigen Gottes, und der Statthalterschaft Jesu Christi, welche Wir auf Erden verwalten, zu ewigen Zeiten hindurch, und Kraft dieses geschenkt seyn sollen; weshalb Wir Euch und Euere Erben hiermit zu Herrschern jener Länder erklären und anordnen.“ . . . .

Bauer. Aber erlaubte sich denn da der Pabst nicht eine der gewissenlosesten Unthaten?

Pfarrer. Ach, mein Lieber! ihr seyd halt eben mit den Maximen (Grundsätzen!) des Pabst- und Mönchthums noch viel zu wenig vertraut; sicher würde euch sonst solch' eine Handlungsweise nicht befremdend seyn. Erreichen diese Herren nur ihren Endzweck, geschehʼ es durch erlaubte oder unerlaubte Mittel — das gilt gleichviel. Ihr Lieblingsgrundsatz war stets: **„Der Zweck heiliget die Mittel.“** .... Sodann müßt ihr wissen: die erbauungsvolle Lehre der damaligen Theologen (vielleicht noch mancher unter den heutigen!!) war immer: „Des Pabstes Meinung ist giltig, wenn sie gleich der Glaubenslehre, der Kirche und den Konzilien zuwider läuft.“ — „Er, (der Pabst!) macht recht, was nicht recht ist; und kann das Wesentliche der Sachen ändern.“ — „Was Gott und die Seele betrifft, das kann der Pabst allein aufheben.“ — „Eine That giltig zu machen, kann der Pabst vorgeben, daß dasjenige geschehen sey, was hätte geschehen sollen.“ — — — Von jeher brüsteten sich die Päbste mit ihrer göttlichen Unfehlbarkeit. Wie kann man also anders erwarten, als daß sie alle nur erdenkliche Mittel und Wege sich erlaubten, die zur Erreichung ihrer

auch

auch noch so verwerflichen Zwecke und Absichten nur immer dienen mochten.

Auf solch' eine kaum vermuthete Gunstbezeugung machte König Ludwig des Pabstes Sohn, den Zäsar Borgia, zum Herzog von Valenza; und bedachte ihn noch obendrein mit einer nicht unbedeutenden Pension an Geld.

Des Alexanders VI. Nachfolger, der Pabst Julius II., betrug sich vielleicht (?) noch schlimmer. Als ein Beleg dafür diene Nachstehendes: Die Republik Venedig hatte sich um solche Zeit zu einer für ihre Nachbaren so bedenklichen Machthöhe erschwungen, daß sie allmählig immer weiter um sich zu greifen begann, und wirklich schon beträchtliche Eroberungen, darunter auch einige dem Kirchenstaat angehörigen Städte waren, errungen hatte. Diese muthwillige Eroberungssucht ein wenig nach Gebühr zu zügeln, errichteten 1508 Kaiser Maximilian, König Ferdinand von Arragonien, König Ludwig von Frankreich, und der Pabst Julius II., unter sich einen Allianzvertrag, Kraft dessen sie sich wechselseitig auf's heiligste verpflichteten, mit gemeinsamer Macht die Venetianer mit Krieg zu überziehen; also zwar, daß kein Theil ohne den andern sein Schwert sollte einstecken, bevor diese nicht gedemüthiget, und die ungerechten Erwerbungen ihnen nicht entrissen wären. Wer seine feierliche Zusicherung der erste nicht hielt, war — der Pabst. Er band mit den Venetianern geheime

heime Unterhandlungen an, und schloß mit ihnen im Stillen einen Separatfrieden, mit dem Anerbieten: falls sie ihm die abgenommenen Städte freiwillig herausgäben, wolle er diese mächtige Allianz ganz nach ihrem Wunsche zertrümmern. Er war auch Mann von Wort. Durch künstliche und geheime Fuchsschliche wußte er der Sache plötzlich eine so veränderte Gestalt zu geben, daß jetzt Ludwig, zum entschiedenen Vortheil der Republik, selbst den König Ferdinand, nebenher auch den König von England und die Schweizer als Feinde auf den Hals bekam. Noch waren die Venetianer nicht ganz gerettet; denn außer dem Könige von Frankreich, stund noch Kaiser Maximilian schlagfertig. Allein auch dafür schaffte Julius Rath; indem er sein Spiel bei den deutschen Fürsten so kunstreich in einander zu karten verstund, daß diese ihrem Reichsoberhaupt jede Unterstützung verweigerten. Maximilian hielt es demnach für rathsam, den Venetianern seine Hand zum Frieden zu bieten.

König Ludwig hatte nun gegen die Republik keinen Alliirten mehr, außer allein noch den Herzog von Modena. Da auch dieser der französischen Allianz entsagen sollte, und sich dessen weigerte: so belegte ihn der Pabst mit dem Bannfluche, und überschwemmte zugleich, mit Beihilfe der Venetianer, seine Länder äußerst feindlich. Die Franzosen säumten nicht, dem Herzoge zur

Hilfe

Hilfe herbeizueilen, und ihn und seine gemishandelten Unterthanen von den heiligväterlichen Gewaltthätigkeiten zu retten. Jetzt, Freunde, hättet ihr aber sehen und hören sollen, welch' ein entsetzliches Gelärm der Pabst erhob, daß der allerchristlichste König dem heiligen Vater mit gewaffneter Hand zu begegnen sich kühn unterfange! — ! — Wenig fehlte, der König Ludwig hätte den Bannstrahl ebenfalls verkosten müssen. —

Bauer. Wäre das der erste Pabst, den die zeitherige Geschichte in einer so häßlichen Blösse darstellt; wahrlich! ich würde diesem verworfenen Betragen schwerlich einige Glaubwürdigkeit beimessen können. Es scheint ja bald kein Verbrechen mehr zu seyn, womit dieser und jener Pabst die Welt nicht schon auf's scheußlichste geärgert hätte! ! !

Pfarrer. Deswegen soll sich auch Kaiser Maximilian einsmal haben verlauten lassen: „Ewiger Gott! wenn du über die Welt nicht eine besondere Aufsicht hättest, wie würde es ihr ergehen unter einem Kaiser, wie ich, der ich nur ein elender Jäger bin, und einem so boshaften und — versoffenen Pabst, als Julius II. ist."

Wenigstens ist so viel gewiß, daß der Kaiser in einem an den Reichstag zu Gelnhausen gerichteten Schreiben, in Betreffe der römischen Ehrlosigkei-

sigkeiten, mit den Worten sich beschwert: „Es sey offenbar, daß in dem päbstlichen Gewalt und Regiment, so allen Christglaubigen ein gutes Beispiel geben sollt, merklich Unordnung gehalten, und der überflüssige Schatz, so täglich an Geld der mehrer Theil aus deutscher Nation an den päbstlichen Hof komme, mehr zu Triumph und andern weltlichen Sachen, dann zu Gottesdienst oder Widerstand der Unglaubigen gebraucht und verschwendet werde, zu welchem End doch eigentlich König und Kaiser merklich Almosen, und dazu viel Land und Leut, die jährlich, ohne alle Obrigkeit, oft fünfmal hundert tausend Dukaten ertrugen, den Päbsten gegonnt, zugelassen und gegeben." — — —

Schlmstr. Ah, sowohl! Nun wüßten wir einmal aus einer authentischen Quelle, wozu die ungeheuern Geldsummen verwendet werden, welche die Päbste, unter vorgeschützter Türkennoth und mittelst der lieben Ablässe, gleich religiösen Quacksalbern, den gutmüthigen Deutschen aus ihren ärmlichen Taschen herauspraktiziren!! i Also nur dem großen Haufen 500,000 Dukaten durch das elende Ablaßgespuck ordentlich abstehlen, —

welch'

welch' eine gewissenlose, unverantwortliche Beutelschneiderei! — ! —

Pfarrer. Daß 500,000 Dukaten zur dortigen Zeit eine enorme Summe müsse gewesen seyn, mögt ihr daraus schließen, daß die Kurfürsten dem vorigen Kaiser Friedrich III. zum beabsichteten Kreuzzuge, ein jeder für sich, nur 3,000 Gulden als Kriegsbeitrag bewilligen konnten. Nürnberg verstund sich zu 2,000; Augsburg zu 1676; Frankfurt zu 1600; das gesammte Reich zu 100,000 Gulden.

Im Jahr 1513 endete der Pabst Julius II. sein ränkevolles Leben. Die dreifache Krone erschlich sich jetzt der nicht viel besser geartete Leo X.

Maximilian faßte 1517 in seinen alten Tagen den Entschluß, wirklich baren Ernstes, mit einer Kreuzarmee wider die Türken auszuziehen; welches Vorhaben er dem darüber ganz entzückten Leo eröffnete. Beide, Kaiser und Pabst, griffen jedes Mittel auf, dieses so lang im Stocken gebliebene Werk endlich doch in Gang zu bringen. Unverzüglich sendete Leo X. seinen Legaten und Bullen allenthalben umher, damit er so allen christgläubigen Souverain's (Herrschern!) zuvörderst gleichsam eine neue Seele einhauchen möchte; und Maximilian veranstaltete zu dem Behufe 1518 einen Reichstag zu Augsburg, auf dem der Kardinal Kajetan, den wir nächstens etwas näher kennen zu lernen Gelegenheit haben werden, in einer nach-

druckſamen Rede dieſe Kreuzzugs-Angelegenheit gar ſehr empfahl.

Nun aber rückten die Fürſten, vorzugsweiſe die geringern Stände, die wegen der heiligen Bedrückungen der Päbſte ihren gerechten Groll nicht ferner mehr zurückhalten konnten, mit ihren Meinungen gerade und offen heraus. Ein angeſehener Geiſtlicher, der im Namen ſeines Fürſtbiſchofs von Lüttich, Erhards von der Mark, zugegen war, hielt eine öffentliche Rede über die Anmaſſungen und gewaltſamen Eingriffe des römiſchen Hofes, der mit Rath nnd Hilfe ſeiner argliſtigen Kurialiſten, alle zeither feierlich errichteten Konkordate und feſtgeſetzten Rechte der deutſchen Kirche mit Hohn und Frevel unter die Füſſe getreten habe. . . . Zur nämlichen Zeit zirkulirte eine Schrift, deren Verfaſſer der rühmlichſt bekannte Ulrich von Hutten war, worin mit Freimüthigkeit und einleuchtenden Gründen dargelegt ward; „Man müſſe eher trachten, dem Pabſt Einhalt zu thun, als den Türken. Den Letztern könne man noch immer Gränzen ſetzen; aber dem Pabſt, wenn man nicht bei Zeiten dazu thue, würde bald die ganze chriſtliche Welt nicht mehr gewachſen ſeyn. Der Türke ſchade den Deutſchen, auch allen übrigen Nationen des Abendlandes, bei weitem nicht ſo viel, als der Pabſt, der durch ſeine Pallien, Zehnten, Spolien, Annaten, Reſervationen und drgl. alles Geld aus den chriſtlichen Ländern

nach Rom schleppe; dort verschwelge und verschlemme.“ — — —

Schlmstr. Recht so! Ich denke, die Deutschen werden nun doch aus der, durch römisches Gaukelspiel ihnen künstlich angezauberten Lethargie mit gestärktem Muthe allmählig erwachen, und dem zeither ungezügelten Muthwillen des Pabst- und somit auch Mönchthums ein mächtiges Klemmbiß einlegen. . . . .

Pfarrer. Daß bei solcher Gemüthsstimmung der Deutschen ein Kreuzzug wider die Türken abermal gänzlich unterblieb, versteht sich. Bald darnach 1519 beschloß Kaiser Maximilian I. sein thätiges, ruhmvolles Leben. In jeder Hinsicht war er ein recht würdiger Regent. Außer mehrern trefflichen Anstalten und Verfügungen, hatte ihm Deutschland die gänzliche Unterdrückung des verderblichen Faustrechts zu verdanken.

Europens Aufmerksamkeit ward noch nie gespannter auf eine Kaiserwahl hingerichtet, als auf die gegenwärtige. Zwar noch vor seinem Hinscheiden hatten besonders die Kurfürsten von Köln, Mainz, Pfalz und Brandenburg dem Kaiser Maximilian die Zusicherung gegeben, seinen Enkel Karl, der durch eine glückliche Heurath die Königreiche Spanien und Neapel an sich gebracht hatte, zum Kaiser zu wählen. Allein als mächtige Gegner stellten sich diesem gegenüber die Könige Heinrich von England, und Franz I. von Frankreich.

 Letzterer

Letzterer vorzüglich verschwendete alle mögliche Künste, um die deutsche Kaiserkrone zu erbuhlen. Karls dritter und hinterlistiger Widersacher war — Pabst Leo X., der es durchaus ungern sah, daß ein ohnehin schon mächtiger Regent von zwei Königreichen, auch noch deutscher Kaiser seyn sollte. Am päbstlichen Hofe war man stets hartnäckig für den Grundsatz eingenommen, auf Deutschlands Kaiserthron immer nur einen Solchen befördert zu sehen, dessen Macht und Ansehen von geringer Bedeutung, und noch minderm Nachdruck wäre. Und da Leo wahrnahm, daß er mit diesem Vorhaben nicht recht hinaussehe; so schlug er auf einer andern Seite alle möglichen Schleichwege ein, bei den Kurfürsten es wenigstens zu bewirken, daß sie, mit Uebergehung des noch jungen, unerfahrnen Karls, wie er halt eben sagte, den tapfern und einsichtsvollen König Franz zu ihrem Reichsoberhaupt wählen sollten. — Doch äußerten die Kurfürsten keine sonderliche Bereitwilligkeit, einem französischen Machthaber auch noch die Reichskrone zuzuwenden. Das war aber eben selbst wieder die verdeckte Absicht des römischen Hofes, der so eine gedoppelte Macht in den Händen eines französischen Königs nicht minder mit Misbehagen gesehen hätte. Sofort bewirkte der Pabst durch eine seiner getreuesten Kreaturen, den Erzbischof von Trier, daß man auf dem Wahltage die Kaiserkrone dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen anbot. Mithin

würde

würde Leo X. vollkommen zu seinem eigentlichen Hauptzwecke gelanget seyn; und Karl wäre mit seiner noch immer gehegten Hoffnung leer ausgegangen: hätte nicht der deutsche Biedersinn, und die schlichte Geradheit Friedrichs die tückischen Schleichwege der römischen Kurialisten und Rabulisten vereitelt und zu Schanden gemacht.

Dem Kurfürsten Friedrich lag die Wohlfahrt seines Vaterlandes, das bei seiner immer mehr überhand nehmenden innerlichen Zerrissenheit eines kraftvollern Ruderführers bedurfte, zu sehr am Herzen, als daß er nach einer zwar immerhin noch glänzenden, aber in seinem gesunden, hellsehenden Auge nur eiteln Würde hätte haschen wollen. — Blos um dieser erhabenen Denkungsart willen würde er schon den auszeichnenden Ehrennamen „eines Weisen", den er sich durch mehrere anderweitige treffliche Eigenschaften erworben hatte, verdient haben. Mit einem Worte: Friedrichs weiser Scharfblick fand Ursache, die Kaiserkrone von sich zu lenken, und dafür Maximilians Enkel zu empfehlen. Sohin ward endlich 1519 am 28. Juli, zum größten Aerger des Pabstes, Karl V. zum Reichsoberhaupt erwählt. In der nun das erstemal öffentlich aufgestellten kaiserlichen Kapitulation ward ihm von den Fürsten und Ständen zur wesentlichen Pflicht gemacht: daß er auf die pünktliche Vollziehung der Konkordate von Seite der Päbste, die wider alle eidliche Verträge das

wenig zugestandene immer nicht erfüllt hätten, mit allem Ernste dringen sollte. Allein, was zur Zeit ein Kaiser nicht vermochte, das gelang nachher einem, dem Ansehen nach, sehr unbedeutenden Manne.

Nachdem die römischen Päbste ihren großen Kampf gegen die Kaiser, denen außer dem nackten Titel kaum noch etwas weiter geblieben war, bereits vollendet hatten: so unternahmen sie jetzt auch der deutschen Nation ihre Lebenssäfte bis auf Mark und Bein vollends und ungestört auszusaugen. Zu dem Ende hatten sie, außer den bis zum Eckel bekannten Pallien, Spolien, Annaten, Reservationen u. s. w., auch noch die päbstlichen Zehnden ersonnen, vermöge welcher der zehnte Theil der Einkünfte von geistlichen Gütern und Pfründen ihnen mußte abgereicht werden. Ferner hatten sie eine neue Art Sündenreservation oder, wie man das römische Ding noch heißt, die Pönitenziaria ausgeheckt, mittelst welcher sie die Absolutionen von gewissen Sünden ausschließlich sich selbst vorbehielten und anmaßten; dafür unter dem Namen „Kanzleitaxe" gar manches hübsche Sümmchen nach Rom wanderte. So z. B. bezahlte Einer, der Hurerei mit einem Mädchen begieng, 8 Thaler; wer sich einer Blutschande mit seiner Mutter, Schwester, Tante (Vaters oder Mutters Schwester), Base u. s. w. schuldig gemacht hatte, 5 Thaler, wenn das Verbrechen nicht ruchbar geworden; sonst aber 6 Thaler. Für die

Abso-

Absolutionen vom Todtschlag, Kindermord, von Ehebruch und Sodomiterei; von Meineid, Diebstahl und mehrern dergleichen Verbrechen, waren gleichfalls die Summen bestimmt, die bezahlt werden mußten. Kurz: „Niemand konnte ein auch noch so abscheuliches Verbrechen begehen, von dem er nicht die Absolution für Geld ganz leicht erhielt. — — —

Als einstens aus Deutschland ein großer Geldtransport in Rom anlangte, und die Kardinäle den Pabst, dessen Name mir jetzt nicht sogleich beifällt, fragten: was das für Geld wäre; erwiederte er ihnen: **„Das sind lauter deutsche Sünden."** . . .

Für Dispensationen über den Genuß der Fleisch- und andern Speisen; für Dispensationen in Ehesachen, und in tausend dergleichen Gegenständeu, zogen die Päbste nicht minder ungeheure Summen.

Zu dem Allen nun noch die ergiebige Quelle der Abläße, daraus unermeßliche Summeu nach dem üppigen Rom floßen. Mittelst der Abläße preßten die Päbste dem Volke das Blut aus den Nägeln; jedoch hatten sie dafür auch ein gar sehr bezauberndes Linderungspflästerchen zu Gebothe. Sie wußten nemlich ihre verworfene Beutelschneiderei so schlau einzuleiten, daß solche bei dem abergläubischen, einfältigen Haufen keineswegs den Schein einer gezwungenen Besteurung; sondern lediglich nur das Ansehen einer freiwilligen heiligen

Gabe

Gabe haben sollte, das heißt: sie ertheilten, für Entrichtung einer vorgeschriebenen Bezahlung, den gefoppten Leuten Nachlassung ihrer Sünden, und die dafür verwirkte ewige Strafe der Hölle oder — des Fegfeuers, welches mittelst der schändlichen Ablaßkrämerei schon seit einiger Zeit auf die Bahn gekommen war.

Da das so schnöde geäffte Volk ein so einfaches und leichtes Mittel in Händen zu haben vermeinte, wodurch es seine liebe, theure Seele von den Peinen des nunmehr geglaubten Fegfeuers, und wohl sogar von dem ewig brennenden Schwefelpfuhle der so entsetzlich heißen Hölle retten, und geraden Sprungs (per Saltum!!) in den hohen Himmel versetzen könnte, ohne erst viele Mühe auf eine ernstliche Sinnesänderung — Besserung seines Wandels verwenden zu dürfen: was war demnach natürlicher und begreiflicher, als daß das arme, bethörte Völklein stracks herzueilte, und den letzten Blutheller darreichte, um nur seine arme Seele desto gewisser in ewige Sicherheit zu bringen.

So sehr der unersättliche Geldgeiz des römischen Hofes die abergläubische, wahrhaft abgöttische Vorstellungsart, die der gemeine Haufen von den Ablässen hatte, zeither nährte und beförderte; so übertrafen die gewissenlosen Kunstgriffe der Ablaßprediger, die durchgehends vom Pabste eigens dazu gedungene Bettelmönche waren, vollends gar alles, was die niedrigste Klasse der Quacksalber und

Markt-

Marktschreier noch nie hat ersinnen und sich herausnehmen können, um nur ihre saubere Waare an Mann zu bringen. Mich über ihre heilige Aufschneidereien und Gaukeleien, womit der arme Bürger und Landmann nicht selten um Hab und Gut geprellt wurde, jetzt in nähere Aufzählung einzulassen, würde ich heute kaum an's Ende kommen. Einsweilen nur so viel. Die Bettelmönche, die von den Päbsten schon vom Anfange her **prädestinirten** (auserkohrnen!) Ablaßprediger, theilten den Ablaß in das, was nicht blos den Lebenden; sondern auch noch in das, was den Verstorbenen zu gut käme: gleich als ob auch den Todten noch Kirchenstrafen könnten zugedacht und auferlegt werden; das doch der abscheulichste Unsinn von der Welt ist, da ein Ablaß ursprünglich nichts mehr und nichts weniger ist, als Erlassung einiger oder der gesammten Strafen, welche die Kirche einem groben, öffentlichen Verbrecher zuerkannt hatte. — Ferner erdachten die Bettelmönche das sogenannte „*Totiesquoties*," das heißt: sie machten dem verblendeten Volke weis, daß es einen und denselben Ablaß so oft gewinnen könne, als oft es die dafür vorgeschriebene Taxe bezahle. — — Wiederum war es ein gar nicht seltener Fall, daß, wenn man alle die zerschiedenen Ablässe zusammengekauft hatte, und sich somit seines Seelenheils wegen gesichert genug träumte, nachgehends ein neuer Ablaß zum Vor-

schein

schein kam, durch den alle vorhergehenden widerrufen, oder doch für suspendirt (unwirksam!) deklarirt wurden, um so dadurch die gefoppten Käufer zu nöthigen, mit dem neuen Ablaß eine frische Provision (Vorrath) sich anzuschaffen.

Bauer. Du gerechter Gott! ist es denn doch auch möglich, daß die wilde Geldgier des römischen Hofes, im Bunde mit ihrem ausgeschämten Mönchthum, die armen, verblendeten Leute gar so gewissenlos in Kontribution setzen konnten? — ! —

Pfarrer. In Ansehung dieses verworfenen Unwesens führten selbst mehrere im Jahr 1547 zu Trient versammelte Bischöfe bittere Klage. Wir wollen nur gleich ihre eigenen Worte vernehmen. Sie sagten: „Der größte und verabscheuungswürdigste Misbrauch ist dieser, daß man die Leute, auch sogar arme Bauersleute und Handwerker zwinge, der Abläße halber an den Vorabenden der Sonn- und Festtage nichts zu thun, und auch gegen ihren Willen diejenigen Predigten, welche die Bekanntmachung und Auslegung (? — ! —) der Abläße zum Zwecke haben, anzuhören, nicht so fast der Andacht wegen, als damit man sie überreden möge, der Abläße sich theilhaftig zu machen: wo-

bei

bei es noch oft geschehe, daß man, um die Leute desto besser anzulocken, ihnen dem Scheine nach Kredit mache, oder den Ablaß auf künftige Zahlung einsweilen ertheile. Wenn sie nun ihre Namen einmal haben einschreiben lassen, man sie sodann durch Exkommunikationen und andere Kirchenstrafen nöthige, das Geld herbeizuschaffen."

Ueber die häßliche Entstellung und Abartung der Ablässe wollen wir zum Ueberfluß noch die Meinung eines Andern hören. Ein gewisser Mehegan, *) ein unpartheiischer und scharfsinniger Schriftsteller, wenn er von den Zeitrn des Pabstes Leo X. redet, sagt: „Die Indulgenzen, welche in der römischen Kirche als Früchte vom Blute Christi ausgetheilt werden, sind Kaufmannswaare geworden, welche man öffentlich auf die unschicklichste und schandvolleste Weise von der Welt verhandelte; und daß man ihnen ihre wahre, natürliche Eigenschaften gänzlich weggenommen, und sie unter falschen Karakteren (Kennzeichen) verlarvt habe. Man kündigte diese Indulgenzen nicht als Gnaden an, mittelst welcher die zeitliche Strafe eines Verbrechens, das schon Kraft des Sakramentes getilgt ist, erlassen und geschenkt wird; sondern man gab sie (die Indulgenzen!) prahlerisch für Gunsten des Himmels aus, welche ihrer

*) S. Tableau de l'histoire moderne. Tom. 2.

ihrer Natur nach auch die allerungeheuersten Schandthaten gänzlich tilgen könnten, dergestalt, daß, wenn man nur die Indulgenz genommen, man nicht die mindeste Ursache mehr habe, sich seiner Sünden halber einigermassen zu fürchten. Was man demnach anfänglich, um die reuevolle Tugend aufzurichten, erfunden hat, das ward nachher, entweder aus Unwissenheit oder aus Habsucht, in eine Gnade verwandelt, welche den Sünden selbst widerführe; und dieses diente den Leuten zur Aufmunterung und zur Einschläferung, daß sie sich so ungescheut dem Laster überließen." — — —

Dieses lauten Schreibens und Redens, dieser unverhaltenen und bittern Klagen ungeachtet, trieben jetzt Pabst- und Mönchthum ihr Ablaßunwesen nur noch ärger und unverschämter.

Als der römische Hof mit allen seinen Kurialisten, die zerschiedenen und weitläuftigen Einkünfte nicht mehr genug übersehen und besorgen zu können vermeinte: so verfiel Leo auf den staatsklugen, meisterhaften Finanzkniff, das Ablaßgeschäft in Verpacht zu geben. Das hielten Seine päbstliche Heiligkeit für das bequemste und unfehlbarste Mittel, die Abläße mit vollends erwünschtem Vortheil abzusetzen. Begreiflicher Dinge fand sich die Menge der Pachtlustigen, die diese von den armen Sündern so sehr gesuchte Waare auf's höchste unter sich steigerten. Die Haupt- oder Oberpächter, welche ganze Provin-

zen

zen übernommen hatten, stellten Unterpächter auf, und diese hatten wieder ihre Handlanger und Eintreiber, die sich dabei zu bereichern suchten. Vordersamst war man, was die heilige Natur der Sache heischte, ganz besonders darauf bedacht, immer nur solche Prediger auszusuchen und anzustellen, die mit üppigschleichender Beredtsamkeit, anbei auch mit einer hinreichenden Portion frömmelnder Unverschämtheit begabt waren, um die schöne Ablaßwaare dem blödsinnigen Pöbel gebührend anrühmen und empfehlen zu können. In dergleichen Quacksalberkünsten zeichneten sich stets die Bettelmönche meisterlich aus. Um diesen geweihten Gaunern desto mehr Ansehen und Zulauf zu verschaffen, versah man sie gewöhnlich mit ganz außerordentlichen Vollmachten; also zwar, daß, wenn z. B. Jemand einen Diebstahl begangen, ungerechtes Gut an sich gebracht, oder auf was immer für eine Art seinen Mitmenschen beschädigt hatte, er sich nur mit dem Ablaßkommissär abfinden durfte, der dann so Einen für eine ungleich geringere Summe, die aber der Kommissär einsteckte, von der Wiedererstattungspflicht frei und ledig sprach.

Endlich schrieb noch über alles das hin der Pabst Leo einen großen, so genannten vollkommenen Ablaß für alle diejenigen aus, die zum Bau der, von seinem Vorgänger Julius II. angefangenen und noch nicht vollendeten, Peterskirche Geldbeiträge nach Rom einlieferten.

Schlmstr.

Schlmstr. Aber du gerechter Himmel! wie konnten denn die weltlichen Mächte zu der Aussaugung ihrer Unterthanen gar so gleichgiltig und unthätig zusehen? — ! — Fand sich denn kein Kaiser — kein König, der dieser mönchisch-papistischen Beutelschneiderei einmal mit Macht und Schnellkraft sich entgegen gestemmet hätte? !

Pfarrer. Doch ja! Plötzlich erhob sich jetzt — gleichsam aus einem Nichts — ein Mann, der Muth und Entschlossenheit besaß, dieser verruchten Ablaßkrämerei feierlich und mit eiserner Stirne offene Fehde anzukünden. Und dieser zeither ganz unbekannte Mann war weder Kaiser noch König; sondern — ein leibhafter Bettelmönch — — —

Bauer. Wie! was? — Ist's möglich? — Sogar selbst ein Bettelmönch? — ! — Wie heißt er? —

Pfarrer. Künftigen Sonntag sollt' ihr's erfahren.

Eilfter Abend.

Nun! Freund Kirchenbauer! vor allem werdet ihr heute wissen wollen, wer denn der Bettelmönch war, der sich die Kühnheit herausnahm, dem schändlichen Unwesen der Ablaßmäcklerei offene Fehde anzukünden?! Wohlan denn! es war ein Mönch aus dem Bettelorden der schwarzen Augustiner — **Martin Luther** war's.

Bauer. Was hör' ich! — Wie! Martin Luther war es? den ich doch schon so oft und vielfältig, von Geistlichen und Weltlichen, in die unterste Hölle verdammen hörte? — ! —

Pfarrer. Niemand anderer. Luther war Professor der Theologie auf der Universität Wittenberg, die Kurfürst Friedrich der Weise erst vor Kurzem errichtet hatte. Einstmal hörte Luther in seiner Klosterkirche Beicht. Da bekannten ihm einige Wittenberger sehr grobe Sünden; und weil er ihnen keine innerliche Reue, am allerwenigsten einige Neigung zur Sinnesänderung — zur Umkehr von ihrer Lasterbahn zur Tugend — abmer-

ken

ken konnte: versagte er ihnen die Absolution. Jetzt aber beriefen sich diese Tiefgesunkenen auf ihre Ablaßbriefe, die sie von einem sichern Dominikanermönche, Johann Tezel, um die festgesetzte Taxe sich angekauft hatten, und nun vorzeigten.

Dieser Tezel, der nebst dem Ablaßkommissariat, auch die saubere Würde eines Inquisitors (Ketzermeisters!) begleitete, trieb schon einige Zeit her mit aller Ausgeschämtheit seine elende Spuckerei in den sächsischen Landen, wo er seine Ablaßwaare unter den herkommlichen Marktschreierskünsten allenthalben feilboth. Hierüber eine gedrängte Nachholung zu machen, mag nicht überflüßig seyn.

Ihr wißt aus dem vorhergehenden Abend, daß die Päbste das Ablaßwesen verpachteten, und endlich Leo X., der Peterskirche wegen, auch noch einen allgemeinen großen Ablaß ausschrieb: wobei es ihm aber wohl nicht so fast um diesen Tempel, als vielmehr um seine liebe Schatulle zu thun war, welche ihm die üppige Lebensart seiner beiden Vorfahren, des Alexanders VI. und Julius II., etwas erschöpft hinterlassen hatte; und sie durch weise Sparsamkeit wieder nachzufüllen, das ließen seine unbeschreibliche Prachtliebe, und sein außerordentlicher Geschmack an galanten Wohllüsten schlechterdings nicht zu. Sofort mußte dessen pompöser Aufwand, an den die päbstliche Natur damals gewöhnt war, bestritten werden durch den eben erwähnten großen Ablaß: wozu neuerdings

einige

einige Generalkommissär's erforderlich waren. Solch' ein General-Ablaßkommissariat übernahm der Kurfürst und Erzbischof Albrecht von Mainz, der zugleich auch Erzbischof von Magdeburg war. So wie der römische Pabst Leo X., nicht minder wohllüstig und schwelgerisch war dieser deutsche Pabst, dessen Hofstaat an Glanz, Pracht und Ueppigkeit bei weitem alle andern Höfe Deutschlands übertraf. Seine immerhin noch so reichlichen Einkünfte reichten daher doch nicht hin, den erzbischöflichen Mantel (Pallium), der gegen 30,000 Gulden kostete, , in Rom zu lösen. Um nun diesem wackern Erz-Bischofe mit Geldzufluß unter die Arme zu greifen, versprach Leo, die Hälfte vom ganzen Ertrag des neuen großen Ablasses ihm abzulassen. Es war also sehr natürlich, daß jetzt Albrecht alle mögliche Kunstgriffe verwendete, um sein General-Ablaß-Kommissariat nur recht einträglich zu machen.

Ein anderer General-Ablaß-Kommissär war ein sicherer Arzimbold, der nicht weniger alle heilige Schleichwege einlenkte, um sich durch die Sünden des armen gefoppten Volkes zu bereichern; es gelang ihm auch so gut, daß er von den Ablaßgeldern ein ganzes silbernes Servis (Tafelgeschirr), und sogar silberne Pfannen und Kessel zu Lübeck sich konnte verfertigen lassen.

Bauer. Gott! welch' entsetzliche, ehrlose Prellerei!

Pfarrer. Die Unterkommissär's oder Helfershelfer bei diesem ergiebigen Gewerbe vergaßen es auch nicht, sich recht behagliche Lebenstage zu verschaffen; weswegen sie den ihnen anvertrauten Ablaßhandel mit allen möglichen Betrügereien trieben. Einer der rüstigsten solcher heiligen Freibeuter war nun unser Johann Tezel, der 1516 vom schon ermeldten Mainzer Erzbischof Albrecht als Ablaßprediger und Unterkommissär in die sächsischen Provinzen gesendet wurde: wo jetzt dieser Dominikanermönch in Meißen, Thüringen und in der Mark, auch zu Annaberg und Leipzig; vornehmlich aber im Magdeburgischen, zu Halle, Zerbst, Jüterbock, und bey Wittenberg herum, mit kaum glaubwürdiger Quacksalberei und Unverschämtheit seine Ablaßboutique aufschlug.

Von vielleicht löblichem Eifer für das Christenthum geleitet, vielleicht aber auch von eifersüchtigem Unwillen ergriffen, daß sein Augustiner-Orden, der schon lange Zeit im ruhigen Besitz der Ablaßhandels-Gerechtigkeit war, und nun auf einmal durch die Dominikaner desselben verlustig werden sollte, nimmt jetzt Luther Veranlassung, auf dieses Land- und Menschen verpestende Ungeheuer muthig und entschlossen loszugehen, es zu bekämpfen und, solle er auch sein Leben darüber zum Opfer darbringen müssen, es gänzlich zu erwürgen. — In wiefern er seinen erhabenen Zweck erreichte. wird der Erfolg zeigen.

Zuvörderst schlug er am 31. Oktober 1517 zu Wittenberg an die Schloßkirche 95 Sätze (Theses), die gegen das häßliche Unwesen der Ablässe überhaupt gerichtet waren. Sodann schrieb, lehrte und predigte er mit glühendem Eifer wider die elenden Betrügereien so überzeugend, daß selbst der gemeinste Bürger und Landmann mit seinem schlichten Menschenverstande ihm Beifall zuwinken mußte. — Sofort brach Luther seinem fernern Beginnen die Bahn damit, daß er die zeither blindlings angebethete Authorität der päbstlichen Machtaussprüche hintansetzte, den skolastischen Wust der Mönchstheologen mit verdientem Hohn verachtete; seine Lehrsätze aber stets nur auf die heilige Schrift (Bibel), und somit auf das ursprüngliche Christenthum gründete, mit der vorausgegangenen Behauptung: „Das, was man päbstlichen Ablaß heiße, erstrecke sich blos nur auf jene Strafen, welche ehemals für gewisse grobe und öffentliche Verbrechen den Sündern von den (willührlich!) eingeführten Kirchengesetzen seyen auferlegt worden; keineswegs aber auf solche Strafen, die Gott den Menschen zuzuschicken (zuzulassen!) seiner Weisheit gemäß finde," — „Die Sündenvergebung erlange man von Gott nur durch die herzliche Bereuung seiner Fehltritte, und durch

nachherige ernstliche Aenderung und Besserung seines Wandels vor Gott." — „Die Verdienste des Heilandes gehörten den Gläubigen dergestalten an, daß der Pabst denselben kein neues Recht dazu ertheilen könne." — — —

Bauer. Ei nun, Luther hat in meinen Augen, und nach der schon frühern Anmerkung von Euer Hochwürden, dort bei Durchführung der ursprünglichen Ablaßgeschichte, vollkommen recht. Daß der fehlende Mensch nur durch aufrichtiges Bereuen seiner Sünden, sodann durch redliches, stetes Hinstreben zum Besserwerden Verzeihung derselben, und damit auch die Erlassung der Strafen in jener Welt von Gott erlange, das ist ja doch wahr. — Und ob und in wiefern unser weisester Allvater für manchen etwa nicht hinlänglich bereueten und gebüßten Fehltritt über uns Menschen diese oder jene zeitliche Strafe zu verhängen, für gut erachte, um das hat sich der Pabst wohl wenig zu kümmern!! Wär' es nicht die gottesvergessenste Anmassung, dem allweisen Weltregenten hierinfalls ordentlich einreden, oder gar diese und jene väterliche Züchtigung, die er uns oft etwas zu muthwilligen Kindern als eine heilsame Zurechtweisung zugedacht hat, durch den schnöden Ablaßunsinn gleichsam meistern und auf-

aufheben wollen? — ! Endlich! was gieng die Deutschen die Peterskirche zu Rom an?

Pfarrer. Auch diesen Punkt rügte Luther mit vollem Rechte. „Man könne," sagte er, „keinen Grund finden, warum der Pabst, der reicher als Krösus und hundert seines Gleichen sey, die Peterskirche nicht aus dem Seinigen aufbaue. Der Pabst sollte vielmehr die Peterskirche verkaufen, um aus dem Erlöse denjenigen beizuspringen, von denen die Ablaßprediger das Geld zusammengescharret hätten. Eher sollte er sie einen Raub der Flamme werden lassen, als daß er sie aus den Knochen und dem Marke seiner Schafe aufbaute." ....!

Wenn wir manchen Bischof, den Pabst, und seine Römlinge mit dem gesammten Mönchthum ausnehmen, erhielt Luther allgemeinen Beifall. Indessen war sein erster und unverschämtester Widersacher der Ketzermeister und Ablaßkommissär, Johann Tezel. Welch' ein unverschämter Bube übrigens dieser Dominikanermönch war, will ich von seiner gotteslästerlichen Beutelschneiderei nur ein Paar Züge ausheben. Unter andern sagte er in seinen Predigten: „Die Seelen im Fegfeuer sprängen aus ihrer Qual, und stiegen auf gen Himmel, sobald das Geld für einen Ablaßbrief im Kasten klänge." — Ferner: „Das Kreuz, welches die Ablaßprediger aufrichteten, wäre eben so kräftig, als das Kreuz

Christi selbst." — „Wenn Petrus jetzt zugegen wäre, hätte er keine größere Gnade und Gewalt, als er (Tezel!) habe." — „Der Pabst tilge nicht blos die schon begangenen; sondern auch die künftigen Sünden, die man noch thun werde." — „Mit vier Groschen könnet ihr die Seele euers Vaters u. w. aus dem Fegfeuer erlösen; und seyd ihr wohl so undankbar, daß ihr euern Vater u. w. nicht aus der Qual retten wolltet?!" — „Hättet ihr nur **einen** Rock, so müßtet ihr denselben den Augenblick ausziehen und verkaufen, um solche Gnaden zu erhandeln." — — — Genug!

Da Luther diesen höchst ärgerlichen Unfug, diese infame Aufschneidereien muthig rügte; so hatte freilich Tezel, weil hierdurch sein schändliches Handwerk plötzlich in's Stocken gerieth, Ursache genug, Luthers geschworenster Feind zu seyn. Er nahm daher kein Bedenken, als aufgestellter Inquisitor mit dem Scheiterhaufen zu drohen; und ließ wirklich, um wenigstens vorläufig zu schrecken, einige Male auf dem Marktplatze zu Jüterbock einen Holzstoß anzünden. Da jedoch der entschlossene Luther dergleichen tollkühne Drohungen nur verhöhnte; so wußte Tezel seinen entflammten Ingrimm mit nichts anderm mehr zu kühlen, als

daß

daß er dessen Sätze und Schriften, darin die Ablässe eben so derb als gründlich angefochten wurden, als ketzerisch öffentlich dem Feuer überantwortete.

Mit Tezeln vereinigte sich jetzt nicht blos der gesammte Dominikanerorden; sondern auch ein zahlloser Mönchs- und Priesterschwarm, die bei dem zeitherigen Ablaßkram nicht minder interessirt, den Luther nun gemeinsam aus voller Kehle verketzerten.

Bauer. Nun ja! — Aber ich merke nunmehr auch wohl, daß damals das Verketzern ziemlich an der Tagesordnung muß gewesen seyn; so daß jeder muthwillige Bube den rechtschaffensten Mann mit dieser fatalen Beschimpfung brandmarken konnte!

Pfarrer. So ist's. Ueber dergleichen Verketzerungssucht machte sich schon damals einer der gelehrtesten und unbescholtensten Männer, Erasmus von Rotterdam, lustig, mit der Aeußerung: „Sonst ward nur jener für einen Ketzer gehalten, der dem Evangelium, oder einem Glaubensartikel, oder was sonst ein gleiches Ansehen damit hatte, widersprach. Jetzt aber, wenn Einer nur von dem Thomas, (war ein verschobener überspannter Theolog — oder skolastischer Grillenfänger!!) abweicht: so ist er ein Ketzer. Ja sogar der wird als Ketzer verschrien, der einer erdichteten

Aus-

Auslegungsart, die erst gestern ein Sophist (gelehrter Schwärmer!) in den Schulen zusammengestoppelt hat, nicht beipflichten will. — Alles, was diesen Scholastikern (Schultheologen!) nicht ansteht und gefällt, ist Ketzerei; zierlich reden, ist Ketzerei; was sie nicht thun, ist Ketzerei." — — —

Indeß wie übler Luther von seinen Gegnern verunglimpfet ward, desto geschwinder vermehrte sich, durch den natürlichsten Umtrieb, die Zahl seiner Freunde und Verehrer auf eine fast kaum geglaubte Weise. Selbst das gemeine Volk, dem über der unverantwortlichen Ablaßprellerei die Schuppen bereits von den Augen gefallen waren, bethete ihn beinahe an.

Schlmstr. Da aber jetzt durch Luthers Wagestück der römischen Schatzkammer ein so gewaltiges Defizit angedrohet wurde, was sagte denn der heilige Vater Leo dazu? — Und dann seine Oberpächter als Generalablaßkommissär's, ihre Handlanger, Helfershelfer und Geldeintreiber, wird er sicher doch auch nicht im Stiche haben zappeln lassen?

Pfarrer. Freilich konnte bei dieser bedenklichen Ablaßfehde der römische Hof nicht wohl den gleichgiltigen Zuschauer machen. Der Pabst zitirte deshalb den Luther nach Rom, wo er innerhalb einer peremptorischen Frist von 60 Tagen unfehlbar sich zu stellen, und über seine verkehrten Leh-

ren und verfänglichen Grundsätze sich zu verantworten habe. — Haben wir, dachten Leo und seine Römer, den verwegenen Luther nur einmal in unserer Gewalt; gewiß wollen wir ihm sein freventliches Müth'gen auf lebenslang abkühlen, und somit den ganzen Prozeß mit einem Schlage kassiren. Nur Schade, daß durch diese Rechnung ein Strich gemacht ward. Denn Kurfürst Friedrich ließ dem Pabste geradezu bedeuten: nie werde er zugeben, daß sein Professor nach Rom sich verfüge; seyen dessen Lehrsätze und Behauptungen irrig und anstößig: so möge der Pabst etwa durch einen seiner Legaten den strittigen Gegenstand nur in Deutschland schlichten und beilegen lassen. Nothgedrungen fügte sich Leo in des Kurfürsten Forderung, und übertrug dieses Geschäft dem Kardinal Kajetan, der sich eben auf dem Reichstage, der uns schon bekannten Türkennoth halber zu Augsburg aufhielt.

Den 7. Oktober 1518 langte Luther dort an, und stellte sich vor dem Kardinal. Kajetan war selbst ein ehrsames Mitglied des Dominikanerordens, der also von Luthers edler Kühnheit gegen Tezel sich ebenfalls beleidigt fand. Begreiflicher Dinge verfuhr jetzt seine Eminenz mit diesem „Bettelmönchlein," wie ihn selbst der Pabst öfter zu betiteln geruhete, mit mächtig gebieterischer Anfgedunsenheit, und forderte unbedingten Widerruf aller seiner ausgestreuten Grundsätze.

Gelassenen Muths erwiederte Luther: „Sobald man ihm die Unrichtigkeit seiner Lehrsätze aus der Schrift darthun werde, wolle er ohne allen Anstand seine zeitherige Behauptungen alsbald zurücknehmen.“ . . . . Allein der Herr Kardinal vermeinte es viel zu tief unter seiner erhabenen Würde, mit so einem verächtlichen Bettelmönchlein in einen Disput sich einzulassen, wozu er freilich auch ein wenig zu dumm mochte gewesen seyn; demnach gab er Luthern die Weisung: falls er nicht widerrufen würde, sollt' er ihm nie wieder unter's Angesicht treten.

Kajetan hatte von seinem Prinzipal Pabst die gemessene Instruktion, sich Luthers Person zu bemächtigen, ihn zum Widerruf zu zwingen und, im Weigerungsfalle, ihn mit allen seinen Anhängern für Ketzer, für Verbannte und Verfluchte zu erklären; auch im Nothfalle des weltlichen Arms sich zu bedienen. Wirklich kochten Seine Eminenz Gift und Galle. So furchtlosen Muthes übrigens Luther war, so fühlte er dennoch das Gefährliche seiner Lage; und um sich einsweilen möglichst vor dem Zorn des Kardinals zu verwahren, legt er jetzt eine schriftliche Appellation ein, des beiläufigen Inhalts: „Weil der Pabst in der ganzen Sache übel berichtet seyn müsse, so fordere er hiermit, daß demselben eine genauere Berichtigung beigebracht werde.“ — Wer sich aber nicht berichten ließ, war Leo X.

Die

Die gehoffte Ausgleichung über die bizarre Ablaßangelegenheit, auf die Jedermann mit zerschiedener Gespanntheit harrte, hatte sich nun zerschlagen: und den 20. Oktober kehrte Luther von Augsburg, der mannigfaltigen Nachstellungen und Fallstricke seiner Feinde ungeachtet, gleichsam im Triumphe wieder nach Hause. — Luther hatte mit seiner Augsburger Hin- und Herreise in der That ein recht gefahrvolles Wagestück unternommen. Verschiedene seiner Freunde, besonders der Graf von Mansfeld, hatten ihn deshalb ernstlich gewarnt, indem einige Grossen schon Anstalt getroffen hätten, ihn entweder zu erdrosseln, oder zu ersäufen; jedoch auf den Schutz Gottes vertrauend, und seiner gerechten Sache bewußt, kannte er weder Bedenklichkeit noch Gefahr.

Luthers Absicht war bis daher noch keineswegs, einen Abfall von der römischen Kirche zu bewirken; sondern lediglich nur die ärgerlichen Misbräuche in derselben möglichst zu rütteln und zu entfernen, was die gesammte Menschheit schon seit 200 Jahren vergebens gefordert hatte; sodann aber vor allem dem abscheulichen Ablaßunfug nach rechtlicher Gebühr zu steuern. — Im Gegentheil hegte er gegen den Pabst noch stets die tiefeste Ehrfurcht. Ein Beleg dafür sey nachstehendes Schreiben, das er nach seiner Heimkunft von Heidelberg, wo er sich bei einer Disputation (Schulstreit!) mit grossem Ruhme hervorgethan hatte, den 30. Mai 1518

an

an Leo sandte, und darin unter andern sagte: „Derhalben, heiligster Vater! falle ich Euer Heiligkeit zu Füßen, und ergebe mich sammt allem, was ich bin und habe. Euer Heiligkeit handle mit mir Ihres Gefallens. Bei Euer Heiligkeit stehet es, meiner Sache ab- oder zuzufallen; mir Recht oder Unrecht zu geben; mir das Leben zu schenken, oder zu nehmen. Es gerathe nun, wie es wolle; so will ich nicht anders wissen, denn daß Euer Heiligkeit Stimme Christi Stimme sey, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet; so weigere ich mich nicht zu sterben." . . .

Diese Verdemüthigung Luthers muß der Pabst ganz zuverläßig für eine Gewährleistung gedeutet haben, daß das Ablaßwesen in seinem vollständigen Werthe zu verbleiben habe; und damit diesem doch noch immer demüthigen Bettelmönchlein alle fernere Lust, an den Ablässen zu kritteln und zu reformiren, desto ehender vergehen möchte: so hatte er ihn bereits, schon vor seiner Zusammenkunft mit dem Kardinal zu Augsburg, in einem Breve für einen verruchten Ketzer deklarirt. Gleich darnach, am 9. November, ward der Ablaß in seiner ausgedehntesten **Vollgiltigkeit** bestättiget und, in einer eigens dazu ausgefertigten Bulle,

dem

dem lieben Christenvölklein noch gar als „ein Glaubensartikel" (?!) aufgedrungen." — — —

Jetzt erst, da der Pabst zu jeder vernünftigen Vorstellung nicht blos taub blieb; sondern die verworfene Ablaßkrämerei vollends zu einem Glaubensartikel erhoben hatte, nahm Luther den festen Karakter eines Reformators an, und appellirte vordersamst den 28. November zu Wittenberg vom Pabst an ein allgemeines Konzilium; dadurch er sich aber das Spiel gänzlich verdarb, und den unversöhnlichsten Haß des römischen Hofes sich auf den Hals zog: denn wie gehässig die Päbste und ihre Kurialisten den Konzilien nunmehr sind, das wissen wir ja!

Sich in dieser Affaire, die von Tag zu Tag eine immer mehr kritische Ansicht darboth, Rath zu verschaffen, glaubte der päbstliche Hof, das einzige noch übrige Mittel darin zu finden, daß man den Kurfürsten Friedrich zu gewinnen suchte, damit er den Luther — diesen gefährlichen „Neuerer" und „Aufklärer" ausliefern möchte. Eine geweihte goldene Rose sollte dazu verhelfen. Mit dergleichen Rosen, welche die Päbste unter gewissen Feierlichkeiten sehr hoch (!!!) zu weihen pflegten, wurden nur gekrönte Häupter, die sich um die römische Kirche besonders verdient gemacht hatten, beschenkt. Der päbstliche Kämmerling Karl von Miltiz, weil Kajetan sein Legationsgeschäft nicht

so recht nach Wunsch vollbrachte, ward damit an den sächsischen Hof geschickt, der sie mit größter Pomposität dem Kurfürsten zu überreichen den Auftrag hatte. Jedoch muß diese immerhin hochgeweihte Rose mit keinem sonderlichen Wohlgeruche versehen gewesen seyn; weil selbe nur die Minister mit ziemlichem Kaltsinn in Empfang nahmen: Friedrich selbst soll das Ganze für einen lächerlichen zeremoniösen Plunder angesehen haben.

Schlmstr. Bravo, bravissimo! Demnach hatte also die geweihte goldene Rose ein schlechtes Glück gemacht. — In der That! schon darum verdiente Kurfürst Friedrich den Ehrenbeinamen „des Weisen;" noch mehr aber, daß er dem Luther seinen landesväterlichen Schutz angedeihen ließ. — — Gott verzeihe mir meine schwere Sünde, daß ich den Martin Luther als den ersten Höllenbrand, dort im heißbrennenden Schwefelpfuhle, zeither mir immer vorstellte. — Aber was kann ich für die menschenfeindlichen, so schiefen Begriffe, welche meine einfältigen Erzieher, besonders während meiner etwelchen Studienjahre, die tückischen Jesuiten zu A. mir beibrachten und eintrichterten. *) Ich bin nun einer ganz entgegen-

*) Dasselbe mag nun wohl noch mancher Jesuitenzögling erfahren haben. — — Ich erinnere mich noch sehr genau, wie mein Herr Professor, der Jesuit weiland — — — als ich noch Rudimentist war, vor uns Schülern manche gehäßige Kontroverspredigt, besonders auf die Prädikanten

gengesetzten Meinung. — Mag Luther immerhin in der Folge ein bischen über die Schnur gehauen haben — —

Pfar-

ten, hielt, daß diese mit ihren ketzerischen Lehren und Kanzelvorträgen, von deren Verkehrtheit sie freilich selbst überzeugt wären, aber um des lieben Amts und Brodes willen, ihren lutherischen Pöbel lieber sammt ihnen dem Satane zuführten. — So oft ich denn einem Pastor auf der Gasse in den Würf kam, betrachtete ich ihn alle Male mit herzlichem Bedauern, das aber auch stets mit bitterer Verachtung vermischt war. Jedoch nach 2 Jahren erhielt diese meine, durch den Jesuitis'm eingepfropfte schiefe Gesinnungsart wider die Lutheraner, die ich ordentlich aus ganzer Seele haßte und verabscheute, eine bedeutende Modifikation — und zwar durch einen ziemlich seltsamen Zufall. Ich war in der Sintaxe, und Pater Ph: . M. . mein Professor. Auf das mechanische Argument-Version- und Latinitätmachen, wie man das Zeug hieß, verstund ich mich ganz wohl, auch das drolligte Versskandiren nicht ausgenommen; so daß ich nach jeder Skription (bei dem sogenannten Setzen!) immer einen ehrenvollen Platz einnahm. Aber freilich! außer dem Paar eben angeführter lateinischer Gegenstände, lernte man bei den Jesuiten (wenigst zu meiner Zeit!) in den untern Schulen (und was lernte man, außer dem kanonischen und dogmatischen Wust, denn wohl in den obern?!) weiter gar nichts mehr. Denn was ihr Petrus Kanisius, und ihre 4 — 5 Historienwerkleins (Opuscula Historiæ!) taugten, weiß der wohl, der den kauderwälschen Inhalt derselben in's Gedächtniß wörtlich hineinmartern mußte. — Arithmetik, Geographie, Naturgeschichte u. s. w. hörte ich gleich gar niemals nennen. Mit Lektüre — Lesung eines schönen nützlichen Buches sich etwa nebenher befassen wollen, das war unter der hübschen Ruthenstrafe durch den so betitelten blauen Mann — oder wohl auch, nach der Jesuitenterminologie, mit der Exkludirung strengst untersagt. Genug! Einer meiner Schulkameraden eröffnete mir im Vertrauen: er wolle mir ein schönes Buch zu lesen geben.

Pfarrer; Nicht blos der Dominikanerorden mit dem übrigen Mönchthum: sondern alle päbstliche

---

ben. Ich las es, und fand ziemliches Behagen daran, ob es gleich das erste eigentlich deutsche Buch war, das ich zu Handen bekam; denn mein Gebethbuch, wenn ich nicht irre, waren die Leges marianæ. . . . Nun regte sich aber wegen Lesung dieses Buchs, ohne zuvor hierüber die Erlaubniß meines Professors, das man durchaus forderte, nachgesucht zu haben, eine gewisse schüchterne Aengstlichkeit in mir, die ich durch eine etwas heimtückische Einlenkung zu heben suchte. Ich gieng nämlich auf das Zimmer meines Hrn. Professors, und sagte: Jemand hätte mir ein Buch zum Lesen angebothen, dessen Titel laute: Gellerts Fabeln und Erzählungen," ob ich's wohl lesen dürfte? — Mit Unwillen versetzte jetzt Pater Ph. . M. . —: „Unterstehʼ er sich nicht, dieses lutherische Buch zu lesen, unter Strafe des blauen Manns verbietʼ ich's ihm; da hat er was Gescheiders zum lesen" — und gab mir ein Aloisibüchlein! — !.— Ich hatte zuvor noch nicht gewußt, daß Gellert ein Protestant wäre. Während meines Nachhausetrollenderns hüllte ich mich nachläßig in mein Mäntelchen, und versank in grübelndes Nachdenken. Das war aber auch (schon in meinem 19ten Jahre!!) zum ersten Male, daß ich über Etwas ernsthaft nachdachte. Wie! sprach ich mit mir selbst, sollt' es denn gar so viel Nachtheiliges und Gefahrvolles auf sich haben, ein Buch zu lesen, das einen Lutheraner zum Verfasser hat?! Sollten denn die Jesuiten die alleinigen Besitzer der Tugend, der Wahrheit, der Rechtgläubigkeit u. s. w. seyn? — ! — Vorhin hatte ich Gellerts Fabeln und Erzählungen nur flüchtig und oberflächlich gelesen. Jetzt nahm ich das immerhin lutherische Buch neuerdings vor mich hin, durchlas es mit ernster Aufmerksamkeit; und noch einige Male befaßte ich mich mit Durchlesung desselben, und immer mehr fand ich, wie in den so schön und ungekünstelt fortfließenden Versstrophen so viele treffende Wahrheiten, und eine Menge kernhafter Sittenlehren enthalten wären. Von nun

päbstliche Theologen vereinigten sich jetzt zur gänzlichen Zernichtung Luthers und seiner Lehren. Unter seinen heftigsten Gegnern zeichnete sich ein sicherer Johann Eck, Professor und Prokanzler zu Ingolstadt, zugleich Domherr zu Eichstädt und Ketzerrichter durch Franken und Baiern, ganz besonders aus. Dieser forderte den 27. Juni 1519 Luthern auf eine Disputation nach Leipzig heraus. Die ganze gelehrte Wissenschaftlichkeit dieses aufgedunsenen Römlings bestund darin, daß er mit einer tüchtigen Portion derber Insolenzien immer nur das Ansehen der Päbste, und ihre Drakelsprüche auftischte; die aber alle an der richtigen Beweiskraft, die ihnen Luther aus der Schrift entgegensetzte, unmächtig zurückprellten.

Weil nun seine Widersacher stetsfort nur mit den päbstlichen Machtaussprüchen stolzkühn um sich warfen, blieb Luther, was sehr natürlich ist, nicht mehr blos bei der Rüttelung des Ablaßkrams stehen; sondern begann nunmehr auch sein Reformations-

---

nun an fieng sich mit meinem Karakter ordentlich eine ganz neue Epoche an. Unwillkührlich bemeisterte sich meiner ein großes Mistrauen gegen alles, wovon ich nur bemerken konnte, daß es nach Jesuitism roch; so oft ich dagegen wieder einem Pastor begegnete, rückte ich ehrfurchtsvoll den Hut: denn jedesmal vergegenwärtigte ich mir in demselben — einen edeln, trefflichen Gellert. . . . Aber von nun an belauerten auch die Jesuiten, durch ihre bestellten Späher, alle meine Schritte, weswegen ich das folgende Jahr nach D . . . mich begab — — —

tionswerk damit, daß er die zeither so hoch angerühmte Unfehlbarkeit der römischen Päbste einer nähern Untersuchung unterwarf, und dieselbe aus Gründen der heiligen Schrift bestritt: wobei er vorzüglich die frechen Anmassungen des römischen Hofes unter seine Geisel nahm. Seine Freunde und eifrigen Verehrer vermehrten sich zusehends von Tag zu Tage; worüber sich um so weniger zu verwundern ist, da man noch keineswegs vergessen hatte, was die Päbste von jeher den Kaisern, und in ihnen auch der deutschen Nation zu Leide gethan hatten.

Es konnte nicht fehlen: Luthers unerschütterlicher Heldenmuth rückte den Zeitpunkt mit einem Male mächtig herbei, wo tausend zwar helldenkende und unbefangene, aber durch die Sultanschaft des römischen Hofes zeither noch immer zurückgeschreckte Männer nunmehr laut zu denken, und öffentlich und ungescheut mit Luthern zu behaupten sich getrauten: daß so manches pharisäische und lästige Nebending, so zerschiedenartige zeremoniöse Faseleien, welche die Päbste, mit Zuziehung ihres Mönchthums, den einfältigen Leuten für theures Geld auf den Nacken bürdeten und — sich dafür heimlich in die Faust lachten, nichts weniger als Glaubenssachen wären, davon man weder im Evangelium etwas finde, noch aus der ersten Christenheit aufzuweisen im Stande sey. — —

Unter andern war noch eine Hauptursache, warum die Deutschen äußerst auf die Päbste erbittert waren, weil diese, der deswegen errichteten Konkordate ungeachtet, eigenmächtig fortfuhren, Benefizien aller Art zu verkaufen; also zwar, daß fast durchgehends die sittenlosesten, lüderlichsten Pfaffen, wenn sie zur Ankaufung einer geistlichen Pfründe nur brav Geld hatten, als Seelsorger aufgestellt wurden. — Wen sollte es nun Wunder nehmen, daß nicht blos vorurtheilfreie Männer dem Luther mit voller Ueberzeugung beipflichteten; sondern selbst auch der gemeine Haufen diesem neuen, wie vom Himmel erschienenen Lehrer, der ihm die Binde vom Auge löste, und die beseligende Jesusreligion in ihrer ursprünglichen Klarheit zeigte, innigst anhieng und Ehrfurcht bezeugte?

Was sollte man endlich von den Bettelmönchen sagen? — Diese hätten sollen in der Seelsorge das ersetzen, was so mancher Miethling, der sich nur um die Eintreibung der Revenüen seiner vom Pabste — mittel- oder unmittelbar — erkauften Kirchenpfründe u. w., nicht aber um den christlichen Unterricht seiner ihm anvertrauten Christengemeinde bekümmerte, auf's gewissenloseste vernachläßigte. Die Bettelmönche nun, anstatt mit der eigentlichen Seelsorge sich zu befassen, waren jetzt vielmehr eine doppelte Geisel für das arme, unbehilfliche Volk: einmal; weil sie von dem sauern Schweiße des Bürgers und Landmannes

sich mästeten: und dann die Leute mit geflissentlichem Vorbedacht in der tiefesten Unwissenheit, und im verwerflichsten Aberglauben hingängelten. Sie — die Bettelmönche — hüteten sich gar weislich, nur das geringste von Christus und seinem heiligen Evangelium zu lehren oder zu predigen.

Bauer. Aber um des Himmels willen! wenn die Mönche von dem Inhalte des Evangeliums nichts predigten, worüber schwätzten sie denn dem Volke vor?!

Pfarrer. Ein- für alle Male! ihre Kanzelvorträge fußten sich einzig nur auf elende, abgeschmackte Mönchsmeinungen, auf Ablaßkram, auf erdichtete Wunder, und was weiß ich, wie das Heer ihrer heiligen Quacksalbereien, oder Charlatanerien, heißen mag. Man kann sich unmöglich einen deutlichen Begriff machen von den andächtigen Blendwerken und ehrlosen Aufschneidereien, welche das Mönchsthum überhaupt herfabelte, um das gutmüthige, leichtgläubige Völklein in's Garn zu locken, und sodann — abzurupfen. Ein Mönchsorden suchte es hierin dem andern bevor zu thun. So erdichteten z. B. die Dominikaner das Fest des Rosenkranzes; die Franziskaner das Fest des Gürtels; die Augustiner das Fest der Geißlung; die Karmeliten das Fest des Skapuliers. Zugleich wurden Kapellen, Bethhäuser, Kongregationen u. w., denen die gleiche Benennung von den eben erwähnten saubern Andachts-Sächelchen

beigelegt wurden, errichtet. Mittelst dieser festlichen Gaukeleien bewirkten sie, daß das geäffte Volk schaarweise herzu lief, sich in diese Kongregationen oder Brüderschaften einschreiben zu lassen; denn man hoffte nun weder Heil noch Seligkeit mehr, wenn sein Name nicht wenigstens in einem oder dem andern Bruderschaftsbuche eingetragen wäre. Hieraus zogen die Mönche Vortheile, die nicht zu berechnen sind, um so mehr, da sie von einem jedesmaligen Pabste auch immer mit einem vollkommenen Ablasse versehen wurden, Kraft dessen sie erst alle Sünden nachlassen; sodann jedem, der in ihre Brüderschaften sich aufnehmen ließ, und anbei ein ergiebiges Opfer entrichtete, gewisse Privilegien zutheilen konnten. Darum eilte Jeder gleichsam athemlos herbei, sein armes Beutelchen auf den Kopf zu stürzen, und den letzten Heller auszuschütteln; weil ihm nun doch einmal durch die Mönchskniffe in den Kopf gesetzt ward: er könne sich mit einer frommen Gabe auch der scheußlichsten Verbrechen entladen, und durch die Fürbitte des Bruderschaftsheiligen seiner ewigen Seligkeit getrost versichert seyn.

Die durch dergleichen Quacksalberkünste oft unermeßlich errungene Ausbeute erzeugte nicht blos Eifersucht; sondern nicht selten recht bittern Haß der gegenseitigen Mönchsorden. Hatte nämlich ein Kloster weniger Zulauf; so gab es sich alle nur erdenkliche Mühe, Wunderthaten auszuhecken, um

somit

somit dem mirakellüsternen Pöbel zu beweisen, Gott begünstige die Feste und Brüderschaften dieser Mönche vor allen übrigen. Wollte diese List nicht frommen; so begnügte sich zwar das weniger besuchte Kloster mit Beibehaltung der ihm einmal eigenthümlichen Feste und Andachten, denen es aber zugleich auch die feierlichen Andachtsübungen anderer Orten zugesellte. So wenn z. B. die Franziskaner an einem Orte mit ihrem Feste der Gürtelgesellschaft die erwünschte Ausbeute nicht erlangten; stellten sie auf ihren Klostermauern und Kirchenportalen das Bildniß der heiligen Jungfrau vom Rosenkranze zum Begaffen aus, wofern das Volk einige Vorliebe dafür äußerte: wo nicht; so ließen sie andere Gemälde und Schnitzwerke verfertigen, die dem Geschmacke des stumpfsinnigen Pöbels, etwa der religiösen Neuheit wegen, besser entsprachen. Da erzählten und predigten sie denn von einer Menge Wunderwerke, welche täglich bei dem neuen Gnadenbilde geschähen, so lange, bis es ihnen gelang, die Leute in ihre Kirchen hinzufoppen. Das gab aber zu gewaltigen Zänkereien und Feindschaften der zerschiedenen Orden Veranlassung; denn keiner wollte sein Privilegium dem andern zugestehen. Zu dem Behufe, damit nämlich der heilige Brodneid der übrigen Mönchsorden das ihnen allein eigenthümliche Rosenkranzfest nicht bekapern könnte, bewirkten die Dominikaner im Jahr 1569 vom Pabst Pius V. eine Bulle,

Kraft

Kraft welcher blos ihnen die Befugniß eingeräumt ward, das Fest des Rosenkranzes abzuhalten. Dagegen ward allen übrigen Mönchen strengst untersagt, eine Kapelle, oder Bruderschaft u. drgl., unter dem Titel des Rosenkranzes zu errichten. — —

Das elende Gespuck der Bettelorden überhaupt kennt gar keine Grenzen. Welch' ärgerliche Auftritte vorzugsweise die Franziskaner, gleich nach ihrem Entstehen schon, unter sich lieferten, damit mag ich euch nicht gerne belangweilen. Großen Anstand aber nehm' ich, euch die abscheuliche Geschichte zu erzählen, welche die Dominikaner zu Bern verübten, und das nur aus baarem Brodneide über die seltsame Bewundmalung des heiligen Franz Seraphs.

Bauer. O! ich bitte Sie, Herr Pfarrer! erzählen Sie uns nur das doppelte Ganze. Ersteres wird uns weder Langweile verursachen, noch wird uns Letzteres zu sehr ärgern können, nachdem die zeitherige Geschichte an dergleichen Gespucke uns ja doch schon gewöhnt hat!

Pfarrer. Wenn ihr für den heutigen Abend ausharrende Geduld genug zu haben vermeinet; wohlan denn!

Mit welcher Gelegenheit der wilde Auswuchs der schmutzigen Kapuziner dem Mutterstamme des Franziskanerordens sich entrissen habe, hierüber werdet ihr euch noch zurückerinnern auf den vorletzten neunten Abend. Aber auch früher schon

hatten

hatten sich bei dieser Bettelzunft die gehäffigsten Zwistigkeiten ergeben.

Bekanntermassen hat der heilige Franziskus seinen Schülern, die sich eben von diesem ihren Ordensstifter „**Franziskaner**" nennen, eine vollkommene Armuth, das heißt: „**eine vollkommene Bettelei,**" zu beobachten aufgetragen; also zwar, daß sowohl jeder Einzelne, als auch jede Klosterkommunität durchaus keine Güter u. w. besitzen sollte. Da diese etwas strenge Regel des Patriarchen gar bald vielen seiner Söhne nicht mehr recht behagen wollte, erlaubten sie sich davon eine Ausnahme; denn nach dem Beispiele der übrigen Ordensstände wollten sie, bei ihren reichlichen **Bettelrevenüen**, nicht minder schöner Klostergebäude und prächtiger Kirchen sich erfreuen. Ein sicherer **Elias**, zweiter General der Franziskaner, ließ deshalb zu Ehren seines unlängst verblichenen Ordensstifters, des einmal so betitelten Franz Seraphs, einen herrlichen Tempel herstellen. Damit jedoch der Orden selbst zu dem kostspieligen Unternehmen nichts zu bestreiten hätte, veranstaltete er, daß durch die ganze Provinz allenthalben Almosenkästchen ausgehängt wurden, darein die frommen Gläubigen eine christliche Beisteuer zu legen hatten.

So gut und vortheilhaft es nun der Herr General für seinen Orden gemeint haben mochte, waren gleichwohl mehrere seiner untergebenen

Mit=

Mitbrüder, die noch steif und fest auf genaue Beobachtung ihrer seraphischen Regel hielten, auf ihren Chef deswegen sehr übel zu sprechen; und ihr Eifer brachte es wirklich dahin, daß Elias seiner Generalwürde entsetzet ward. Nachdem aber dieser sich bald wieder auf seinen vorigen Posten erschwungen hatte, suchte er jetzt seine Absichten nur desto kühner durchzusetzen; zu welchem Ende er alle, die dieser beschwerlichen Regel entsagten, auf alle mögliche Art begünstigte. Daß er in kurzer Zeit einen mächtigen Anhang erhielt, ist einleuchtend. Indeß gab es doch noch sehr viele, die von des heiligen Franziskus seiner Grundregel durchaus nicht abweichen wollten, und gegen die irreligiöse Neuerung des gottlosen Elias mit Händen und Füßen sich stemmten. Ihres strengen Eifers wegen hieß man sie: „die geistlichen Franziskaner.“ An ihrer Spitze befand sich ein gewisser Zesarius, ein muthiger, unerschrockener Mönch. Gemeinsam giengen sie nun ihren Pater General dringend an: er möchte doch seine unheilige Gedanken fahren lassen — vergebens. Im Gegentheil fuhr dieser Neuerer in seinem Beginnen jetzt um so trotziger vorwärts, da er die Begünstigung Gregors IX. sich zu erschleichen gewußt hatte, von dem er mit der Vollmacht versehen wurde, alle Widerspenstige nach Gutdünken zu züchtigen.

Nicht sobald war General Elias mit solch' einer Vollmacht ausgerüstet, als er auch sogleich Gebrauch davon machte. Einen Theil der geistlichen Franziskaner jagte er in's Elend; mehrere steckte er in zerschiedene Klöster der Provinz; noch andere ließ er in Gefängnisse werfen, welches Schicksal vordersamst den Zesarius traf. Als dieser aus seinem Kerker sich flüchtig machen wollte, ward er mit einer Helleparte erschlagen. Elias fiel in Verdacht, als hätte er den Gefangenen mit Vorsatz niedermorden lassen, und verlor zum zweiten Male seine Generalsstelle.

Dadurch wurden die Mishelligkeiten und ärgerlichen Zänkereien der beiden entgegengesetzten Partheien so wenig gehoben, daß es endlich Pabst Innozenz IV. rathsam erachtete, als Schiedsrichter sich ins Mittel zu legen, und sonach den Ausspruch that: „Der heilige Orden der Franziskaner möge wohl Klöster, Kirchen, Bibliotheken u. w. haben; jedoch sollte das Alles dem heiligen Petrus und dem päbstlichen Stuhle als Eigenthum angehören." — —

Schlmstr. Schau man doch! was die Herren Päbste nicht alles in Anspruch nehmen!

Pfarrer. Obgleich diese päbstliche Entscheidung für die geistlichen Franziskaner so ganz ungünstig nicht lautete, waren sie doch schlecht damit zufrieden. Mich deswegen über ihre Lösterungen

gen wider den römischen Hof zu verbreiten, finde ich zu weitläuftig. Uebrigens veranlaßte die wechselseitige Streitsucht und Balgerei dieser beiden Mönchspartheien ein grelles Aergerniß.

Pabst Nikolaus III. glaubte dem häßlichen Unfug dadurch Grenzen setzen zu können, daß er in einer feierlichen Bulle (unter dem berüchtigten „Exiit!“) die frühere Entscheidung seines Vorgängers Innozenz IV. bestätigte; dadurch aber die Gährung nur noch heftiger ward. Lästerliche Ausfälle und beissende Anspielungen auf den päbstlichen Stuhl wurden jetzt erst recht laut und grenzenlos. Ein sicherer Peter Oliva, ein seiner damaliger Gelehrsamkeit sowohl als tadelloser Sitten wegen sonst berühmter und beliebter Mann, behauptete in seinen Anmerkungen über die geheime Offenbarung Johannis frei heraus: „**Die römische Kirche wäre die leibhafte babilonische Hure**“ — — —

Mittlerweile verhöhnte die Gegenparthei, unter ihrem dermaligen Ordensgeneral Matthäus Aquasparta, die strenge Regel des heiligen Franziskus immer mehr — dadurch, daß sie das Land auf und nieder schwärmten, blos um Geld zu sammeln.

Bauer. Hab' ich mir aber doch schon oft sagen lassen: Die Franziskaner und Kapuziner dürften das Geld weder mit Händen berühren, noch solches bei sich tragen! Wie konnten sie denn jetzt Geldkollekturen vornehmen?

Pfarrer. Die Betteltradition der Franziskaner erzählt unter mehrern geheimnißvollen Wunderwerken freilich auch dieses: Daß der heilige Franziskus, als einsmals einer seiner Mitbrüder einen Beutel mit Geld, den er unterwegs fand, aufhob und zu sich steckte, so bitter böse ward, daß er dies Geld alsbald in eine Schlange verwandelte; was aber wohl diese Herren nunmehr selbst für eine baare Fabel halten müssen, da sie das Geld, trotz einem Banquier, zu traktiren wissen. Ueberhaupt sind die Franziskaner, Kapuziner, und die Mönche insgesammt, so sehr sie auch die Aufklärung verlästern und beeifern, in Ansehung ihrer ursprünglichen Ordensregeln, doch selbst die ersten Aufklärer. — Genug! Damit nun unsere einmal in Anregung gekommene Franziskaner das gutmüthige Völklein in seinem albernen Wahne, als dürften sie selbst kein Geld betasten, hübsch hinhielten: so führten sie junge Knaben mit sich, die es zu sich nehmen, und in ihre Klöster tragen mußten.

Die strengern oder geistlichen Franziskaner ergrimmten jetzt über diesen Schurkengriff so sehr, daß sie sich von ihren gottlosen Mitbrüdern nunmehr gänzlich trennten, und einen besondern Orden bildeten. Sie erschmeichelten sich die Gewogenheit des Pabstes Zölestin, der ihren nagelneuen Orden förmlich bestätigte; daher sie sich Zölestiner nannten. Allein der Pabst Bonifaz VIII., der

gegen

gegen seinen Vorgänger, weiß nicht, warum? einen persönlichen Haß hegte, verwarf alle Beschlüsse und heiligen Aussprüche Zölestins: sohin erklärte er sich auch für die laxen (lockern!) Franziskaner; so daß jetzt die sich so betitelnden Zölestiner zwischen zwei Feuer kamen.

Die erstern bezeugten dem Bonifaz ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie einen jedesmaligen Pabst mündlich und schriftlich für „untrüglich", oder „unfehlbar" allenthalben und aus voller Kehle zu erklären begannen.

Schlmstr. Also das wäre vermuthlich der preisenswürdige Ursprung der päbstlichen Infallibilität? — ! —

Pfarrer. Für ein so schönes **Infallibilitäts-Kompliment** erzeigten sich aber auch die Päbste so ausnehmend erkenntlich, daß sie den Franziskanern, in eigens dazu ausgefertigten Bullen, immer mehrere und neue Privilegien zutheilten. Eine der famösesten solcher Bullen ist jene, darin das, ich weiß nicht, soll ich sagen, fromme, oder **unverschämte Mährchen** von den Wundmalen des heiligen Franziskus bekräftiget, und der dortmals (und doch wohl auch noch jetzt!!) theils verblendeten, theils leichtgläubigen Welt als eine ausgemachte Wahrheit angesonnen ward. — — —

Bauer. Was hat es denn für eine Bewandtniß mit den Wundmalen des heiligen Franziskus?

ziskus? Sollt' es denn vielleicht doch nur eine Fabel seyn, womit die braunbekutteten Bettelmönche uns gutmüthigen gemeinen Leuten einen Bären aufbanden?!

Pfarrer. Es scheint nicht anders. Diese frömmelnde Betrüger sprengten überall vor sich her von ihrem Patriarchen gar zerschiedene anstaunungswürdige Dinge aus, um nur so recht eine Gleichförmigkeit zwischen ihm und Christus herzustellen. Unter unzähligen Fabeleien stechen hervor: „Ihr Patriarch wäre — auf Veranstaltung und Anmahnung eines Engels — von seiner Mutter in einem Stalle (gleich Christus!) gebohren worden." — Ferner: „Christus habe ihren Franz, da er noch ein Knabe war, also angeredet: „Mache dich auf, mein lieber Franziskus! und stelle mein Haus wieder her. Wiederum: Die Regel, nach welcher der Franziskanerorden seine Lebensweise einrichten sollte, habe Franz selbst aus den Händen Jesu empfangen." Gleichwohl bestätigte erst der uns gar wohl bekannt Pabst Innozenz III. diese Christusregel.

Schlmstr. Nun! das ist mir einmal wieder etwas Komisches! Also der heilige Vater die Regel erst approbiren, die doch unmittelbar von Christus selbst soll hergekommen seyn?! — Bei

meiner

meiner armen Seele! nie hätt' ich geglaubt, daß Päbste und Mönche mit ihrer elenden Pöbeläfferei so auffallende Fehlgriffe und die tollesten Widersprüche begehen könnten!!!

Pfarrer. Ja wohl! Indeß hatte aber der Pabst zur Approbirung dieser seltsamen Christusregel einen sehr wichtigen Beweggrund. Er sah nämlich einsmal im Schlafe, wie die prächtige Laterankirche zu Rom den Einsturz drohte; jetzt aber Franziskus flugs bei der Hand war, der diesem schon mächtig wankenden Tempel seine rüstige Schultern untersetzte, und ihn vor dem Einsturz rettete. — Aha! dachte nun Innozenz III., eines solchen tapfern Soldaten und muthigen Verfechters der römischen Kirche bedarf ich, nebst dem feuereifrigen Dominikus wohl auch noch. *)

Und nun, Freunde! zu diesen und hundert andern Fabeleien, auch noch die von den Franziskanern

*) Wer in dergleichen gehaltvolle Histörchen einigen Zweifel setzt, dem wünschte ich nur folgende Schrift in die Hände zu bekommen: „Wunderbahrliche Histori, und Leben des H. Seraphischen Vatters Francisci, der Mindern Brüder Ordens-Stiffters. In Kupffer-Stichen mit Latein- und Teutschen Lob-Sprüchen offentlich vorgestellt. Augspurg, gedruckt bei M. Magdal. Utzschneiderin 1694." Uebrigens darf man aber auch nur die Gemählde und Kupferstiche mit den erbaulichen, dabei befindlichen schriftlichen Anekdoten, mit einiger Aufmerksamkeit betrachten und lesen, welche in den Klöstern der Kapuziner und Franziskaner sind, und man wird dergleichen sauberer Histörchen genug gewahr werden.

kanern und Kapuzinern frech ausgesprengte, von den Päbsten feierlich begutachtete, und durch Bullen förmlich beurkundete Hauptfabel: „Christus sey nämlich in Gestalt eines Seraphs zum heiligen Franziskus gekommen, und habe denselben auf dem Berge Vernia (sonst auch Avernus, oder Alvernus) mit Eindrückung seiner köstlichen fünf Wundmale begnadiget.“ — — — Seit dieser künstlich ausgeheckten Fabel-Epoche ward dem Patriarchen Franzikus das Prädikat (Ehrentitel!) „**Seraphikus**“ beigelegt. In die Lauterkeit dieser beglaubigten Fabel setzet, meine Freunde, nur gleich gar keinen Zweifel. Nach der Hand wollte der Pabst Gregor IX. einen unglaubigen Thomas machen, und diese Bewundmachung auch etwas bezweifeln; alsbald aber überzeugte ihn der seraphische Franz eines Bessern. Nächtlicher Weile erscheint ihm dieser, und läßt dem unglaubigen Gregor in eine goldene Schale teichliches Blut träufeln — aus seiner Seitenwunde!!!

Schlmstr. Also dergleichen Visionen (Erscheinungen — Gesichter!) gewöhnlich zur **Nachtzeit**? Wahrhaftig! die Päbste und Mönche sind mit ihren argen Spuckereien den **Eulen** gar nicht ungleich. Gleich diesen scheuen sie das helle Tageslicht!

Pfarrer. Mit dieser seraphischen Fabel brüsteten sich nun von jeher Franziskaner und Kapuziner, und nahmen gar kein Bedenken, ihren bewundmaleten Franz zunächst an die Seite unsers Heilandes hinzupostiren; indem in einem eigens dafür, von einem sichern Alpitius (sonst auch Bartholomäus) da Pisa, gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts erschienenen Buche behauptet wird: **„Es sey ganz kein Unterschied zwischen ihrem Franz Seraph, und dem Sohne Gottes" —!—!—**

Schlmstr. Unvergleichlich! Wenn das ganze Gauckelspiel mit der seraphischen Bewundmalung da nicht die allergreulichste Gotteslästerung ist: wahrlich! so giebt es keine mehr! — Nur ist es mir unbegreiflich, wie dergleichen seraphische Kuttenmänner mit ihren heiligen Allfanzereyen es angiengen, um das meinetwegen immerhin leichtglaubige Volk mit solch' elenden, Religionentehrenden Mährchen so entsetzlich zu äffen!

Pfarrer. Wie diese Herren bei dergleichen frömmelnden Spuckereyen stets mögen zu Werke gegangen seyn, so will ich jetzt mein Versprechen hiermit nachtragen, und zu den fünf Wundmalen des Franz Seraphs, ein vielleicht eben so passendes als auffallendes Seitenstück erzählen, das die Dominikaner zu Bern in der Schweiz im Jahr 1504, des bloßen Brodneides wegen, geliefert haben.

Die Franziskaner und Dominikaner geriethen, in Betreffe der unbefleckten (?!) Empfängniß Mariä, einander heftig in die Haare. Jene behaupteten: die Jungfrau Maria sey ohne alle Makel der Erbsünde gebohren worden; diese aber lehrten und vertheidigten das Gegentheil. Ueber dieser albernen Spitzfindigkeit gedieh der Zunder der Zwitracht so weit, daß beide Orden sich auf Mord und Tod verfolgten.

Bauer. Halten Sie mir, Herr Pfarrer! mein unzeitiges Unterbrechen zu gut. — In Ansehung der Befleckt- oder Unbefleckтheit Mariens eine mörderische Klopffechterei anfangen, das scheint mir doch in der That eine recht verabscheuungswürdige Sache zu seyn. Genug, daß uns das Evangelium, obschon mit kurzen, aber bündigen Worten bedeutet: Maria sey eine fromme und, in jedem Betrachte, recht tugendhafte, durchaus unbescholtene Person gewesen. Ihr es also in Tugend und Rechtschaffenheit möglichst nachthun, das muß dieser erhabenen Jungfrau doch ungleich mehr zur Ehre gereichen, als wegen solcher weitgesuchten, zweideutigen Meinungen so wild sich herumbalgen. —

Pfarrer. Recht, mein guter Kirchenbauer habt ihr freilich; allein damals war die Denkungsart (und ist, leider! beim geringen und vornehmen Pöbel noch!!) eine ganz andere. Der gemeine Haufen vornehmlich war für dergleichen frömmeln-

de-,

de, hirnlose Alfanzereien gar sehr eingenommen. Den gottseligen Franziskanern zollte man daher eine ungemeine Vorliebe und grenzenlose Verehrung; dagegen waren die bösen Dominikaner, die der Jungfrau Maria die Unbeflecktheit abzudisputiren sich nicht entblödeten, durchaus verhaßt. Dieser Volksgunst bedienten sich die Franziskaner auf eine so höchst schändliche Art, daß ein gewisser Pater Savanarola, ein Dominikanermönch, in Florenz lebendig verbrannt wurde; weil diese durch ihre „unbefleckte Jungfraupredigten" den blödsinnigen Pöbel wider die Dominikaner also erhitzten, daß der arme Schelm, welcher der lieben marianischen Unbefleckheit gleichfalls das Wort nicht sprechen wollte, mit Ungestümm zum Scheiterhaufen verlangt ward.

Schlmstr. Ich bedaure den unglücklichen Tropfen von Herzen. Indeß mag es aber immer nichts schaden, daß ein löbliches Mitglied der ehrenfesten Dominikanerzunft ein Mal auch empfindet, wie unbehaglich der lodernde Inquisitions-Scheiterhaufen, als ihre eigene Erfindung, Einem bekommt.

Pfarrer. Die Dominikaner, weil sie nun einmal den Miskredit des Volkes sich zugezogen hatten, und sie, als Bettelmönche von Profession, doch nothgedrungen vom Allmosen guter Leute ihr theures Leben fristen sollten, mußten denn schon ihr ganzes Dichten und Trachten jetzt darauf ver-

wenden: wie sie ihr tief gesunkenes Ansehen allgemach wieder in die Höhe bringen, und dem ganzen Orden seinen alten Kredit erringen könnten. Zu dem Endzwecke hielten einige auserkohrene Mitglieder im Jahre 1504 zu Pimpfen eine Zusammenkunft, wo sie die Verabredung trafen, ihren Orden mit einem eben so gut bewundmaleten Heiligen zu versehen, wie die verhaßten Franziskaner an ihrem Franz Seraph hätten. Das mußte durch erdichtete Visionen und Traumgestalten bewerkstelliget werden; und die Stadt Bern ward zum Schauplatz dieser heiligen Spuckerei bestimmet. Vor Kurzem war im dortigen Dominikanerkloster ein Laienbruder, ein erzdummer Einfaltspinsel, der noch dazu seinen vierschröttigen Körper mit den strengsten Kasteiungen und Mortifikationen peinigte, eingekleidet worden. Er hieß Jetzer. Diesen nun ersah man sich zum Werkzeug des noch nicht leicht erhörten Blendwerks aus *)

Der Verabredung gemäß begab sich einer von den vier Dominikanern, welche die Ausführung des Spiels auf sich genommen hatten, um Mitternacht heimlich in Jetzers Zelle, und stellte sich in einer fürchterlichen Gestalt vor desselben Bette hin. Aus der Nase schien er Feuer zu schnauben; welches mittelst einer Büchse, die voll feuerfangenden (phosphorischen) Stoffes war, und die er an

*) Eine ausführlichere Nachricht vom Ganzen findet man in Ruchats: „Hiſtoire de la reformation en Suiſse.„ Vol. VI.

an den Mund hielt, geschah. So tritt er jetzt hin vor Jetzer, mit der Anrede: „Ich bin der Geist eines sichern Dominikaners. In Paris ward ich zu meiner verdienten Strafe, weil ich den Habit ausgezogen hatte, ermordet: nun bin ich, um meiner Sünden willen, zu den unaussprechlichen Qualen des Fegfeuers verdammet; du aber, o Jetzer! kannst, wenn du nur willst, mich daraus erretten."

Jetzer ward durch die scheußliche Gestalt in solche Todesbangigkeit versetzt, daß er mit harter Mühe sich in soweit erholen konnte, zu fragen: was er denn zur Erlösung der armen Dominikanerseele thun müßte? — „Hierzu," erwiederte der häßlich verlarvte Schurke, „ist das einzig mögliche Mittel, daß das ganze Kloster acht Tage hindurch den strengsten Kasteiungen, Geisselungen u. drgl. sich unterzieht; du selbst aber mußt dich während der Messe, in Gestalt eines Gekreuzigten, mitten in der Kirche hinstrecken; dafür wirst du dir die besondere Gunst und Gnade der heiligen Jungfrau erwerben." — Zugleich erhielt er die Versicherung von noch fernern Erscheinungen.

Der Morgen war noch nicht angebrochen, als Jetzer schon bei seinen Mitbrüdern umherläuft, und ihnen mit vollem Athem die nächtliche Erscheinung hinterbringt. Es läßt sich denken, daß jene vier Schelmen, die in der Sache eingeweiht waren, ihre Herrn Kollegen zur willfährigen Uebernehmung

der

der geforderten Bußübungen eifrigst ermunterten, und mit ihrem eigenen Beispiele voranzugehen verhießen. Nebstbei ermangelten sie nicht, das aufsergewöhnliche Wunder der nächtlichen Vision, womit ihr frommer Bruder Jetzer wäre beglücket worden, den deswegen erstaunten Zuhörern in öffentlichen Predigten anzurühmen, und auch übrigens mit vollen Backen auszuposaunen. Das treuherzige Völklein, daß sich in seiner lieben Einfalt immer so leicht bethören läßt, eilte haufenweis nach dem so ungemein begnadigten Kloster, drängte sich ungestümm zur Kirche hinein, um nur den tölpelhaften Laienbruder, der schon für einen vollendeten Heiligen passirte, recht erbaulich begaffen zu können.

Die Nacht darauf stellte sich der Betrüger, in Begleitschaft zweier andern, die sich in Teufel vermummet hatten, in Jetzers Zelle wieder ein. In dieser, so wie auch in noch mehrern Erscheinungen, sprach der schlaue Wortführer stets zur Ehre des Dominikanerordens; und sagte unter andern: „Die Dominikaner haben sich der ausgezeichneten Gnade der hochgebenedeiten Jungfrau zu vertrösten; denn diese wußte ja wohl am besten, daß sie in der Erbsünde gebohren wäre. Die gottlosen Franziskaner, die mit Behauptung des Gegentheils ihrem Sohne sie gleich machten, müßten ihre Bosheit im Fegfeuer büssen: und die Stadt Bern, weil sie solche verruchte Lehrer inner ihren

Ring-

Ringmauern duldete, werde noch zerstöret werden.“ —

In solch' einer nächtlichen Erscheinung dünkte es Jetzern: als wäre des Geistes Stimme der seines Priors ganz ähnlich. Er hatte auch vollkommen richtig bemerkt; denn unter der wüsten Verlarvung des Gespenstes steckte wirklich der Pater Prior mit Leib und Seele.

Bauer. Wie ist es denn aber möglich, daß dieser Laienbruder ein gar so dummer Schafskopf seyn konnte, und diesen elenden Spuck auch jetzt noch nicht merkte?

Pfarrer. Der vermummte Pater Prior hatte sich in seine Rolle so treflich einstudirt, daß der einfältige Jetzer in seinem Visionsglauben nicht mehr wohl wanken konnte. Der Geist Prior wußte ihm nemlich alle Geheimnisse seines Wandels und Herzens haarklein herzusagen; weil er sich selbe von dessen Beichtvater zuvor hatte verrathen lassen.

Bald erschien jetzt der Pater Prior in Gestalt der heiligen Barbara, bald nahm er die Figur des heiligen Bernhards, am liebsten aber die der heiligen Jungfrau an; zu welcher Erscheinung er der Kleider, womit man das Marienbild an hohen Festtagen auszuschmücken pflegte. sich bediente. Die kleinern Bildnisse, die zu solchen Zeiten gewöhnlich auf den Altar postirt werden, mußten Engelchen präsentiren. Man befestigte sie an Strickchen, daran

ran sie mittelst einer Rolle, oben über Jetzers Kopf, auf- und niedergezogen wurden, und sie so um die heilige Jungfrau Prior herumtanzen mußten.

Schlmstr. Ei, ei! wie entzückt muß Bruder Jetzer bei dem prächtigen Gaukelspiele nicht gewesen seyn! — Gerade so ein wonnevolles Fest'chen wird den Kindern, und manchem schon betagten Maulaffen, an jenen Orten bereitet, wo noch die gar erbauliche Sitte herrscht, daß am Gedächtnißtage der Himmelfahrt Christi der Pfarrer und sein Meßner, beim Hinaufziehen des höl-zernen Christus, die lieben Engelchen an Stricken und mit Wachslichtern auf und nieder tanzen lassen. — — Sicher wird jetzt die so zierlich begarderobte Madonna, mit ihrer hohlkreischenden Stimme u. w., den glücklichen Jetzer sehr angenehm amusirt haben?

Pfarrer. In einer bündigen und langen Anrede eröffnete sie ihm unter andern auch: „Allerdings sey sie in der Erbsünde empfangen; jedoch aber nur eine kurze Zeit in dieser **Befleckung** (?—!—) geblieben." — Zum sichern Beweis ihrer wundervollen Gegenwart verehrte sie ihm eine Hostie — eine geweihte Oblate, die sich augenblicklich aus Weis in Roth verwandelte .... Nach wiederholten Besuchen, wobei die scheußlichsten Dinge unterliefen, sagte endlich die Jungfrau

frau Prior mit gar vieler, obschon etwas robuster Zärtlichkeit: „Sie sey Willens, ihm die deutlichsten Proben von der Liebe ihres Sohnes zu geben; indem sie ihm die fünf Wunden, welche Jesus am Kreuze bekommen, eindrücken wolle: wie sie es vormals der heiligen Luzia, und der heiligen Katharina von Siena gethan habe.

Schlmstr. Nun ja doch! Allein wenn die Mönche — mit und ohne Kutte und Kapuze — es ungerne hören, daß die ganze Affaire mit den fünf Wunden ihres Franz Seraphs, ihrer heiligen Luzia und Katharina, nicht die abscheulichste Gotteslästerung ist: so behaupte ich nun auf der andern Seite, — und diese Schelmen müssen sich's gefallen lassen, — daß die gesamte Spuckerei eine verfluchte „**bewundmalete Liebschaft**" ist . . . . . !*) Eins von beiden muß Statt haben!! — Nur bin ich jetzt auf den Verlauf dieser Jetzerschen Bewundmalung neugierig.

Pfar-

*) Solche ärgerliche Liebeleien wird jener nicht mehr bezweifeln, der mit den Mönch slegenden, und besonders mit jenem Werke nur ein wenig bekannt ist, welches ein sicherer Alanus de la Roche, oder wie er sonst auch heißt, de Rupe, im fünfzehnten Jahrhundert geschrieben hat. Darin beschreibt dieser Dominikanermönch die Vermählung (Heurath!!) Mariens mit dem heiligen Vater Dominikus, und alle die Auftritte, die dabei Statt hatten, und zwar mit so häßlichen Zügen und schandvollen Blössen, daß ich solche, um keusche Ohren nicht zu beleidigen, wahrlich nicht anzuführen mich getraue. — — — O! ihr abscheulichen, verworfenen Zölibateurs! — ! — ! —

Pfarrer. Die hübsch ausstaffirte Jungfrau Prior ergreift nun Jetzers Hand mit Gewalt und — schlägt einen großen Nagel tüchtig hindurch.

Bauer. Weh! — ach weh! — Der Spaß ist zu arg! — Wenn der arme Schelm auch jetzt noch nicht zur Besinnung kam, muß er wahrhaftig einem Erdklotze ganz gleich gesehen haben.

Pfarrer. Wie die Mönche überhanpt Rath und Mittel hinreichend zu Gebothe haben, den dummen Pöbel in seiner stockfinstern Bewußtlosigkeit hinzuhalten: eben so treflich wußte auch unser Pater Prior seine Rolle mit Jetzern zu spielen. Die folgende Nacht kam er in seiner jungfräulichen Vermummung wieder, und brachte, wie er sagte, dem armen Tölpel etwas von dem Leinentuch, darin Christus in's Grab gelegt ward, und verband damit dessen Wunde, um den Schmerz, der freilich unleidentlich war, zu lindern.

Nun hatte aber der gute Tropf erst eine Wunde; und damit bei der Operation der übrigen vier Wunden sein erloschenes Vernunftlichtlein durch den Schmerz nicht etwa möchte angeflämmert werden: so ward ihm zuvor ein Schlaftrunk beigebracht. Dieses Getränke war zusammengesetzt aus dem Blute eines ungetauften Kindes; ferner aus einigen Körnern Weihrauch; aus geweihtem Salze und etwas wenigem Queckfilber; endlich aus den Haaren und Augenbraunen eines Kindes. Das al-

les,

les, mit noch andern betäubenden und giftartigen Ingredienzen, mischte der Pater Prior, unter magischen Zeremonien und Manipulationen, tüchtig durcheinander: dabei er sich mit Leib und Seele dem Teufel verschwor, damit er bei der vorhabenden Bewundmalung dessen Beistand und hilfreiche Mitwirkung unfehlbar erhielte.

Bauer. Ach Gott! was sind das für schaudervolle Sachen!!!

Pfarrer. Dieser Trank verfehlte die gehoffte Wirkung nicht. Jetzer versank in eine Art von Lethargie (Todtenschlaf!), während welcher die Mönche ihm die andern vier Wunden Christi so artig einnagelten, daß er nichts davon empfand. Der dumme Wicht hatte, als er beim Erwachen sich so außerordentlich begnadigt erblickte, eine entzückende Freude; mit gar niedlichem Wohlbehagen begaffte er jetzt jeden besondern Theil seines bewundmaleten Körpers: ei nun! dachte er, ich bin ja nunmehr in der That das leibhafte Ebenbild Christi.

Schlmstr. Ha, ha, ha, das ganze Zeug da schwebt mir bereits recht lustig vor den Augen. Da hätten wir nun, mittelst der drolligten Mönchsgauckelei, ja ordentlich zwei neue **Christusse**, den **Franz Seraph**, und unsern **Tölpel Jetzer**; anbei auch, damit sich die Sache doch **paarweise** verhalte, zwo **Christussinnen**, die Jungfer **Luzia**, und die Jungfer

Katharina. — — — Was begannen nun die sinnreichen Mönche mit unserm Schöpse noch ferner?

Pfarrer. Sie stellten, freilich zum bittern Aerger der Franziskaner, ihren bewundmaleten Frater auf den Hochaltar der Klosterkirche — zur öffentlichen Verehrung aus. Da hättet ihr nur sehen sollen, wie der geringe und große Pöbel sich herzudrängte, den Frater Jetzer, dieses Neo-seraphische Wunderding, zu begaffen und anzustaunen. — — Um dieses Wunder aller Wunder den Zuschauern vollends recht handgreiflich und augenfällig darzustellen, hatten die Dominikaner dem Jetzer solche künstlich zubereitete Getränke gegeben, dadurch der ohnehin schon hoch entzückte Schwindelkopf erst recht in Konvulsionen (gichterische Zuckungen) verfiel; und gleich mitunter begann eine neue Komödie. Aus einem Marienbilde, dem auf die Wangen ziemlich natürliche Thränen hingemalt waren, vernahm man unversehens eine deutliche Stimme. Welch' ein abermaliges Wunder! — ! — Aber vernehmt. Diese Stimme ward, mittelst einer hinterwärts angebrachten Röhre, durch den Mund des Bildes, und ebenfalls mit Hilfe eines andern Röhrchens, durch das Mäulchen des Jesuskindleins hervorgebracht; welches ganze Kunststück der Prior im Hinterhalt dirigirte. Nun fragte das süße Jesulein seine Mutter: „Warum weinest du denn?" — „Ach!"

antwortete das Mutterbild, „ich weine über die Gottlosigkeit der bösen Franziskaner, welche mir eine Ehre beilegen, die doch nur Dir allein gebührt; weil sie behaupten: ich sey ohne Erbsünde empfangen und gebohren — das doch nicht wahr ist.“ . . . .

Die Dominikaner setzten ihre nächtlichen Bubenstreiche auf eine so tolle und mitunter auf eine so plumpe Manier fort, daß Jetzer, ein so hirnloser Dummkopf er übrigens war, doch zuletzt den Betrug merkte. Ja! als einsmal der Pater Prior um Mitternacht wieder in Gestalt der heiligen Jungfrau, mit einer Krone auf seinem dicken Scheitel, erschien: fehlte wenig, und Jetzer hätte das Gespenst, welches ihn immer so unberufen aus dem süßen Schlafe aufschreckte, beinahe erwürgt.

Jetzt hatten die Mönche alle Ursache, zu befürchten; ihr so lange geäffter Frater könnte die ganze Büberei entdecken, und sie somit um allen Vortheil ihres satanischen Blendwerkes bringen. Sie suchten ihn daher, unter Versprechung goldener Berge, zur strengsten Verschwiegenheit sowohl, als auch noch ferner zum willfährigen Werkzeuge ihres verfluchten Spiels zu verpflichten: wozu sich Jetzer, wenigstens dem Scheine nach, bereden ließ. Da jedoch die Dominikaner auf die Treue seiner gänzlichen Verschwiegenheit nicht rech-

nen zu können glaubten; so faßten sie den Entschluß, durch Vergiftung ihn insgeheim auf die Seite zu schaffen. Allein sein fester, robuster Körperbau hatte alle ihre unmenschlichen Vergiftungsanschläge, die sie zu fünf Malen wiederholten, vereitelt. Einsmal händigten sie ihm vergiftetes Brod zu; da es aber schon des andern Tags schimmelicht und grün war: warf er ein Stück davon den Jungen einer Wölfin, die man im Kloster hatte, vor, und bemerkte, daß solche gleich darauf starben. Ein andersmal vergifteten sie ihm eine konsekrirte Hostie; weil er sie aber, kaum als er sie niedergeschluckt hatte, wieder von sich geben mußte: kam er abermal mit dem Leben davon.

Um den fernern Mordanschlägen seiner kanibalischen Mitbrüder zu entgehen, sah er kein anderes Rettungsmittel vor sich, als eine schnelle Flucht: und bei der nächsten Gelegenheit entwischte er glücklich aus dem Kloster; warf sich freiwillig der Obrigkeit in die Arme; entdeckte den ganzen Verlauf des unerhörten Betrugs; die Sache ward bald erhoben und erwiesen: und der Pater Prior mit seinen drei saubern Gehilfen erst der geistlichen Würde beraubt, sodann den letzten May 1509 lebendig verbrannt.

Bauer. So einen schreckbaren Anblick das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen gewähren mag; kann ich doch diese Auswürflinge der Menschheit unmöglich eines Bedauerns würdig halten.

Pfar-

Pfarrer. Kurze Zeit darnach starb Jetzer zu Konstanz. Wäre sein Ende früher, als er der Betrügerei auf die Spur kam, und den Klauen seiner unnatürlichen Mitbrüder zu entschlüpfen Gelegenheit fand, erfolget: ohne allen Zweifel würde dies scheußliche, verfluchte Mönchsgespuck, das in mancher Hinsicht listig genug eingefädelt war, der Nachwelt als ein erstaunliches Wunder empfohlen und angepriesen worden seyen.

Schlmstr. Mein Gott! mit welch' einem entsetzlichen Mönchswust mußte doch die Welt übertüncht und besudelt gewesen seyn! — ! — Wahrlich! Luther mußte Herkules Kräfte haben, um diesen veralteten und hochaufgethürmten Unrath auch nur zum Theil auszumisten.

Pfarrer. Alles, so weit sein starker Reformationsarm reichte, durchrüttelte er ziemlich tüchtig; dafür aber jetzt Pabst- und Mönchthum zu dessen Untergang sich verschworen: zu dem Behufe nahm vordersamst Leo die Zuflucht zu seiner heiligväterlichen Machtvollkommenheit, und verdammte den 15. Juni 1520 Luthers sämtliche Schriften zum Feuer; auf ihn selbst aber schleute er am 4. Jener 1521 seine Bannstrahlen, und erließ zugleich an alle Erzbischöffe, Bischöffe und Geistliche den ernstgemeinten Befehl: „daß sie, wenn sich die Ketzermeister deshalb bei ihnen melden würden, innerhalb 3 Tagen Luthern, und alle seine Anhänger, an Sonn- und Feiertagen in

ihren Kirchen vor allem Volke, unter Läutung aller Glocken und bei abgebrannten Kerzen, die man auslöschen, zur Erde werfen, mit Füssen tretten, und zu drei Malen steinigen müsse, für verfluchte Ketzer erklären sollten.

Schlmstr. Die Kerzen mit Füssen tretten? sodann dreimal steinigen?? O! ihr armen Kerzen, was müßt doch ihr verschuldet haben? — ! — Nein! das hätt' ich mir nie vorgestellt, daß Päbste und Römlinge die Tollheit so weit treiben könnten!!!

Bauer. Immerhin! so fürcht' ich jetzt doch für Luthern alles Arge; und wie sollt' ich das nicht, nachdem die wilden Bannstrahlen der Päbste schon so manchen Kaiser unmächtig niederdonnerten?!

Pfarrer. Nicht so bei Luthern, der dadurch vielmehr mit erneuertem Muthe beseelet ward. Da nemlich sein Scharfblick vorhinein ermessen konnte, daß der römische Pabst, auf ungestümme Zudringlichkeit seiner Widersacher, demnächst einen fürchterlichen Bannfluch wider ihn hervorsprudeln würde: so verwahrte er sich dagegen mit folgendem unerwarteten Machtstreich. Jenes Buch, darin alle seit Jahrhunderten herrschende Anmassungen, Staatseingriffe, Religions- und Gewissenstirannei der Päbste in **Eins** gesammelt, und der gesamten christlichen Welt als unantastbare Gerechtsame des römischen Hofes aufgedrungen wurden — dieses

ses Buch nun, das man gemeiniglich „*Jus canonicum*“ — oder „Kirchenrecht“ betitelt, ergreift Luther nebst der päbstlichen Bulle vom 15. Juni 1520; geht damit, in Begleitung mehrerer Universitätsglieder und einer großen Volksmenge, vor Wittenbergs Thore hinaus; errichtet da einen Scheiterhaufen; wornach er am 10. Dezember 1520 diesen ganzen römischen Quark — in's Feuer wirft.

Durch diese immerhin auffallende Thathandlung legte er nun öffentlich an den Tag, daß er dem römischen Pabste, der weder von Vernunftgründen, noch minder aber von der göttlichen Wahrheit aus der Schrift etwas hören und wissen möge, nicht ferner mehr unterworfen seyn wolle: und daß also jene Bulle vom 4. Jener 1521, die bereits aus Rom unter Wegs war, keine gesetzliche Kraft mehr wider ihn haben könnte.

Anbei aber hatte er seinem kühnen Schritte eine Appellation vom Pabst an ein allgemeines und freies Konzilium vorausgeschickt, als einen Beweis, daß er, obwohl dem päbstlichen Uebermuthe widerspenstig, doch keineswegs von der katholischen Kirche überhaupt sich trennen wolle; falls sich diese nur für eine heilsame und durchaus nothwendige Reformation geneigt und empfänglich zeigen würde.

In einer bald darauf erschienenen Schrift vertheidigte Luther seine rasche That, und führte unter mehrern Beweggründen dazu auch diesen an:

„Weil die Papisten (Päbstler!) seine Bücher verbrennet hätten, und der Wahrheit dadurch Schaden zugewachsen; bei dem gemeinen Volke aber ein verderblicher Wahn entstehen möchte: so habe er, um andere in der Wahrheit zu verstärken und zu erhalten, die Bücher der Widersacher gleichfalls verbrennet.“ . . . Ausser mehrern Ursachen und gleichsam zum Ueberschuß, hob er noch 30 der verabscheuungswürdigsten Sätze aus dem päbstlichen Kirchenrechte aus, die das Verbrennen desselben nothwendig geheischet hätten. Die vorzüglichern solcher höchst ärgerlichen Sätze lauten: „Der Pabst und die Seinen sind nicht schuldig, Gottes Gebothen unterthan und gehorsam zu seyn.“ — „Die Sonne bedeutet die päbstliche; der Mond die weltliche Gewalt in der Christenheit.“ — „Wenn der Pabst auch so bös wäre, daß er unzählige Menschen zu großen Haufen dem Satane zuführte; dürfte ihn dennoch Niemand darum strafen.“ — „Nächst Gott liegt die Seligkeit der ganzen Christenheit an dem Pabst.“ — „Der Pabst hat nicht von der Schrift; sondern die

Schrift

Schrift von ihm glaubwürdigen Bestand, Kraft und Giltigkeit." — „Der Pabst hat Macht, die heilige Schrift nach seinem Willen zu deuten." — — —

Schlmstr. Himmel! welch' eine Litanei von Kirchengesetzlichen (!!!) Gotteslästerungen! — Bei Gott! solche schauerliche Lehrsätze verdienten nicht blos vom irdischen; sondern vom ewigen Feuer verzehret zu werden! — ! — Wer sollte sich, bei solchen Ansichten, über die willige Aufnahme und Verbreitung des von Luther begonnenen Reformationswerkes wohl noch wundern?!

Pfarrer. Seine Lehren und Grundsätze fanden wirklich allenthalben um so mehr Eingang, da seine Schriften, trotz der angedrohten päbstlichen Bannflüche, bereits in Frankreich, Brabant, England, sogar in Italien und Spanien, häufig aufgekauft und gierigst gelesen wurden.

Leo X. hätte verzweifeln mögen, daß seine vatikanischen Blitzesstrahlen an diesem Bettelmönchlein so ganz unkräftig niederfielen und zerplatzten: zudem hatte er allen Grund zu fürchten, der muthige Luther könnte wohl noch gar Roms Weltthron in seiner Grundfeste mächtig erschüttern. Um nun solch' einer argen Gefahr in der Zeit zu begegnen, suchte er jetzt des deutschen Reichsoberhaupts hilfreichen Beistand nach. Und Karl V., obschon

der Pabst erst kürzlich durch unrühmliche Machinationen dessen Wahl zum Kaiser recht eifrig zu hintertreiben getrachtet hatte, vergaß gleichwohl großmüthig darauf, und verhieß sein Möglichstes, Luthers Lehre zu unterdrücken. Hierzu mag aber Karl mehr einen politischen Beweggrund, als eine eigentliche Abneigung gegen Luthers Grundsätze, denen er, in Betreffe des päbstlichen Uebermuths, selbst insgeheim beipflichtete, im Augenmerk gehagt haben: er besorgte nemlich nicht so ganz unrecht, daß mit Einführung und Festsetzung eines neuen Religionsgebäudes, auch für ihn und seine Erblande eine bedenkliche Staatsreform sich zugleich veranlassen möchte.

Dem zufolge veranstaltete Karl 1521 einen Reichstag nach Worms; und Luther wurde zur Verantwortung dahin zitirt. Seiner persönlichen Sicherheit halber ward ihm jedoch ein kaiserlicher Geleitsbrief zugefertigt, den sein Kurfürst, Friedrich der Weise, bei Karln auswirkte. — Der Pabst säumte keinen Augenblick, einen Legaten, in der Person des Kardinals Alexander, dahin zu senden, der mit allen nur erdenkbaren römischen Praktiken den verhaßten Luther in die Luft zu zerstäuben streben sollte. Dieser ultramontanische Dekretalist holte aber bald die unangenehme Erfahrung ein, daß es mit seinem Vertilgungs-Auftray etwas schwer halten würde; denn kaum hatte er den deutschen Boden betreten, als er schon

hier

hier und dort für die Sicherheit seiner eigenen Haut wachbar seyn mußte: so bitter böse waren die Deutschen allbereits auf jeden, von dem sie nur wußten, daß er ein päbstlicher Römer wäre. Seiner fernern Sicherheit wegen getraute sich der Herr Kardinal nicht anders, als unter dem kaiserlichen Gefolge die Reise fortzusetzen: gleichwohl mußte er, weil ihn selten Jemand aufnehmen wollte, manchmal mit einer unreinlichen und armseligen Herberge sich behelfen. — Ganz anders verhielt sich die Sache bei Martin Luther. Wo man wußte, daß er durchreisete, lief Jung und Alt herbei, diesen seltenen, berühmten Mann zu sehen, und ihm Ehrfurcht zu zollen. Ueberall ward er mit Lobeserhebungen überhäuft: seine ganze Reise von Wittenberg bis Worms hatte das Ansehen eines Triumphzuges.

Den 16. April langte Luther in Worms an, und bekam von vielen hohen Standespersonen bis in die späte Nacht hinein Besuche. Des andern Tags ward er vor die Reichsversammlung gefordert. Auf dem Wege dahin klopfte ihm der berühmte Feldmarschall von Frunsberg auf die Schulter, mit den Worten: „Münchlein! Münchlein! du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aufrechter Meinung, und in deiner

Sache gewiß: so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost; Gott wird dich nicht verlassen." . . . . !

Jetzt war er also vor der Versammlung erschienen. Hier legte man alle seine Schriften, die er zeither durch den Druck an das offene Tageslicht befördert hatte, ihm vor, deren Inhalt zu widerrufen er aufgefordert wurde. „So lange man ihn," war seine Einwendung, „nicht aus der heiligen Schrift, und aus klaren Vernunftgründen des Entgegengesetzten überzeuge: könne und werde er seine Lehre und Behauptungen nimmermehr zurücknehmen." — Als man aber, anstatt der Ueberzeugung, mit drohendem Ernste auf einem unbedingten Widerrufe verharrte: da zeigte sich jetzt Luther mit einem Male in seiner vollendeten Stärke und Entschlossenheit; indem er mit der ruhigen Mine eines hocherhabenen Geistes sprach; **„Hier steh' ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!"**

Bauer. Daß man denn aber jetzt zu Worms eben so wenig als wie dort zu Konstanz bei Hussens Affaire, von der heiligen Schrift hören und wissen wollte? So eine ernsthafte Angelegenheit, däucht mir, sollte ja doch der Mühe gelohnt haben! oder konnte man vielleicht Luthern aus der Schrift wirklich keines Irrthums überführen?

Pfarrer. Getroffen, mein lieber Kirchenbauer! das ist es eben. Man wußte kaum, daß

eine

eine Bibel in der Welt existire. Selbst denen, die sich damals die Gelehrtesten zu seyn dünkten, waren nicht einmal mit ihrem eigentlichen Inhalte bekannt. Nach öffentlichem Bekenntniß getraute sich sogar ein Doktor auf der Universität (Sorbonne) zu Paris, die doch für die Mutter aller europäischen hohen Schulen passirte, mit Luthern in keinen Disput über die heilige Schrift sich einzulassen. Die ganze Gelahrtheit eines damaligen Theologen bestund fast einzig darin, daß er das saubere „*Jus canonicum*“ — nemlich die in einem dickbeleibten Buche wild durcheinander zusammengestoppelten meistentheils sich selbst widersprechenden, aber doch immer stolz vorgetragenen Lehrsätze, und Vorschriften der römischen Päbste, treulich im Gedächtniß hatte, und mit kauderwälschen Subtilitäten recht derb und unverschämt um sich zu werfen verstund. — Erst bei Gelegenheit des durch Luther begonnenen ernsthaften Reformationsgeschäftes ward man ordentlich wider Willen genöthiget, die Bibel aus den dickbestäubten Bibliotheken hervorzusuchen, und nach Möglichkeit in den Inhalt ihres Wortverstandes sich einzustudieren. Wollte vorhin sich Jemand damit befassen; gleich schrie man: „Der macht Neuerungen; der ist ein Ketzer; der christkatholischen Religion steht — durch Bekanntmachung des neuen Testamentes — eine große Gefahr bevor.“

vor." — — — Viele Mönche hielten die Bibel für ein sehr schlimmes Buch, das mit vielen Irrthümern angefüllt wäre. Mit welch' elenden Spitzfindigkeiten dagegen, und mit welchen skandalösen Ungereimtheiten diese theologischen Klopffechter, so recht nach wilder Matrosenmanier, sich herumborten; will ich euch nur Ein- und Anderes anführen.

So z. B. fochten und disputirten sie gewaltig untereinander über der Ausmittelung folgender Fragsätze: „Auf welche Art und Weise und binnen welcher Zeit Christus im Leibe der Jungfrau Maria zur Zeitigung gelanget?*) Ob in der göttlichen Zeugung ein Stillstand gewesen sey?" — „Ob dieser Satz möglich sey: „Gott Vater hasset den Sohn?" — „Ob sich Gott mit einem Weibe, mit einem Teufel, mit einem Esel, Kürbis, oder mit einem Kiselsteine persönlich hätte vereinigen können? Wie der Kürbis würde geprediget und Wunder gethan haben, und wie er hätte müssen gekreuziget werden? — — — Ferner: „Was Petrus konsekrirt hätte, wenn er zu der Zeit würde konsekrirt haben, als Christus am Kreuze hieng? Und ob zu ebenderselben Zeit Christus ein Mensch habe genennet werden können?" — — — Bauer.

*) S. „Erasmus Lob der Narrheit."

Bauer. Ach pfui! welch' schandvolle und gottlose Sachen sind das nicht! — ! — Und darüber stritten sich die damaligen Gelehrten?

Pfarrer. Und das recht heftig und mit barem Ernste. Was übrigens ihre Moral (Sittenlehre) taugte, beweis der einzige Satz: „Es sey," behaupteten sie, „**eine geringere Sünde, tausend Menschen todtschlagen, als nur ein einziges Mal am Sonntage einem Bettler die Schuhe flicken.**" . . . *) Hieraus, Freun-

*) In wieferne noch Mancher unserer Moralisten von den damaligen sich ausnehme, möge nachstehendes Paar Anekdoten dienen.

Ein gewisser Professor der Moral behauptete unter andern paradoxen Seltenheiten: „**Man versündige sich wider das erste Geboth der Kirche, wenn man an einem Feiertage die Haare schneide.**"

— — —

Wiederum! Einstmal ward ein theologischer Candidat in der Lektion (wie man da sagte) aufgerufen, und über „Conscientia timorata" (Gewissensängstlichkeit) examinirt. Hiernach (ganz nach voitischer Methode!) setzte der Professor folgenden Casus: „**Ein altes Mütterchen beichtet Ihnen: sie habe neulich einen Strohhalm quer über dem Wege liegend angetroffen; und nachdem sie eine gute Strecke davon wäre entfernt gewesen, sey ihr der Gedanke gekommen: es wäre wohl möglich, daß Jemand über den Strohhalm hinüberfiele und — den Fuß bräche.**" — **Wie haben Sie jetzt,**" fragte der Prof., **mit dem guten Mütterchen vorzufahren?**" — Der Candidat konnte sich des Lachens kaum enthalten. Indeß mußte er seine Meinung von sich geben. „Das ist," erwiederte er, „nicht mehr Conscientia timorata, sondern scrupulosa: folglich muß man einem solchen Beichtkinde dergleich-

Freunde! möget ihr ersehen, in welcher Riesenkraft Luther diesen elend verkrüppelten Wissenschaftlichkeits-Zwergen gegenüber stund; und auf dieser ihr Ansinnen hätte nun Luther seine auf Vernunft und Offenbarung nach seiner Ueberzeugung, gegründete Religionslehre ohne weiters widerrufen sollen: und ward, weil er sich dessen weigerte und — weigern mußte, auch hier zu Worms für einen hartnäckigen Ketzer deklarirt.

Mit Heftigkeit drang jetzt der päbstliche Legat in den Kaiser, er sollte dem Luther den Sicherrheits-

---

skrupulöse Grillenfängerei durchaus zu benehmen sich angelegen seyn lassen. — Uebel getroffen! Das gute alte Mütterchen hätte — juxta Conscientiam timoratam (gemäß der Gewissensängstlichkeit?—!—) ohne weiters das Stück Weges wieder zurückmachen, und den in ihren (Gewissens)-Augen so gefährlichen Strohhalm bei Seite räumen sollen — — — O jemini! o jemini!! welch' eine moralische Strohdrescherei . . . . . ! (So eben bekomme ich die vortreffliche Schrift: „Das System der kirchlichen Hierarchie nach den Bedürfnissen des Zeitalters bearbeitet," zur Hand. Wie so sehr recht hat der Verfasser, daß er, nachdem er die elende Examinir-Maxime der bischöflichen Ordinariate pro ordinatione clericali, et cura pastorali mit einem bündigen, aber auch eben so verdienten Invektive gewürdiget hat, endlich Seite 500 sagt: „Wenn hier viele Volkshirten eine schöne Ausnahme machen, so ist dieß ihrer eigenen, anderswoher erhaltenen Bildung zuzuschreiben.") Wenn ein jeweiliges Ordinariatspersonale anders noch offenen Sinn und Empfänglichkeit für unbefangene und freimüthige Wahrheitsstimme hat, so soll wahrlich ein jeder dieser betreffenden Herren vor allem andern diese Schrift sich anschaffen, in den sistematischen Inhalt sich einstudiren, alles wohl beherzigen, und sich darnach — modifiziren.

heitsbrief brechen, damit man mit diesem verstokten Erzketzer nicht minder streng verfahren könnte, als man vormals mit Huß zu Konstanz verfahren war. Allein vergebens! die Anzahl der Geistlichen bei dieser Reichsversammlung war zu gering, als daß sie den Legaten hätten unterstützen können: überdies war auch Karl mehr Mann als Kaiser Sigmund, und eines zu festen und ehrliebenden Karakters, als daß er solch' einem unmenschlichen Ansinnen hätte Gehör verleihen, und seinem Namen in den Jahrbüchern der Nachwelt einen unvertilgbaren Schandfleck anhängen wollen. Unangefochten ließ er Luther, unter abermaligen sichern Geleite, seinen Heimweg ziehen. Nachher aber, damit er gleichwohl diesen nunmehr doch erklärten Erzketzer nicht zu begünstigen schien, verhängte er über ihn die Reichsacht oder wie man sich in der gemeinen Redensart auszudrücken pflegt, erklärte ihn für vogelfrei; ohne jedoch mit ganzem Ernste auf die Vollstreckung dieser harten Sentenz zu dringen.

Bauer. Aber mein Gott! ich befürchte für den guten Luther jetzt doch alles Arge. Werden die schlimmen Mönche, und die erkauften und — freiwilligen Spionen des römischen Hofes, nicht auf allen Wegen und Stegen ihn belauert haben, um ihn aufzuheben, und entweder lebendig oder todt dem Pabst zu überliefern?

Pfar-

Pfarrer. Euer Besorgniß, mein guter Kirchenbauer! ist diesmal so grundlos eben nicht; denn leicht hätte sich etwas solches zutragen können. Indeß aber hatte auf der andern Seite Luther immer auch wieder seine Freunde und mächtigen Gönner, die ihn, vor dergleichen gefahrvollen Nachstellungen kräftig schützten. Kurfürst Friedrich, der dieses über seinem geschätzten Professor schwebende Hochgewitter voraussah, ließ ihn auf der Herreise von Worms, am 4 May 1521, von zwei verkleideten Rittern mit verstellter Gewalt aufheben, und auf das feste Schloß Wartburg, unweit Eisenach, in Sicherheit bringen.

Hier nun, wo er in ungestörter Ruhe vor seinen Feinden lebte, bediente sich Luther dieser stillen Einsamkeit so ganz zur allmähligen Wiederherstellung der so einfachen, vom Mönchswust zu reinigenden Christusreligion; zu welchem Behufe er einige Bücher schrieb. Seine allerschätzbarste Arbeit aber, womit er sich hier befaßte, war die Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem lateinischen in's Deutsche. Hierdurch geschah es, daß dieses allervortrefflichste Buch auch dem gemeinen Volke in die Hände kam. Sohin konnte es nicht fehlen: Luthers Lehren und Grundsätze mußten Riesenschritte gewinnen; denn Jedermann sah nun ein, und lernte selbst beurtheilen: daß die zeitherige Ablaßkrämerei, und andere dahin einschlägige frömmelnde Gauckelspiele, das alles man dem rei-

chen

chen und armen, dem niedern und vornehmen Pöbel seit Jahrhunderten als eine so kostspielige Religion zugemuthet hatte, wirklich nichts anders wären, als boshafte Erfindung und beutelschneiderischer Betrug des unersättlichen, geldgierigen Mönchs = und Pabstthums: und daß man dem geäfften Volke mit geflissentlicher Verboßtheit die reine, prunklose Christusreligion entrückt habe, welche Religion von ihren Bekennern nicht Geld und Schätze als Opfergaben; sondern schlechthin nur ein gebessertes Herz, möglichst unbescholtenen Wandel, und menschenwürdiges Verhalten gegen Jedermann, darin eigentlich allein die Religion oder ächte Gottesverehrung besteht, fordert und haben wolle. Sofort erkannte man auch: daß es Luther mit der bis daher in so dichter Finsterniß wandelnden Menschheit eben so redlich als herzlich meinte, und sie nur wieder mit der hellen ungetrübten Quelle des urspünglichen Christenthums bekannt und vertraut machen wolle. — — — Seht, Freunde! nur die Bibel, in die Muttersprache des Volks übersetzt, konnte ein so erhabenes, menschenbeglückendes Werk zu Stande bringen. Kurz von der Sache: Luthers Bibelübersetzung gewährte seinem Unternehmen mit der zwanglosesten Schnelligkeit solche weitumgreiffende Fortschritte, die beinahe alle Glaubwürdigkeit übersteigen. Um das Ansehen und die Allmächtigkeit des päbstlichen Hofes schien es geschehen zu seyn; über wel-

welches Letztere selbst Karl eines heimlichen Wohlgefallens sich nicht soll haben erwehren können. Und wer wollt' ihm auch so etwas verdenken, da es ihm keineswegs unbewußt seyn konnte, was für schimpfliche Hudeleien, und sogar schauererregende Mishandlungen seine Vorgänger von den Päbsten stetsfort erdulden mußten. Ueberdies konnte er noch nicht vergessen haben, mit welch' tückischen Fuchswendungen erst neulich der Pabst Leo seine Wahl zum Reichsoberhaupt zu vereiteln getrachtet hatte. Darum wollen es einige wahrscheinlich finden: mit des Kaisers Vorwissen sey Luther nach Wartburg, wo er gegen ein Jahr verweilte, gebracht worden.

Während nun so Luthers ausgestreuter Saame des ordentlich neuerstandenen Evangeliums schon in entfernten Ländern, und fast in aller Herzen Wurzel faßte, und erfreuende Blüthen zu treiben begann: gieng Pabst Leo X. im Jahre 1522 mit Tod ab. Durch eine zufällige Wendung weil die Kardinäle, eines nebenbuhlerischen Partheigeistes wegen, über ihrem Wahlgeschäfte nicht übereins kamen, ward jetzt der Kardinal Hadrian, Karls ehevoriger Lehrer und Erzieher, auf den päbstlichen Stuhl befördert? das um so mehr befremden muß, da er ein gebohrner Deutscher war.

Hadrian zeigte aber auch gleich dadurch seinen geraden deutschen Biedersinn, daß er bei Besteigung des römischen Thrones, gegen die zeitherige

Sit-

Sitte, seinen Namen ungeändert beibehielt. In der fortlaufenden Reihe der Päbste, die sich, mit Verwechselung ihrer Namen, „Hadriane" nannten, war er der Sechste. Pabst Hadrian VI. nun gab sich, um seiner, wie er meinte, nunmehr unerläßlichen Amtspflicht Genüge zu thun, alle mögliche Mühe, die Verbreitung der neuen, dem päbstlichen Stuhle so gefährlichen Lehre einsweilen wenigstens zu hemmen. Er gieng dabei mit Nachdruck, doch aber auch mit vernünftiger Bescheidenheit zu Werke.

Ueber der erneuerten Religionsangelegenheit, wie man es nach dem natürlichen Gange der Dinge auch nicht anders erwarten konnte, waren bereits heftiger Widerstreit, mitunter auch blutige Verfolgungen zwischen den Anhängern Luthers, und den interessirten Verfechtern des römischen Hofes vorgefallen. Schlimmern Auftritten, die noch zu erwarten stunden, glaubte man vorbeugen zu können durch einen anderweitigen Reichstag, der gegen Ende des Jahrs 1522 zu Nürnberg zu Stande kam. Als dort der päbstliche Legat Cheregat angekommen war, überreichten ihm die Fürsten hundert Hauptpunkte als eben so viele Beschwerden wider den römischen Hof: womit sie zugleich die Forderung eines freien, unabhängigen Konziliums und zwar in Deutschland, verbanden. Und wie froh' meine Freunde! muß es Einem das Herz erheben, daß Hadrian VI. wirklich die gerade Red-

lichkeit und offene Biederkeit, welche zwei Nationaltugenden den Deutschen von jeher eigenthümlich waren, auch als Pabst nicht verläugnete. — — Durch seinen Legaten legte er den versammelten Fürsten und Ständen das unverhaltene, freimüthige Geständniß ab, daß an gegenwärtigem Religionszwiste, und den dadurch veranlaßten Unordnungen lediglich nur die Ausschweifungen des römischen Hofes Schuld wären. Doch zum sprechenden Belege dafür wollen wir nur gleich selbst dessen wörtliche Aeußerung vernehmen: „Wir wissen," ließ er durch seine, dem Cheregat aufgegebene Instruktion bedeuten, „daß bei dem römischen Stuhle schon viele Jahre her abscheuliche Dinge vorgegangen, als Misbräuche in geistlichen Sachen; Exzesse in ertheilten Vollmachten, Uebertretungen der Gebothe; und daß alles in's Schlimme verwandelt worden. Es ist daher kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte auf die Glieder, und von den Päbsten auf die untergeordneten Prälaten sich verbreitet hat. Wir alle, Prälaten und Geistliche, haben unsere Wege verlassen, und ist lange Keiner gewesen, der Gutes gethan, nicht ein Einziger. Darum ist vonnöthen, daß wir alle Gott die Ehre geben, und zu-

erst

erst uns demüthigen. Soviel uns betrift, kann man die Versicherung thun, daß Wir allen Fleiß anwenden wollen, daß zuerst der römische Hof, von woher vielleicht (??) alles Uebel gekommen ist, reformirt werde, damit, so wie eben daher das Verderben auf alle Niedere gekommen, also auch aus dieser Quelle die Gesundheit und Verbesserung zufließen möge. Das zu besorgen, sind wir um desto mehr verbunden, je größer das Verlangen ist, welches alle Welt nach dergleichen Reformation traget." — — —

Bauer. O! warum saß nicht stetsfort ein Deutscher auf dem Stuhle Petri! gewiß, nie oder höchst selten würde die christliche Welt mit so schaudervollen Greuelszenen heimgesucht worden seyn!

Pfarrer. Sehr wahr. Auch wäre die Nothwendigkeit einer Kirchenreform, durch Luther bewirkt zu werden, zuverlässig nicht eingetretten; noch minder aber würden Millionen unschuldiger Menschen ein erbarmungswürdiges Schlachtopfer elender Religionsklopffechter geworden seyn. Zwar hatte man bei so aufrichtigen und edelmüthigen Gesinnungen, die Pabst Hadrian nun einmal an den Tag gelegt hatte, und zu derer Realisirung (Bewirklichung) er allen guten Willen verrieth, hinreichende Ursache, in Ansehung einer heilsamen

Kirchenreform ziemlich erwünschlichen Erfolg sich zu versprechen; aber leider! ward man in seiner so froh gehegten Hoffnung nur allzubald getäuscht. Das Korps der Kardinäle, und die Kurialisten waren über Hadrians freimüthiges Geständniß auf dem Reichstage zu Nürnberg ganz übel zu sprechen, so daß sie ihn der Unwissenheit, und wohl gar eines Blödsinnes in Regierungssachen bezüchtigten. „**Ein Regent,**“ sagten sie, **müsse nicht selbst die Blössen und Gebrechen seines Hofes aufdecken; sondern dieselben vielmehr dem aufmerksamen Auge des Volks wohlbedächtlich zu entrücken suchen.**“ . . . . ! Bald darauf mußte Hadrian VI. auf den päbstlichen Stuhl, dem er wirklich mehr Ehre, als vor ihm wohl schwerlich Einer, gemacht hatte, ewige Verzicht thun. Den 14. September 1523 starb er unvermuthet dahin.

Schlmstr. Nun da haben wir's! Ich wollte tausend an Eins retten, die wälschen Giftmischer haben ihn mit einer, ihnen schon geläufigen Vergiftungsmanier aus der Welt geschafft.

Pfarrer. Einige wollen es behaupten. —

Dessen Nachfolger, Klemens VII., war jetzt weit entfernt, ein so redliches Bekenntniß von der Verdorbenheit des römischen Hofes abzulegen. Zwar schickte er wohl auch einen Gesandten, in dem Kardinal Kampegius, auf den Reichstag; al=

allein mit ganz andern Verhaltungsregeln. Er hatte nemlich, im Falle die vorhin erwähnten hundert Beschwerden wieder in Anregung kommen sollten, seinem Legaten die Weisung gegeben, zu antworten: „Von dergleichen Beschwerdeführung habe der Pabst nichts in authentische und förmliche Erfahrung gebracht; nur von Privatpersonen habe er wohl so etwas, aber blos im Allgemeinen, sagen gehört.“ Begreiflicher Dinge bezeugten die Fürsten über solch' eine ausweichende nnd verschraufte Antwort ihr höchstes Misfallen.

Ob inzwischen gleich dem Kaiser eine kleine Demüthigung des päbstlichen Hofes nicht unerwünscht kam; sah er doch auf den schnellen Umgriff der neuen Lehre, die mit seinem beabsichteten Staatsinteresse sich nicht zu vertragen schien, mit schelen Augen hin. Sonach wollte er das Wormser Edikt, vermöge dessen Luther einsweilen sollte gefänglich angehalten und unschädlich gemacht werden, wirklich vollzogen wissen. Da aber schon mehrere mächtige Reichsfürsten Luthers Lehrsistem angenommen, und dasselbe in ihren Landen bereits eingeführt hatten: so blieb des Kaisers Zumuthung ohne Wirkung.

So sehr indessen Karl zu Gunsten des Pabstes vorfahren wollte, mit so schnödem Undanke begeg-

 ne-

nete ihm dieser: auf welch' eine empörende Art, sollte man kaum glauben. Doch vernehmt!

Franz I., König von Frankreich, hatte manche bedeutende Provinz, als Mailand, und besonders das schöne Herzogthum Burgund, dem deutschen Reich entrissen. Nach fruchtlosen Unterhandlungen wegen Herausgabe derselben, sollten endlich für Karls gerechte Sache die Waffen entscheiden: und das Kriegsglück wollte ihm auch so wohl, daß er in einer 1525 bei Pavia vorgefallenen Hauptschlacht den König Franz gefangen nahm, und ihn sodann nach Spanien in gefängliche Verwahrung schickte.

Dieß große Ereigniß verursachte nirgends eine unangenehmere Sensation, als zu Rom. Der Pabst Klemens VII. hatte schon längere Zeit her, theils im verborgenen, theils öffentlich, die feindseligsten Plane wider den Kaiser geschmiedet; dagegen dem König von Frankreich zu seinen ungerechten Unternehmungen allen nur erdenklichen Vorschub gethan.

Uebrigens blieb jetzt dem König Franz die Wahl zwischen schimpflicher Gefangenschaft, oder der Verzichtleistung auf erwähnte Provinzen. Beides kam ihm gleich schwer an. Doch der Pabst hatte es übernommen, in dieser verzweifelten Lage Rath zu schaffen. Zuvörderst ließ er dem König wissen: er möge nur machen, daß er auf irgend eine geschmeidige Art seiner Gefangenschaft los wer-

werde; daher er ohne alle Bedenklichkeit in jedes Ansinnen willigen sollte. Im übrigen werde schon dafür gesorgt werden, daß er seine eidliche Zusage zu halten nicht werde verpflichtet seyn.

Mit dieser schon zum voraus versicherten Lossprechung von Eid und Treue, geht jetzt König Franz zum Altar und — schwört auf das heilige Evangelium: daß er die ihm vorgelegten Bedingnisse — samt und sonders — gewissenhaft und unverletzt halten wolle. Nicht sobald war er auf freiem Fusse, als schon Klemens einen Gesandten an ihn abfertigte, seiner Befreiung wegen ihm Glück wünschte, und die Absolution von seiner eidlich gemachten Zusage ertheilte.

Dieser Pabst, Klemens VII. trieb seine politische Feindseligkeiten gegen den Kaiser noch weiter. Er schloß ein Bündniß mit dem König Franz I. von Frankreich, mit dem König von England, den Venezianern, den Florentinern, und den Schweizern, welches, weil der Pabst das Oberhaupt davon war, die heilige Liga (Bund) genannt wurde. Wirklich ließ er seine Truppen, in Verbindung mit den Venetianern, ins Mailändische wider die Kaiserlichen anrücken. Jetzt jagten aber die Deutschen diese wälsche Soldaten-Truppe wie scheue Hämmel vor sich her, des festen Vorsatzes nun selbst auf Rom loszumarschieren, und mit dem Pabst, als dem alleinigen Urheber alles Unheils, ein ernsthaftes paar Worte zu sprechen. Zwar

hat

hatten die Generäle von ihrem allzuweit entfernten Kaiser, denn er hielt sich während allen diesen Unruhen immer in Madrid auf, den gemessenen Befehl, die fernern Feindseligkeiten einzustellen; allein die nun einmal höchst erbitterteten Deutschen, darunter sich sehr viele Freunde und Anhänger Luthers befanden, waren von ihrem Vorhaben, das stolze, verrätherische Rom empfindlich zu züchtigen, durchaus nicht mehr abzubringen. Mit Blitzesschnelligkeit dringen sie vor; stürmen und erobern die treulose Stadt; plündern Kirchen, und recht vorzüglich die Paläste der Kardinäle und römischen Kirchenprälaten, wo sie eine ganz artige Beute von, wie man sagt, beinahe fünfzehn Millionen Thaler machten. Den Pabst selbst hielten sie in der Engelsburg, dahin er sich geflüchtet hatte, enge eingeschlossen. Den 6. May 1527 war das vorgegangen.

Bauer. Nun das wäre freilich ein recht herrlicher Sieg. Indeß aber — was wollten den jetzt die braven Deutschen mit dem römischen Pabst anfangen? — brauchen konnten sie ihn ja, meines Dafürhaltens, doch zu nichts! — ! —

Pfarrer. Nachdem er sieben Monathe lang in der unbehaglich schützenden Engelsburg eine strenge Kontumaze hatte erstehen müssen, erkaufte er sich endlich mit einer ansehnlichen Summe von den respektlosen Deutschen die Freiheit wieder. Anstatt in der Hinkunft sein heilig-

vä-

väterliches Waffenglück auf eine abermalige Probe zu setzen, hielt er jetzt für's rathsamste, recht friedfertige Gesinnungen dem arglosen Kaiser Karl vorzuheucheln, dessen trauteste Freundschaft er wirklich zu erschleichen wußte, und ihn dann dafür 1530 zu Bologna zum Kaiser krönte.

Das Jahr zuvor 1529 hatte Karl einen Reichstag nach Speier angesagt, wo er die Verordnung machte: „Niemand soll fernerhin von der altkatholischen (d. i. römischen!) Religion zur Lutherischen (evangelischen) übertreten. Wo die neue Religion schon eingeführt wäre, möge sie indessen, bis zur Entscheidung eines künftigen Konziliums, geduldet (tolerirt) werden; dabei aber die Ausübung der katholischen Religion durchaus unangefochten bleiben. Das Evangelium soll in dem von der (römischen!!) Kirche angenommenen Sinne stetsfort geprediget werden. Die Messe sollte, wie bisher, unverändert beibehalten werden."

Diesen Reichstagsschluß hielten die Freunde der lutherischen Lehre für zu hart und unerträglich. Denn sie muthmaßten, daß man sie mit dem Versprechen eines demnächst zu haltenden Konziliums nur aufziehen und äffen wolle: und daß man eher alles andere vom römischen Pabst erlangen würde, als eine von ihm unabhängige, ganz freie Kirchenversammlung; weswegen sie wider diesen Schluß feierlich protestirten. Von dieser Protestation hießen sich nun alle, die das päbstliche Joch abschüt-

schüttelten, und zur Lehre Luthers sich bekannten, „Protestanten."

Für das Jahr 1530 schrieb Karl wieder einen Reichstag nach Augsburg aus, auf dem er in eigener Person sich einzufinden versprach. Eben um diese Zeit verweilte er noch zu Bologna, wo er bei Gelegenheit der Kaiserkrönung über den Religionszustand manche Unterredung mit dem Pabste pflog, und dabei auf eine baldige Zusammenberufung eines Kirchenraths drang; davor aber Klemens ordentlich die Wasserscheue hatte. — Euch Ein- und Anderes dieser Unterredungen mitzutheilen, halt' ich nicht überflüssig. Nebst mehrern nichtswürdigen Ausflüchten wegen eines Konziliums sagte der Pabst: „Manche Dinge, worüber gestritten würde, wären verworren (?!) und litten keine Untersuchung. (Freilich seiner Börse wegen!) — Andere beruheten auf päbstlicher Dispensation: folglich sey es unnöthig, darüber zu disputieren. Die schädlichen Neuerungen müßten mit Gewalt, und ein so verzweifelter Schaden (für die römische Schatzkammer!) durch strenge Mittel geheilt werden." —— Der kaiserliche Kanzler Gattinara, ein edler helldenkender Greis, war jetzt im Begriff, auf solche fade Ausbeugungen zu antworten; als er aber vom Pabst mit wildem Ungestümm unterbrochen ward, nahm Karl selbst das Wort, und erwiederte mit etwas entrüsteter Freimüthigkeit: „Er läugne

nicht,

nicht, er sey noch ein junger Herr, und bediene sich deshalb des Rathes seines Kanzlers Gattinara, und anderer verständigen Männer; alle aber behaupteten die Nothwendigkeit einer Kirchenversammlung. Er selbst wäre der nemlichen Meinung, von der ihn weder Vorstellungen noch Drohungen ablenken würden. Der Verfall der Kirche liege am Tag; und es schicke sich nicht auf einen Pabst, zu sagen: einige Strittigkeiten litten keine Untersuchung. Gottes Wort sey deutlich und klar genug. Die Dispensationen kämen füglicher einem Konzilium zu. Beide Partheien müßten gehöret werden, wenn man nicht tirannisch verfahren wolle." . . . . So triftig diese Gründe waren, ließ sich doch Klemens so wenig eines Bessern überführen, daß er dem Kaiser jetzt vielmehr zumuthete: er sollte den Luther samt seinem Anhang erst mit allenfallsiger Gelindigkeit dem römischen Stuhle zu unterwerfen suchen; sodann aber mit Feuer und Schwert das verfluchte Ketzergesindel in Grund vertilgen. — —

Am 15. Juni 1530 hielt Kaiser Karl V. in Augsburg seinen Einzug. Hier nun überreichten ihm die protestantischen Fürsten und Stände den Hauptinhalt ihrer Religionslehre, welcher, nach

erhal-

erhaltener Begnehmigung des Kaisers, laut und öffentlich vor der zahlreichen hohen Versammlung abgelesen wurde. Diese feierliche Uebergabe des protestantischen Religionsinhaltes heißt man: „die Augsburger Konfession" oder „Glaubensbekenntniß." — Nach Verlesung derselben sagte der Kaiser: „Die Protestanten irren in den Glaubensartikeln nicht. Wenn die Geistlichen ihr Amt thäten, hätte man Luther nicht gebraucht." —

Das abgelesene Glaubensbekenntniß übergab jetzt Karl einigen römisch-katholischen Theologen zur Einsicht und Beurtheilung, welche nun, wie man es auch nicht anders vermuthen durfte, nicht ermangelten, dasselbe als ketzerisch und verderblich zu erklären. Auf dieses hin machten die Protestanten die Forderung: man möchte ihnen die von katholischen Theologen verfaßte Widerlegung ihres Glaubensbekenntnisses in Abschrift mittheilen, damit sie sich darnach auch wieder verantworten könnten. Als ihnen Karl ihren Gesuch abschlug, verfertigten sie eine Apologie ihrer Religionslehre, und wollten selbe dem Kaiser übergeben; der sie aber nicht annahm.

Zum Reichsabschied (letzter Hauptbeschluß eines jedesmaligen Reichstages) machte Karl den Protestanten das unbedingte Ansinnen: sie sollten ihren neuen Grundsätzen entsagen, und wieder

zur

zur alten Lehre der römisch = katholischen Kirche zurückkehren; im Weigerungsfalle würden sie sonst die Rache des Kaisers, als Beschützers der römischen Kirche, zu gewarten haben: denn sein unabänderlicher Entschluß hiermit sey, daß im ganzen Reiche die katholische Religion allein und ausschließend die freie und herrschende seyn, und übrigens Alles in seinem alten Stand verbleiben müsse.

Bauer. Sonderbar! Dieser harte Beschluß harmonirt mit Karls freimüthiger Aeußerung dort zu Bologna ja doch gar nicht! — Wie gieng denn das zu?

Pfarrer. So sehr solch' eine plötzliche Wankelmüthigkeit wirklich befremden muß, so unschwer läßt sie sich erklären. Karls sein vortreflicher Kanzler Gattinara, der ihn stets in einer billigen Mäßigung gegen die Protestanten zu erhalten verstund, war vor Kurzem mit Tod abgegangen. Wäre dieser weise Staatsmann nur noch einige Zeit am Leben geblieben, sicher würde ein so harter Reichsabschied nicht erfolgt seyn. Mehr denn ein Mal soll dieser edelgesinnte Greis sich haben verlauten lassen: „Er erbäte nichts eifriger von Gott, als daß der Kurfürst (von Sachsen), und seine Bundesgenossen beim Bekenntniß der Wahrheit beharren möchten; würden sie sich aber einschläfern, oder schrecken lassen: so würde er nie einen rech-

ten

ten Grund des Glaubens und der Seligkeit haben; sondern in steter Ungewißheit wallen." ....

Nun erst, nach dem Hinscheiden des rechtschaffenen Gattinara, gewannen die päbstlichgesinnten Theologen und Römlinge überhaupt freien Spielraum, den guten Kaiser von allen Seiten zu umlagern, sein römisch religiöses Gefühl immer mehr zu beschleichen und anzuregen, und die widerlichsten Gesinnungen gegen die Protestanten ihm einzutrichtern. Das mußte ihnen um so ehender gelingen, da Karls stetes Verhalten keinen selbstständigen Karakter verrieth; am allerwenigsten aber mocht' er feste Grudsätze, nach denen er seine Handlungsweise unverrückt abgemessen und eingerichtet hätte, sich eigen gemacht haben. Zudem darf man es als eine ziemliche Zuverläßigkeit annehmen, daß, wenn Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem Staatsinteresse in eine gewisse Berührung kamen, wo dieses auch nur auf den geringsten politischen Anspruch hätte Verzicht thun sollen, alsdann Karl immer nur das beabsichtete Staatsinteresse zu Rathe zog und im Auge behielt; und zwar allzeit auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit. Das mag aber auch, weniger oder mehr, von Anbeginn die so beliebte Staatsmaxime der mehresten Machthaber gewesen seyn: in welcher Kunst ein jedesmaliger Pabst immer als Meister sich auszeich-

zeichnete. — Nun — solch' eine Handlungsweise begleitete ganz vorzüglich alle Schritte Karls V., wie der fernere Verlauf darthun wird.

Schimpfer. Nun vermuth' ich aber auch: nach einer so unbilligen Zumuthung werden die Protestanten zur Aufrechthaltung ihrer Lehre, die man mit Gewalt zu zernichten drohte, doch ihre Maßregeln ergriffen haben?

Pfarrer. Wirklich. In demselben Jahre noch legten sie zu Schmalkalden, einem Städtchen in Thüringen, den Grund zu einem Bündniß, Kraft dessen sie sich wechselseitige Unterstützung versprachen, wenn Einem oder den Andern, in Ansehung der freien Religionsübung, Hindernisse sollten in Weg geworfen werden: der Eifer für ihre einmal angenommene Religionslehre, und die Furcht, daß Karl das deutsche kaiserliche Wahlreich in eine erbliche Monarchie umschaffen möchte, scheinen die Hauptbeweggründe dieses Bündnisses gewesen zu seyn. Die Häupter dieses „Schmalkadischen Bundes" waren der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, Friedrich des Weisen Nachfolger, und der Landgraf Philipp von Hessen, der Herzog von Würtemberg, der Fürst von Anhalt, der Graf von Mansfeld, und die übrigen Reichsstädte von dem nemlichen Glaubensbekenntniß. Der Kaiser heftete freilich ein recht scheles Auge auf dies Bündniß hin, und hätte es gern gleich beim Entstehen zertrümmert, wenn ihm nur

ein

ein anderweitiges ziemlich gefährliches Hochgewitter, das von Osten heraufgezogen war, so etwas nicht misrathen hätte. — Die Türken hatten nemlich nicht nur fast ganz Ungarn unter ihre Waffenmacht gebeugt; sondern stunden bereits vor den Thoren Wiens, das sie nachdrücklich zu belagern schon alle Vorkehrungen getroffen hatten.

Bei solch' einem kritischen Hinblick auf die Hauptstadt Wien erachtete es Karl der Klugheit gemäß, gegen die Protestanten einsweilen den Weg der Gelindigkeit einzulenken. Zu dem Ende beschied er 1532 eine Reichsversammlung nach Nürnberg, allwo er mit ihnen den feierlichen Vertrag abschloß: Kein Theil soll dem andern der Religion wegen einige Unannehmlichkeiten zufügen, sich bekriegen oder berauben; sondern wechselseitig in christlicher Eintracht und Liebe sich verhalten, bis die ganze Religionsangelegenheit auf einem Konzilium ausgeglichen und beigelegt seyn würde. — Diese Verhandlung hieß „der Nürnberger Religionsfrieden."

Schlmstr. Da zeigt es sich wirklich schon, daß Kaiser Karl die evangelische Wahrheit nur nach Staatsabsichten maß und — zur Zeit ihr gleichsam huldigte. — — Klugheit mag das immerhin gewesen seyn, dagegen hab' ich nichts.

Pfarrer. Wer über das Ganze, was zu Nürnberg vorgegangen war, sein höchstes Misfallen nicht hinterhalten konnte, ist der Pabst Kle-

mens.

mens. Nach seinem heiligväterlichen Ermessen hätte man alle Lutheraner, ohne Schonung und Rücksicht, mit Feuer und Schwert in die mütterlichen Arme der römischen Kirche wieder einzwängen, oder ihnen allen das Genicke brechen sollen.

Bauer. Wären doch nur die Türken, anstatt vor Wien, jetzt vor den Thoren Roms gestanden, gewiß würde sich Klemens eines menschlichern Sinnes beflissen haben.

Pfarrer. Leider! schien der Pabst sich wenig daraus zu machen, wenn gleich die Reichsfürsten über dem Religionszwiste sich selbst untereinander die Hälse gebrochen, und inzwischen die Türken Deutschland, wo nicht erobert, doch größtentheils verwüstet hätten. — Allein es war jetzt nicht um misverstandene Religionsmeinungen, und Verfechtung römischer Misbräuche, sondern lediglich nur um die Reichswohlfahrt zu thun; und dazu gehörte patriotischer Gemeinsinn aller Fürsten und Stände, welchen Karls staatskluges Benehmen auf dem Reichstage zu Nürnberg so glücklich bewirkte, daß mit Beihilfe der Protestanten ein Heer von ungefähr 100,000 Mann wider die Türken auszog, und dieselben von Wien weg in die Flucht schlug.

Nach diesem Siege eilte Karl neuerdings nach Italien, um doch endlich einmal durch seine Gegenwart dem Pabst ein Konzilium abzugewinnen. Vergebens. Leichter würde er noch zehen der

fürch-

fürchterlichsten Türkenheere in die Flucht getrieben haben, als bei seiner Heiligkeit so etwas herauszubringen. — Im Jahre 1534 endete Klemens VII. sein ränkevolles Leben. Kurz vorher hatte er noch einen vermeintlichen Hauptstreich ausgeführt. Heinrich VIII., König von England, war seiner Gemahlin Katharina aus verschiedenen Beweggründen überdrüssig, suchte ihrer los zu seyn, und mit einer gewissen Anna von Bolein sich zu verbinden; nur glaubte er, hierzu die Einwilligung des Pabstes erst einholen zu müssen. An so einer päbstlicher Gefälligkeit hätte man um desto weniger zweifeln sollen, da Heinrichs Gemahlin zuvor mit dessen leiblichen Bruder Artur war vermählet gewesen: und eine eheliche Verbindung mit des Bruders Wittwe, nach einstimmiger Behauptung der Theologen und Bischöfe, ohnehin dem göttlichen Gesetze zuwider lief. Aus dem Grunde hatte ihm selbst Klemens allen fernern ehelichen Umgang mit der Katharina untersagt; und gleichwohl verzog er mit Ertheilung der Ehedispense von einem Termin zum andern, und foppte ihn damit nur. Vermuthlich wollte er den Könnig wacker Brunst leiden lassen. — — — Doch dieser päbstliche Spaß war dem Heinrich zu plump. Ohne sich mehr um die heiligväterliche Einwilligung zu kümmern, setzt er sein Vorhaben in's Werk, scheidet sich von der Katharina, nachdem der Erzbischoff Cramer von Canterburi die Ehe mit der-

sel-

selben, als null, feierlich erklärt hatte, und nimmt die Anna Bolein zur Gemahlin. Klemens gerieth deswegen in solchen Ingrimm, daß er den König mit einem ächtrömischen Bannfluch belegte; der aber gar nicht die gehoffte Wirkung that. Anstatt, was Seine Heiligkeit voraussetzten, schön demüthig zum Kreuz zu kriechen, und wegen seines raschen Schrittes allerunterthänig um Verzeihung zu bitten, bricht nun Heinrich VIII. mit dem römischen Hofe gänzlich, also zwar, daß er nicht blos nur für seine Person allen Gehorsam aufkündet; sondern zugleich allen seinen Unterthanen mit Bedrohung der Todesstrafe verbiethet, je in irgend einer Sache dem römischen Pabste Folge zu leisten. Sofort ward des Pabstes Namen in den Kirchengebethen durchstrichen, und für Befreiung von dessen Tirannei im ganzen Königreich eine öffentliche Andacht angeordnet. — —

Nach Klemens VII. bestieg den päbstlichen Thron Paulus III. Auch diesem setzte der Kaiser mit Ungestümme zu, um von ihm ein Konzilium herauszubetteln. — — Karl hatte Ursache sich zu schmeicheln, daß der Pabst zu seinem Gesuche um so geschmeidiger sich erzeigen würde, da er dessen natürlichem Sohne, Peter Alois, bei solcher Gelegenheit die Städte Parma und Piacenza eingeräumt hatte.

Schlmstr. Was zum Henker! ist denn das wieder? — Also abermal ein Pabst mit einem natürlichen Sohne? — ! —

Pfarrer. Um doch den Kaiser vorläufig mit einiger Hoffnung zu vertrösten, schickte er erst den Kardinal Vergerius, wer hätte so etwas träumen sollen! sogar an den Luther, um sich über einen und den andern Punkt, der a f dem vorhabenden Konzilium verhandelt werden sollte, mit ihm zu verständigen. Luther sprach von der Reinheit und Wahrheit des Evangeliums, dagegen von den eingeschobenen Irrthümern und ärgerlichen Missbräuchen der römischen Kirche, mit solch' einem herzlichen Eifer und überzeugendem Nachdrucke, daß Vergerius ganz hellere Begriffe von der erneuerten Christuslehre — dem Evangelium einsog, *) und in der Folge sogar zur evangelisch-protestantischen Kirche übertrat.

Bauer.

---

*) Hiermit sey für allzeit bemerkt: wenn der Verfasser von „der erneuerten Lehre oder Religion des Evangeliums" redt, daß er dies im Gegensatz mit „einer neuen Lehre oder Religion" will gesagt haben. Denn Luther hat keine eigentlich neue Lehre — keine neue Religion aufgestellt; sondern er hat nur das Evangelium aus dem römisch-mönchischen Religionswust hervorziehen, dasselbe von den idolartigen Schlacken (möglichst!) reinigen, und somit die einfache Christus-Religion gleichsam erneuern oder wieder herstellen wollen, in soweit es damals die päbstlichen, bischöflichen, fürstbischöflichen, mönchischen und staatspolitischen, ich weiß nicht, Verhältnisse oder Hindernisse, zuließen. — — Und in solcher Hinsicht hat Luther als Reformator gewiß ein nicht mittelmässiges Verdienst; wer ihm dieses Verdienst absprechen wollte, der müßte in der Zeitgeschich-

Bauer. Nun das wäre mal Eins! Indeß mag aber Vergerius wohl der erste, und auch der letzte Kardinal gewesen seyn, der für die Wahrheit des Evangeliums den Glanz des römischen Hoflebens hingab. —

Pfarrer. Wirklich weiß man auffer diesem kein Beispiel mehr.

In wiefern es dem Pabst Paulus III. mit einem Konzilium Ernst war, mögt ihr nur gleich daraus entnehmen, daß er erst eines nach Mantua, sodann nach Vicenza, endlich wieder ein anderes nach Venedig ausschrieb, und nie eine thätige Einleitung dazu traf. Um aber doch nebenher den Protestanten, in Betreffe einer Reformation der römischen Kirche, die Augen etwas zu benebeln, setzte er eine Kommission von vier Kardinälen, mit Zugabe einiger Gelehrten, nieder, welche verschiedene Vorschläge deswegen zu Papier bringen sollten. — So oberflächlich übrigens, so einseitig und zurückhaltend dies geschah; konnten sie doch nicht ganz umhin, der Wahrheit hier und da ein freimüthiges Geständniß zu zollen. Am Schlusse ihres beschränkten Kommissionsgeschäftes beschwerten sie sich besonders über die ungeheuere Menge lumpichter Bettelmönche, welche beständig

 die

---

te theils ein recht partheiischer, theils ein recht blödsinniger Fremdling seyn. Wer aber jetzt auf gegenwärtige Bemerkung hin den Verfasser einen Lutheraner schelten wollte, der wäre dann seiner so sehr einseitigen Beschränktheit wegen nicht wenig zu bemitleiden — — —

die Peterskirche (vermuthlich um Meßstipendien u. drgl. zu erbetteln!) überliefen und belästigten. Einer vorzüglichen Aufmerksamkeit ist das werth, was sie über die Sittenlosigkeit der Kardinäle mit einfließen ließen. „Es sey", sind ihre Worte, „ein recht abscheuliches Aergerniß, zu sehen, wie die Huren zu Rom in den prächtigsten Häusern wohnten, und mit den schönsten Maulthieren durch die Strassen führen; weil die Kardinäle und andere Geistliche, als ihre Liebhaber, einen ziemlich vertrauten Umgang mit ihnen unterhielten." . .

. . Genug!

Aus allem konnten die Protestanten leicht schließen, daß des Pabstes und der Katholiken Absehen ganz nur auf ihren Untergang gemünzet sey; weswegen sie zur Handhabung und allenfallsigen Verfechtung ihrer Glaubenslehre, im Jahr 1536, das Schmalkaldische Bündniß erneuerten. Der Kaiser setzte ihnen ein anderes, das er 1538 mit den katholischen Ständen und Fürsten errichtete, und das „heilige Bündniß" hieß, entgegen.

Bauer. Ach Gott! muß es denn wirklich zum Krieg kommen?

Pfarrer. Jetzt sogleich noch nicht. Karl hielt es zur Zeit noch nicht rathsam, so sehr ihm auch der Pabst zusetzte, öffentlich loszuschlagen; sondern suchte lieber die Protestanten noch zwischen

Furcht

Furcht und Hoffnung gleichsam unbehilflich einzuzwängen. In der Absicht machte er 1544 auf einem Reichstage zu Speier die abermalige Verordnung: daß die Bekenner der evangelischen Lehre in ihren Religionsübungen, bis zur Zeit des Konziliums, unangefochten bleiben; sodann aber nach den Beschlüssen desselben sich fügen sollten.

Nun war aber Paulus III. auf den Kaiser so bitter böse, daß er ihn mit dem blinden Heli verglich, und ohne weiters ihm zumuthete: „Er soll alles, was er aus allzugroßer Gelindigkeit den Feinden und Rebellen der römischen Kirche zeither eingeräumt habe, widerrufen und anfheben; sonst werde er wider seine Natur, Willen und Gewohnheit ernsthafter und strenger mit ihm verfahren.“ — — —

Schlmstr. Unvergleichlich! Also auch noch jetzt solch' eine gebieterisch drohende Sprache? sollten dann noch mehr Provinzen, und Reiche dem Beispiele Englands folgen, und sich dem Joche des päpstlichen Despotis'm entziehen?

Pfarrer. Bereits fehlte wenig mehr. Hätten es im Reiche der Kaiser, die vielen Bischöfe, welche zugleich mächtige Reichsfürsten waren, und die unmittelbaren Abteien und Reichsprälaturen, die alle vereint miteinander immer die Stimmenmehrheit auf den Reichstagen ausmachten, nicht mit ganzer Angestrengtheit noch verhindert: gewiß würde es um den Einfluß des Pabstes auf ganz Deutsch-

land

land für ewige Zeiten geschehen gewesen seyn. Indeß gewann das durch Luther neuverkündigte Evangelium mit jedem Tage mehr Grund und Boden. Ausser dem, daß England, wie auch ganz Schweden und Dänemark von der römischen Kirche abgefallen waren, bekannten sich zur Lutherslehre nunmehr auch der Herzog Heinrich von Sachsen-Leipzig, Bruder und Nachfolger des Herzogs Georg; der Kurfürst von Brandenburg; der Kurfürst von der Pfalz; der Herzog von Wirtemberg, nebst vielen andern Herzogen, Fürsten und Markgrafen; sogar auch der Kurfürst und Erzbischof von Köln: einer zahllosen Menge Städte und minderer Reichsstände nicht zu erwähnen.

Bei so höchst kritischen Ansichten mußte nun doch der Pabst sich einer gewissen Geschmeidigkeit befleissen; daher er endlich 1545 das so lange verweigerte Konzilium nach Trient — im wälschen Tirol beschied. Die Evangelischen betrachteten aber jetzt dieses letzte Verzweiflungsmittel des Pabstes als einen Kappzaum, den man ihnen umwerfen wollte, um sie damit entweder zu erdrosseln, oder gewaltsam in die römische Religionssklaverei wieder hinüberzuschleppen. Sie verlangten daher ein freies, durchaus unabhängiges Konzilium, das heißt: ein solches Konzilium, auf dem der römische Pabst keineswegs eigenmächtige Verordnungen, und willkührliche Aussprüche zu thun habe, und das um so minder; indem dieser, als angeklagter

Theil,

Theil, unmöglich zugleich den Richter machen könnte. — — Als weiteres Bedingniß forderten sie auch: der Pabst möchte das göttliche Wort — das Evangelium — frei und ungestört zu predigen gestatten. Daß sie aber auch das nicht erhalten würden, konnten sie zum voraus versichert seyn.

Bauer. Ei, ich will doch nicht hoffen, daß selbst auch der Pabst ein gar so geschworner Widersacher des Evangeliums soll gewesen seyn!

Pfarrer. Es ist nun so! — Ein anderes ist: „Das Wort Gottes;" wieder ein anderes ist: „Das Wort eines römischen Pabstes." — — — Weil in jenem — im Evangelium — nichts, gar nichts enthalten ist, was die Anmassungen, und die geldsüchtigen Misbräuche des römischen Hofes auch nur von ferne begünstigte: so ließen die Päbste, gemäß ihrer gepriesenen Unfehlbarkeit, ihre Machtaussprüche dem so genannten rechtgläubigen Völklein durch das Mönch- und Pfaffenthum als baare Glaubenswahrheiten vortragen und aufbinden. Dazu taugte freilich ein Evangelium wenig; und zuverlässig mochte der Päbste und Mönche ihr geheimer Wunsch schon lange gewesen seyn: daß lieber niemals ein geschriebenes, sondern nur ein von ihnen **mündlich fortgepflanztes** Evangelium in der christlichen Welt existirt hätte. *) Ge-

*) Hiermit sey auch bemerkt: daß mit der steten und fortwährenden Benennung „Evangelium" nicht blos jenes

Genug! Die Protestanten glaubten, daß sie Ursachen genug hätten, in das Konzilium zu Trient ihr volles Mistrauen zu setzen, und alles Schlimme von dorther zu gewärtigen. Luther prophezeihte ihnen deshalb ganz richtig: „Die Thaten des Konziliums zu Trient würden blos darin bestehen, die Lehre, welche die Päbste in ihrer Kirche erfunden und eingeführt hätten, zu bestättigen; dagegen die unverfälschte Wahrheit des Evangeliums mit vielem Gepränge zu verdammen.“ — In wieferne Luther recht sagte, wird der Erfolg zeigen.

Da

Buch gemeint ist, worin einige Fragmente — abgerissene Stellen — aus den 4 Evangelisten, so wie ein- und anderes Bruchstück aus den Episteln der Apostel, und selbst auch der Apokalipse, zusammengetragen sind und — in wunderlicher Ordnung aufeinander folgen, und so einzelnweise an Sonn- und Festtagen verlesen werden; sodann über irgend einen einzelnen abgerissenen oder gar verstümmelten Text perorirt wird: welches ganze Stückwerk der große Haufen gemeiniglich für das eigentliche Evangelium nimmt. Aber nein! Evangelium begreift das ganze neue Testament, wie auch den vorzüglichern dahin einschlägigen Schriftinhalt des alten Testaments, worauf Christus öfters in seinen öffentlichen Vorträgen an das Volk sowohl, als auch in seinen Zurechtweisungen des Pharisaism's (bei uns Pfafferei und Möncherei!) —, wie nicht minder in seinen geheimern Unterredungen mit seinen Aposteln und Jüngern (Schülern) sich beruft. — — Hiernächst ergiebt sich denn auch: daß Bibel im Allgemeinen mit dem eigentlichen Evangelium — mit der ächtten Christusreligion — nicht Eins und Dasselbe sey. . . . . .

Da die Protestanten keine Hoffnung von sich gaben, das Konzilium zu Trient, welches freilich ganz unter dem unmittelbaren Einflusse, und der willkührlichen Leitung des römisches Hofes stund, weder zu besuchen, noch minder aber den Beschlüssen desselben sich zu unterwerfen und zu huldigen: so verlieh endlich Karl der Zudringlichkeit des Pabstes Gehör, und machte heimliche Vorkehrungen zum Krieg; wozu ihm Paulus 10,000 Mann Infanterie, 500 zu Pferde auf 6 Monate, als Hilfstruppen zu stellen versprach. Im Jahre 1546 griff man beiderseits zu den Waffen.

Bauer. Ach! du lieber Gott! wie wird es nun unserm guten Vaterland ergehen!

Pfarrer. Noch schlimm genug. Doch davon, weil es heute ohnedem schon so spät ist, ein Mehreres den nächsten Sonntag.

Zwölfter Abend.

Kaiser und Pabst hatten den Untergang der Protestanten beschlossen. Karl hatte jetzt die päbstlichen Hilfsvölker an sich gezogen, und rückte gegen die Schmalkaldische Bundesarmee, die schon bei Ingolstadt sich gelagert hatte, mit vieler Entschlossenheit an. Anfänglich schien das Kriegsglück die Waffen der Protestanten zu begünstigen; plötzlich aber lenkte es sich auf des Kaisers Seite. Die Ursache ist einzig in der Bundeshäupter Misverständniß über Ausführung ihrer Plane zu suchen. Hätten der Kutfürst von Sachsen, und der Landgraf von Hessen dem Rathe des reichsstädtischen Generals, Sebastian Schertlins, gefolgt: zuverläßig würde Karl bei Ingolstadt geworfen worden seyn, und die Sache der Protestanten eine erwünschte Wendung genommen haben. Nun mußten aber vornehmlich die Häupter der Bundesarmee ihr unzeitiges Mißverständniß schwer büssen. Auf allen Seiten wurden sie zurückgedrängt. Ihre Lage ward vollends verschlimmert, als jetzt der Her-

zog Moritz von Sachsen in Friedrichs Kurlande feindlich eingefallen war. Er war zwar selbst Protestant; allein Ehrgeiz und Herrsucht verleiteten ihn zu einer geheimen Allianz mit dem Kaiser, von dem er sich, nebst dem Kurhute, auch Friedrichs Länder vorläufig versprechen ließ. Als der Kurfürst jetzt nach seinen Erblanden eilte, um die hinterlistige Treulosigkeit des Herzog Moritz, eines nahen Vetters, zu rächen, holt ihn Karl bei Mühlberg am 24. April 1547 ein, schlägt und nimmt ihn gefangen. Auch der Landgraf Philipp von Hessen gerieth durch tückische Hinterlistung in des Kaisers Hände.

Bauer. Ach! ihr unglücklichen Protestanten! wie wird es euch nun ergehen?

Pfarrer. Ihre Aussichten konnten in der That trauriger nicht mehr seyn. In Schwaben mußten vor allen der Herzog von Wirtemberg, sodann alle Reichsstädte dem Kaiser unbedingte Huldigung leisten, und letztere ihm noch dazu große Summen erlegen. Der Kurfürst Herrmann von Köln, welcher der evangelischen Lehre nicht entsagen wollte, ward genöthiget, auf seine Kurwürde Verzicht zu thun, und auf seine Familiengüter sich zurückzuziehen. Dem Kurfürsten Johann Friedrich wollte Karl den Kopf abschlagen lassen; und nur die Fürbitte des Kurfürsten Joachim von Brandenburg rettete ihm noch das Leben: dafür ward ihm, nebst dem Kurhute, auch das ganze Kurland ab-

ge-

gesprochen, und dem Herzoge Moritz wirklich zuerkannt.

Schlmstr. Himmel! welch' ein schreckliches Verhängniß wird nun auf Martin Luther gewartet haben! — Sicher wird er dem Pabst überantwortet, und auf den lodernden Scheiterhaufen geschleppet worden seyn! — ! —

Pfarrer. Nein! der wohlwollende Tod, der ihn noch vor dem Ausbruche des leidigen Kriegs, den Luther immer mit Nachdruck widerrathen hatte, in die Ewigkeit übersetzte, hat ihn solch' eines traurigen Loses enthoben. Indeß fehlte gar wenig — er hätte auch unter der Mutter Erde das schaudervolle Schicksal Kaiser Heinrichs IV., jenes erhabenen Dulders, erfahren müssen. Nachdem nemlich Karl in der Stadt und Festung Wittenberg als Sieger eingezogen war, und da die Merkwürdigkeiten besah, darunter man ihm auch Luthers Grabstätte zeigte: da riethen ihm einige umstehende Erzrömlinge, den verdammten Ketzer ausgraben und — verbrennen zu lassen. Aber Karl ließ durch seine, vom neulichen Kriegsglück vermehrte, herrschsüchtige Leidenschaft doch immer auch noch eine gewisse erhabene Seelengröße hervorleuchten, und erwiderte: Ich führe Krieg mit den Lebendigen; und nicht mit den Todten: man laß' ihn also (den Luther) ruhen, indem er seinen Richter schon wird gefunden haben." . . . .

Schlmstr.

Schlmstr. Ja wohl! und gewiß einen gnädigen Richter.

Pfarrer. Wir können die Rathschlüsse Gottes nicht erforschen, und nach den Grundsätzen des Christenthumes ist uns nicht erlaubt, jemanden zu verdammen. — — Luther besaß ungemein viele Redlichkeit und Vaterlandsliebe; Eigennutz kannte er gar nicht; sein standhafter Muth und unbesiegbarer Eifer glüheten nur für das Christenthum, welches er reinigen und läutern wollte; galt es dieses: so sah er weder auf Person noch Würde; Menschenfurcht und Menschenrespekt konnte ihm weder die Zunge lähmen, noch seine Feder hemmen. — — — Luthers Verdienste um die Menschheit sind unverkennbar, und gar nicht zu berechnen. Fürsten und Könige, vorzugsweise aber die deutschen Kaiser, seufz'ten und schmachteten zeither unter dem so höchst übertriebenen Despotism der römischen Päbste; alle christliche Nationen wurden von den Mönchen — diesen Janitscharen und gedungenen Freibeutern des römischen Hofes — mit wohlüberlegtem Vorbedachte in der krassesten Dummheit hingegängelt, um selbe nur so recht durch heilige Gaukeleien in Kontribution zu setzen. Es fand sich freilich hier und dort mancher unbefangener, vorurtheilfreier Menschenfreund, der es mit seinen betrogenen, so jämmerlich geprellten Mitbrüdern eben so redlich, als herzlich meinte, und die sanfte, einfache, **unentgeldliche**

Christusreligion von den so kostspieligen römischen Misbräuchen, von dem abergläubischen und wahrhaft abgöttischen Mönchswust wieder rein und lauter hergestellt wünschte; aber keiner faßte den Muth, Hand an diesen häßliche Götzen zu legen, und ihn zu Boden zu stürzen. Die vatikanischen Bannflüche, die lodernden Scheiterhaufen schreckten zurück. — Genug! Ruhigen Ganges wollen wir jetzt unsern geschichtlichen Faden weiter verfolgen. Ich werde mich dabei so kurz, als möglich, fassen.

Nachdem Kaiser Karl die Armee des Schmalkaldischen Bundes geschlagen und zertrümmert, und selbst die Häupter desselben in seiner Gewalt hatte: schien den Protestanten keine andere Wahl übrig, als nach den Beschlüssen des Konziliums sich zu bequemen, und somit sich unter Roms Joch wieder zu schmiegen; oder die Vertilgungsrache des Kaisers und der Katholiken schrecklich zu fühlen. Doch eine Zufälligkeit enthob sie solch' eines eisernen Dranges. Sie verlangten, um doch der römischen Kirche sich wieder annähern zu können, zuvörderst eine von allen Nationen schon so lange und sehnlichst gewünschte Reform in Haupt und Gliedern: und Karl billigte nicht nur in diese gerechte Forderung; sondern empfahl dessen Nothwendigkeit den zu Trient versammelten Vätern nachdrücklich. — Jetzt aber behaupteten die Legaten, im Namen ihres Herrn Prinzipals: „Das Oberhaupt

haupt der katholischen Kirche könne keiner Reformation unterworfen werden." . . .

Schlmstr. Richtig! — Gerade wie zu Basel. Aber freilich! da man den Pabst gewöhnlich auch „heiligsten Vater" heißt: darum mag er für eine Reform nimmermehr geeigenschaftet seyn. Denn wer sollte wohl so viele Kühnheit sich herausnehmen dürfen, und „das Heiligste" reformiren — verbessern wollen? — ! — Was thaten nun aber Pabst und Kardinäle?

Pfarrer. Um den fatalen Reformationsprozeß auf dem kürzesten Weg abzubrechen, versetzten sie das Konzilium von Trient nach Bologna im Kirchenstaat. — Alle schöne Früchte seines Sieges sah nun Karl vernichtet. „Ich habe," sagte er deshalb dem päbstlichen Nuntius, „keinen ärgern Feind, als den Pabst." — — Er drohte dem Paulus, falls er das Konzilium nicht wieder nach Trient zurückverlegte: er nun selbst eines in einer beliebigen Stadt nach Deutschland zusammenberufen würde. Doch der Pabst wußte wohl, daß von der Drohung bis zur Wirklichkeit noch eine weite Kluft dazwischen läge; und nicht lange — das Konzilium zu Bologna gieng ganz auseinander. — — —

Bauer. Dies Mal scheint mir aber der Pabst mit seinen Kardinälen und Legaten sich recht unpolitisch verhalten zu haben. Denn gab er dadurch

durch den Protestanten nicht offenbar gewonnenen Spiel in die Hände? — Auch wär' es kein Wunder, wenn ihm der Kaiser allen fernern Beistand versagt hätte.

Pfarrer. Wirklich gereichte dieser eben so unerwartete, als auffallende Schritt den Protestanten zum nicht geringen Vortheil. Und in der That hätte man es dem Kaiser keineswegs verdenken können, wenn er jetzt sich nicht ferner mehr in die widerlichen Religionszwiste gemischt; sondern den Pabst seinem ungefähren Schicksale, das ihm sicher einen unvermeidlichen Untergang würde bereitet haben, ganz überlassen hätte. Allein das Staatsinteresse misrieth ihm aus wichtigen Gründen so etwas wieder. Wie leicht würde es dem Pabst gewesen seyn, die Spanier, die von jeher die blindesten Anbeter, und die allergehorsamsten Sklaven des Bischofes in Rom waren, wider Karl, als ihren König, zur Rebellion zu verhetzen: mit Zuziehung der abscheulichen Inquisition würde so etwas kaum mislungen seyn.

Uebrigens hielt es Karl nicht für rathsam, sein Waffenglück wider die Protestanten neuerdings auf die Probe zu setzen; weswegen er 1548 nach Augsburg einen Reichstag beschied, auf dem zwischen diesen und den Katholiken vorläufig bestimmet wurde, was jede Parthei, in Ansehung der Religion, einsweilen zu beobachten hätte, ohne einander wechselseitig etwas in den Weg zu legen; bis

bis endlich aufs neue ein Konzilium würde zu Stand gebracht, und aller Religionszwist etwa abgethan seyn. Diese einsweilige Uebereinkunft ist berühmt unter der Benennung „Interim.“ Nirgends war man mit diesem so betitelten „Religions-Interim“ unzufriedener als — zu Rom. Ein angesehener Prälat ließ sich darüber verlauten: „Wenn Karl auch das Evangelium selbst publizirt hätte, wäre er nicht zu entschuldigen, indem er als Laie sich gar nicht in dergleichen Angelegenheit hätte mengen, sondern Alles dem Pabst anheimstellen sollen, zufrieden mit der Ehre, dasjenige, was dieser gesprochen und entschieden haben würde, entweder in Güte, oder mit dem Schwerte zur Vollstreckung zu bringen.“ . . . !

Man muß es dem Kaiser Karl lassen: wenn er gleich den Protestanten gar nicht sonderlich gewogen seyn mochte; so lag ihm eine Kirchenverbesserung doch ungemein am Herzen. Daher besorgte er nach bewerkstelligtem Interim eine, für die katholische Geistlichkeit besonders abzielende, Reformation, die auch allenthalben bekannt gemacht ward. Daß der römische Hof wieder mit scheelen Augen darauf hinblinzelte, bedarf kaum mehr einer Erwähnung. „Da sehe man nun klar,“ hieß es, „daß dieser Karl alle geistliche Gerichtsbarkeit an sich gerissen; da er, nicht zufrieden, eine Satzung in Glaubenssachen gemacht

zu haben, nun auch eine, die Sitten betreffend, herausgegeben habe." — —

Mittlerweile war Paulus III. mit Tod abgegangen, und 1550 nahm dessen Stelle Julius III. ein. Beim neuen Pabst vermeinte Karl wieder mehr auszuwirken, und gieng ihn mit bescheidenem Nachdruck an: er möchte vordersamst seine gnädigste Dispensation errheilen wegen der Kommunion unter beiden Gestalten; vornehmlich aber auch wegen der Priesterehe. Mit dem Letztern traf er's aber gerade am schlimmsten.

Schlmstr. Ja! ist es denn möglich, daß der Genuß des Kelches auch noch ein Gegenstand der Religionszänkerei ist?

Pfarrer. Nicht anders. Der päbstliche Steifsinn widersetzte sich stetsfort dem sehnlichen Verlangen des Volkes, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu empfangen.

Bauer. Erlauben mir Euer Hochwürden eine Frage. Was hat es denn mit Dispensirung der Priesterehe für eine Beschaffenheit? — Vielleicht, daß die Geistlichen sollten heurathen dürfen? — Das gieng mir wohl nicht recht ein; denn liefe das nicht wider die Vorschrift der christlichen Religion? — Oder irr' ich mich vielleicht?

Pfarrer. Ja, Freund Kirchenbauer! da seyd ihr unrechter Meinung. Die Ehelosigkeit der Priester ist vom Christenthum und dessen Stifter weder befohlen, noch auch nur vorgezogen; sondern

nur

nur eine unnatürliche Erfindung der Päbste in den finstern Jahrhunderten. Hierüber werde ich vielleicht späterhin einige Auskunft euch mittheilen. — Luther hatte es gewagt, dieses menschenfeindliche der Geistlichkeit zeither vernunftwidrig und widerrechtlich aufgebürdete Joch zu zerbrechen, und empfahl, um einen nüchternen, erbaulichern, thätigern Wandel führen zu können, den Geistlichen die ehelichen Freuden. Er selbst gieng ihnen mit seinem Beispiele voran, nahm im Jahr 1525 eine gewisse Katharina von Bore, die zwei Jahre zuvor das verdächtige Klosterleben aufgegeben, und sich dafür in der Welt einer christlichern Unbescholtenheit beflissen hatte, zur Gattin, lebte mit ihr bis an sein Ende eine recht vergnügte, glückliche Ehe, und zeugte einige Kinder mit ihr. Dieser Epoche verdanken es alle protestantische Geistliche, daß sie des ehelichen Glückes, und der häuslichen Zufriedenheit mit ihren Gattinnen sich erfreuen dürfen. — — Nur die katholische Klerisei muß noch stets unter dem allerunnatürlichsten Zwange der Ehelosigkeit ihr Leben **ver-leben.** — — — Genug für jetzt. Ein Mehreres zu seiner Zeit.

Der einsweilige Vergleich, oder das Interim das freilich nur ein wunderliches Misch-Masch, von päbstlichen Misbräuchen, und einigen nebenher eingestreuten evangelischen Lehren war, hatte keinen Bestand; indem zum Theil die Katholiken,

mit Vorzüglichkeit aber die Protestanten sich dadurch verkürzet und gefährdet glaubten: worüber man abermal zu den Waffen griff. Gleichwohl würde das Schwert nicht wieder so rasch und plötzlich gezückt worden seyn, wenn nur Karl einer übertriebenen Härte nicht gleichsam gefröhnet hätte.

Der neue Kurfürst Moritz von Sachsen hatte nemlich wiederholt um die Freilassung seines, wider das gegebene Wort, noch immer gefangen gehaltenen Schwiegervaters, des Landgrafen Philipps von Hessen, vergebens den Kaiser gebethen. Er konnte also leicht merken, daß Karl, unter dem Vorwand der Religionsangelegenheit, am Ende lediglich nur die Unterjochung der Reichsfürsten zum Ziel sich ausgesteckt habe: wozu er selbst neulich zum voreiligen Werkzeug sich hätte misbrauchen lassen. Er zog daher einige Fürsten und Stände insgeheim in ein Bündniß, und gieng 1552 dem Kaiser so unversehens zu Leibe, daß derselbe kaum noch so viel Platz hatte, zu Mitternacht aus Insbruck nach Villach in Kärnthen sich zu flüchten, Karl raffte zwar in der Eile einige Kriegsvölker zusammen; konnte es aber gar nicht wagen, mit dieser neuen Bundesarmee es aufzunehmen.

Karl handelte nun wieder ganz seinem politischen Karakter gemäß, daß er diesem kritischen Drange der so plötzlich veränderten Verhältnisse ein Opfer bringen zu müssen glaubte, und in dieser Hinsicht eine Reichsversammlung nach Passau ansagte.

sagte. Hier verständigte man sich, daß man allererst von beiden Seiten die Waffen niederlegen wolle; sodann aber sollte durchs ganze Reich kein Theil dem andern, der Religion halber, eine Hinderniß, Gewalt, oder auch nur Verachtung zufügen. Uebrigens werde der Kaiser Sorge tragen, wie durch ein allgemeines oder Nationalkonzilium jeder Zwist und Misverstand in Religionssachen möge gehoben werden; sollte aber eine vollkommene Einförmigkeit in der Lehre und den Religionsgebräuchen nicht wieder können hergestellt werden: so sollten die Protestanten nichts desto weniger einer beständigen Glaubensfreiheit sich zu vertrösten haben. Das Ganze heißt: „der Passauer Religionsvergleich."

Als Hauptbedingniß ward hier noch festgesetzt, die Entlassung des Landgrafen aus seiner Gefangenschaft. Kurfürst Johann Friedrich hatte schon früher seine Freiheit der eiligen Flucht des Kaisers von Insbruck nach Villach zu verdanken.

Wegen wechselseitiger Religionsneckereien, worüber besonders die Evangelischen bittere Klagen erhoben, kam 1555 ein abermaliger Reichstag in Augsburg zu Stande. Nach vielen Zänkereien und heftigen Widersprüchen vereinigte man sich endlich über folgende wesentliche Punkte, wobei der Passauer Religionsvergleich zur Grundlage diente.

I. Der Kaiser und die katholischen Fürsten und Stände sollten die Protestanten durchaus ungestört

lassen; und wenn diese, in Betreffe ihrer Religionsübung, etwas abzuändern oder einzuführen für diensam erachteten: sollte man es von Seite der Katholiken ruhig und ungehindert geschehen lassen. Dasselbe hätten auch die Evangelischen gegen die Katholiken zu beobachten.

II. Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, und andere Geistliche, wenn sie zur evangelischen Religion überträten, sollten auf ihre Benefizien und Einkünfte, jedoch ihrer Ehre und ihres guten Leumunds unbeschadet, Verzicht thun; an ihrer Stelle aber sollte ein anderes taugliches Subjekt gewählt und aufgestellt werden. — (Dieser Artikel ist bekannt unter dem Namen „des geistlichen Vorbehalts," darüber im Verfolge die Evangelischen sich sehr beschwerten, und das zu manchen unangenehmen Auftritten eine Veranlassung war.)

III. Die geistliche — nemlich die päbstliche und (in soferne!) auch die bischöfliche Jurisdiktion soll sich, bis etwa die Vorsehung eine Religionsvereinigung herbeiführte, und aber auch im Falle des Nichtstatthabens, nimmermehr und keineswegs auf die evangelischen Glaubensgenossen erstrecken.

IV. Kein Theil soll des andern Unterthanen durch Kunstgriffe, Gewaltthätigkeit, oder wie immer, zur gegenseitigen Religion hinüberzwängen, oder gegen die betreffende Obrigkeit in Schutz nehmen.

V.

V. Jede Religionspartei soll im gegenwärtigen Besitze der geistlichen Güter unangefochten verbleiben.

VI. Die Unterthanen des Kaisers sowohl, als der Fürsten und Stände, falls sie solches Religions halber räthlich fänden, sollen mit ihren Familien und Habseligkeiten ihren Wohnort, wohin sie wollten, verlegen dürfen.

VIII. In den Reichsstädten, wo zeither beide Religionen in Uebung waren, sollt' es auch in der Hinkunft so sein Verbleiben haben. Die Bürger und Inwohner sollten friedlich und schiedlich beisammen wohnen, und keiner dem andern beschwerlich fallen. —

Diese Verhandlung, dadurch alle Anhänger des Luthers, oder eigentlicher: Protestanten von der Gerichtsbarkeit des römischen Hofes reichsgesetzlich losgesagt wurden, und nach der bessern Ueberzeugung ihrer Lehre und Religion leben konnten, hieß man nun „den Augsburger Religionsfrieden.“

— Während das zu Augsburg vorgieng, starb der Pabst Julius III.; und dessen Nachfolger, Paulus IV., erhob jetzt ein gewaltiges Zettergeschrei wider diesen Religionsfrieden. Dem Kaiser ließ er vorläufig wissen: „Er sollte das Ganze widerrufen und umstossen, wozu er ihm mit seiner gesammten päbstlichen Machtvollkommenheit, wohl auch mit gewaffneter Hand verhilflich seyn wolle.“ —

Auf

Auf die Einwendung: „Der Religionsfrieden wäre eidlich bestättiget und zum Reichsgesetz erhoben,“ both er Karln die Lossprechung von aller eidlichen Verpflichtung aus eigenem hohen Triebe an. Jedoch der ganze Vertrag blieb in seiner Rechtskräftigkeit. Sofort hatte der Pabst keine andere Wahl, als wider gegenwärtigen Religionsfrieden seine albernen Protestationen einzulegen.

Schlmstr. Ei nun! ist das nicht recht possierlich? — So ist denn also, freilich in anderer Hinsicht, der römische Pabst doch auch „**Protestant**“ geworden. — —

Pfarrer. Nach Schlichtung des Religionsfriedens sehnte sich Karl V. nach Ruhe, legt die Regierung nieder, und begiebt sich im Jahr 1556, vermuthlich aus Unmuth über das Mislingen seiner Plane, in das Kloster St. Just in Spanien. Hier theilte er seine Zeit zwischen mönchischen Andächteleien und mechanischen Arbeiten. Ein besonderer Liebhaber war er von der Uhrmacherkunst, und wollte einsmal mit vieler Mühe und Geduld zwei Uhren einförmig zum Schlagen einrichten — vergebens. Auf diese fruchtlosen Versuche hin soll er manchmalen in die Worte ausgebrochen seyn: „**Du Thor! einst wolltest du Millionen Menschen zur Einförmigkeit im Glauben nöthigen, und vermagst das nicht einmal bei diesen zwei Uhren!**“ — — —

Bauer.

Bauer. Ach! hätte Karl einen solchen Versuch mit Uhren doch nur frühzeitiger angestellt; gewiß würde nicht so viel unschuldiges Blut über Religionsdisputat geflossen seyn!

Pfarrer. Jawohl. Sein Hinscheiden aus dieser Welt erfolgte 1558 im 56sten Jahre seines Alters. Auf dem Sterbelager wollte er von nichts, als den Verdiensten Jesu wissen; weswegen die Geistlichen, die stets um ihn waren, nachher in die Inquisition verfielen. Denn man hatte auf sie den Verdacht, als hätten sie dem Kaiser einen ziemlichen Geschmack an Luthers Lehre und Grundsätzen beigebracht. — — — Nach Karl V. ward dessen Bruder, Ferdinand I., ohne die geringste Schwierigkeit Kaiser. Ein einziger auswärtiger Hof kam mit Bedenklichkeiten angezogen, und wollte ihm Hindernisse zwischen die Füsse werfen. Wer, meint ihr wohl, daß es seyn möge?

Bauer. Je nun! sicher wieder der König von Frankreich.

Pfarrer. Nicht errathen. Paulus IV. war's. — Ferdinand fertigte gleich beim Antritt der Reichsverwaltung eine Gesandschaft nach Rom, um den Pabst von seiner Thronbesteigung zu benachrichten, und zugleich die vorläufige Einleitung wegen der Kaiserkrönung mit demselben zu verabreden. Und seht! Paulus versagte dem kaiserlichen Gesandten den Einzug in Rom so lange, bis er nicht, im Namen seines Herrn, sich darüber verantwortet hätte: „Aus welchem Grund'

und

und Rechte Ferdinand, ohne ausdrückliche Begnehmigung des Pabstes, das Kaiserthum angenommen? — Wie auch: „Ob und warum Ferdinand sich von den Fürsten, die der lutherischen Lehre anhiengen, und also Ketzer wären, habe zum Kaiser wählen lassen?“ — Endlich: „Die Vollmacht, worin Karl V. seiner Regierung entsagt, und seinen Bruder Ferdinand als Nachfolger vorgeschlagen und empfohlen habe, sey ohnehin nicht giltig, aus dem Grunde; weil Karl damals schon nicht mehr bei Verstande gewesen wäre.“ — — —

Hieraus wird nun euch, meine Freunde! von selbst einleuchten, daß die Päbste das deutsche Kaiserthum noch immer als ihr Eigenthum betrachteten, und es nur aus Gnade den Deutschen als ein Lehen anließen. Darum behauptete Paulus mit baarem Ernste: „Gleichwie die Resignation (Abtretung) des kleinsten Benefiziums nicht anders, als in die Hände des Obern geschehen könne, also auch um so minder die Resignation des Kaiserthums, welches von jeher zu Rom als ein Lehen des päbstlichen Stuhls angesehen worden.“ — „Und dann sey Ferdinand wohl auch selbst in ziemlichen Verdacht der lutherischen Ketzerei, indem er den Augsburger Religionsfrieden eigenhändig unter-

unterzeichnet, und folglich gutgeheißen habe. Sonach sey es nothwendig, daß Ferdinand sich des Pabstes Urtheil unterwerfe, und deshalb ihn um Vergebung bitte; übrigens aber Alles umstosse, was zu Frankfurt wegen seiner Wahl und Anerkennung als Reichsoberhaupt vorgegangen sey. Das Fernere müsse er von des Pabstes willkührlicher Großmuth erwarten." — — —

Bauer. Wie! bei gegenwärtigem Zeitpunkte noch eine solche Sprache?! O! ihr Deutschen! abgestumpft müßte euer Ehrgefühl seyn, wenn ihr solch' eine hochmüthige Behandlung ungeahndet ließet!!!

Pfarrer. Wirklich erregte dieser Hochmuth den höchsten Grad von Unwillen nicht blos bei den Protestanten; sondern selbst auch bei Katholiken. Der Kurfürst und Erzbischof Gerhard von Köln nannte ohne Zurückhaltung die päbstliche Kaiserkrönung ein — „**Lumpenwerk.**" Und von dem Augenblicke an fiel es keinem Reichsoberhaupt mehr ein, diese kostspielige Krönung in Rom abzuholen; obschon schon Pabst Sixtus V., bald nach Ferdinands Zeiten, in der Absicht einen prachtvollen Pallast — als eine vermeintliche Lockspeise für die deutschen Kaiser — erbauen ließ.

In Betreffe der rechtlichen Kaiserwürde Ferdinands I. führte der berühmte Reichsvizekanzler Seld, in einem eigens dazu verfaßten Gutachten über das auffallende Benehmen Paulus IV., unter mehrern

rern dahin einschlägigen Stellen, auch diese sehr merkwürdige an: „Wolle der Pabst nicht nachgeben; so dürfte sich Ferdinand wohl nach dem Beispiele jenes römischen Rathsherrn, den sein Bürgermeister als solchen nicht erkennen wollte, ohne Bedenken richten.“ — Jener Rathsherr ließ sich nemlich gegen seinen wohlweisen Bürgermeister verlauten: „Erkennst du mich nicht als Rathsherr; so erkenn' ich dich nicht als Bürgermeister.“ — *)

Bauer. Richtig! Das heißt wohl soviel, als hätte Ferdinand dem Paulus entgegnet: „Erkennst du mich nicht an als Kaiser; so erkenn' ich dich auch nicht als Pabst.“

Pfarrer. So ist's. Am Ende hätte Ferdinand vielleicht noch gar den päbstlichen Bannfluch empfinden müssen, hätte nicht der unbestechbare Knochenmann seine respektlose Sense über den aufgedunsenen Scheitel Pauls IV. schwirrend geschwungen, und ihn mit aus der Welt fortgerafft.

Dessen Nachfolger, Pius IV., war, wenigstens dem Anscheine nach, eines lenksamern Karakters, und erzeigte sich zur Zeit dem Kaiser auch hierin gefällig, daß er mit ihm ernstlich auf ein Konzilium dachte. Indeß aber ist der Beweggrund dazu nicht sofast in einer freundlichen Geschmeidigkeit des Pabstes, als vielmehr im Drange der

*) Si ego non sum tibi senator; nec tu mihi consul eris.

der Umstände zu suchen. Schon längere Zeit her hatten Zwingel in der Schweiz, und Kalvin in Frankreich, die römischen Misbräuche auch bereits mächtig gerüttelt und wegreformirt. Diese zwei Reformatoren wichen zwar in einem und dem andern Punkte von Luthers Grundsätzen ab; trafen aber vollkommen darin überein, daß sie in Verbreitung und Begründung ihrer Lehre ebenfalls nur das Evangelium zur genauesten Richtschnur nahmen und, nach dem Beispiele der Protestanten, das römisch-päbstliche Joch muthig von ihrem lange genug gebeugten Nacken allbereits geworfen hatten.

Auf solche Art wurde der päbstliche Thron von mehrern Seiten her unterminirt, so daß der Zeitpunkt nicht mehr fern schien, wo er sollte in die Luft gesprengt werden: und ein Konzilium hielte Pius IV. für das zuverläßigste Verwahrungsmittel wider eine so grauenvolle Gefahr. Er ließ daher durch seinen Nuntius (Botschafter) über eine neuerdings zu haltende Kirchenversammlung des Kaisers Rath einholen; im Grunde war es jedoch nur Verstellung und heimtückische Heuchelei. Indeß säumte der redliche, arglose Ferdinand keinen Augenblick, sein Gutachten zu Papier zu bringen, und es dem Pabst zu übersenden. Den Hauptinhalt davon kann ich euch unmöglich vorenthalten.

Unter andern eröffnete der Kaiser dem Pabst geradehin: „Durch die schlechten Sitten der Laien,

vor-

vorzugsweise aber der Geistlichen sey die katholische Religion und alle Kirchenzucht in den traurigsten Verfall gerathen. Wenn von päbstlicher Seite früher mit aufrichtigem, unpartheiischem Ernste wäre Hand an das Werk gelegt worden; würde das Uebel nie so weit um sich gegriffen haben. Indessen lasse sich von des Pabstes ernstlichem Willen und redlichem Bestreben doch noch alles gute hoffen. — Uebrigens sey es anstössig, und gereiche zum Aergerniß, daß der Pabst, gegen die herkommliche Sitte der vorigen Konzilien, auf dem nächst künftigen nicht in eigener Person erscheinen wolle. Auch sey es ganz der Vernunft gemäß, daß man dazu eine große, geräumige Stadt in Deutschland auserfehe, als z. B. Köln oder Konstanz: wo der Pabst, der Kaiser, die Fürsten, und die vielen Bischöfe ihr bequemes Quartier finden könnten, welchen Vortheil die Stadt Trient keineswegs darbiethe."

„Auch müsse er dem Pabst unverhalten hiermit zu wissen thun, daß sich die Protestanten ungemein bei ihm beschwert, daß man sie das vorige Mal (auf dem neulichen Konzilium zu Trient im Jahre 1545.) wegen der Geleitsbriefe so hart gehalten habe: indem doch von dem Konzilium zu Basel gegen die Hussiten ganz das sanftmüthigste Gegentheil wäre beobachtet worden. So auch: daß man die Protestanten über Vertheidigung ihrer Glaubenslehre (der Augsburger Konfession), und

und ihre Einwendungen gegen die vorigen tridentinischen Beschlüsse sogar nicht angehört habe; weswegen also niemals eine Vereinigung mit ihnen würde zu hoffen seyn."

„Ferner sey er der sichern Ueberzeugung: wenn man mit Erfolg die Wiedervereinigung erzwecken wolle, man allererst zur Reformation der Geistlichkeit zu schreiten habe; indem man die Heilung da anfangen müsse, wo die Krankheit ihren Ursprung genommen habe."

„Wiederum sey er der Meinung: man soll der Geistlichkeit sowohl, als dem Volke in einigen Stücken zu Willen seyn, und ein Genügen leisten; wenigstens in jenen Punkten, die von beiden Theilen so sehnlich verlangt würden, und blos von der Gnade der Kirche abhiengen: nemlich die Kommunion unter beiden Gestalten, und die Priesterehe."

„Von dem ehelosen Stande der Geistlichen wäre es zwar allerdings zu wünschen, er könnte beibehalten werden. Allein da der Weg der Enthaltsamkeit überaus enge und, darauf zu wandeln, oder mitten im Feuer nicht zu brennen, nur **Wenigen** gegeben sey; so verdiene es gewiß die Erwägung des Pabstes und des Konziliums: ob es nicht besser sey, dem Verlangen so Vieler in diesem Stücke nachzugeben."

„Wie überflüssiger die Geistlichen mit zeitlichen Gütern versehen wären, desto weniger scheine es,

daß

daß man sie mit dem Gelübde oder — Gesetze der Keuschheit beschweren soll; oder wenn man das doch wolle: so müsse man sie auf die Armuth der ersten Kirche zurückführen. Denn von den Vorstehern der Kirche, die mitten unter Vergnügungen lebten, und dabei vorgäben, daß sie, auch ihrer Tafeln und Lustbarkeiten unerachtet, die Keuschheit hielten, sage der Prophet: „Daß man sie aus ihren weitläuftigen Häusern, aus ihren köstlichen und ausgesuchten Gastmahlen hinauswerfen müsse.“...! Denn die Keuschheit laufe Gefahr unter den Vergnügungen, so wie die Demuth unter Reichthümern; die Frömmigkeit bei der Menge von Geschäftigkeiten; die Wahrheit beim Vielreden; und die Liebe in dieser verderbten Welt.“

„Wollte man es aber gleichwohl bei diesem Gesetze lassen; so müßten nur Leute von betagtem Alter zu Geistlichen ordinirt werden, von denen kein Verdacht eines unreinen Lebens entstehen könne. Fordere aber der Nothfall, auch Jüngere in diesen Stand aufzunehmen, deren Naturanlage so beschaffen sey, daß sie nicht wollten oder könnten den Versuchungen widerstehen: so sollte man betrachten: ob es nicht besser sey, ihnen Weiber zu gestatten, als daß sie, ihres Gelübdes uneingedenk in beständiger Unreinigkeit dahinlebten; besonders da man sehe, daß dergleichen Leute nicht der Keuschheit, sondern nur der fetten Pfründen wegen, sich

der

der Kirche widmen. Da solche nachher allen Arten von Ueppigkeit sich ergäben; so falle es jedem von selbst in die Augen, wie es mit ihrer Enthaltsamkeit stehe." — — —

Da dieses Gesetz keines göttlichen Ursprunges sey; so sollte billig auf den großen Nutzen der Seelen gesehen werden. Die Erfahrung zeige es nun einmal zu deutlich, daß vielmehr das Gegentheil daraus erfolge. Jeder kluge Arzt ändere die Medizin, sobald er wahrnehme, daß dieselbe mehr schade, als nütze. Diejenigen, die auf das Gesetz der (priesterlichen!) Ehelosigkeit so sehr drängen, damit die Kirchengüter nicht möchten verloren gehen, sollten doch nur bedenken: ob man zeitliche Güter mit so großer Seelengefahr zu erhalten suchen sollte, und ob keine andere Wege zu finden wären, wodurch eben das könnte in's Werk gesetzt werden?"

„Durch eine kluge Nachgiebigkeit in diesen beiden Stücken (des Kelchs und der Priesterehe) dürfe man hoffen, nicht nur viele, die bereits wankten, aufrecht zu erhalten; sondern auch solche, die schon abgefallen wären, wieder mit der Kirche zu vereinigen: da im Gegenverhalten zu befürchten stehe, daß durch das ewige Zaudern und Spielen, und durch gar zu große Strenge man der Religion immer noch mehr Schaden zufüge und, da man Alles erhalten wolle, man Alles verliere." . .

. . Genug nun!

Schlmstr. Bei Gott! Kaiser Ferdinand legt da so vortrefliche, erhabene Gesinnungen an den Tag, die ihn auf einer recht liebenswürdigen Seite darstellen. Wahrlich! wenn der Pabst die Bündigkeit dieser Gründe nicht einsah und anerkannte, und zugleich nicht eines Bessern sich überführen ließ: so müßte er entweder einen ganz unheilbaren Staar in seinem Auge haben, oder durchaus eines verstockten Herzens seyn!!

Pfarrer. Vielleicht beides zusammen. — Als dieses vom Kaiser schriftlich verfaßtes Gutachten zu Rom anlangte, kann ich euch nicht sagen, welch' äußerst scheele Augen man dort darauf hinrichtete. Der päbstliche Hof besorgte auf der Stelle eine Hinausschließung des ganzen Inhalts an alle bedeutendere Mächte Europens, in der schmeichelhaftesten Voraussetzung: diese würden nun ihren vollen Unwillen auf den Kaiser werfen. Nebstbei ließ man auch eine Abschrift davon unter die Protestanten verbreiten, der ungezweifelten Meinung: diese und Ferdinand würden dadurch nicht wenig ineinander verhetzet werden. — — Wer hätte sich wohl vorstellen sollen, daß der römische Hof in seiner Staatspolitik solche Verstöße und Misgriffe begehen konnte? — Denn einem jeden, der sich den Kopf nicht ganz eingefallen hatte, mußte es einleuchten, daß solche elende Machinationen und Praktiken gerade entgegengesetzte Wirkungen erzeugen würden. So geschah es auch. Alle

Höfe

Höfe zollten dem Kaiser ihren ungeheuchelten Beifall über sein weises Benehmen sowohl, als seine aufrichtige Denkungsart. Die Protestanten, die bisher immer gewähnt hatten: Ferdinand unterhalte mit dem Pabst ein geheimes Verständniß, und schmiede gefährliche Anschläge wider sie, gaben jetzt diesen Verdacht ganz auf, und waren mit dessen offenem, biederm Verhalten ungemein zufrieden.

Ein so widriger Mislaut das Wort „Konziliu m" den römischen Ohren auch immer seyn mochte, nichts desto weniger rieth der nunmehr so höchst kritische Zeitdrang ein solches an; welches jetzt im Jahre 1560 Pius IV. wieder nach Trient beschied. Er lud auch die evangelischen Fürsten und Stände ein, ihre Abgeordneten dahin zu schicken; wornach diese aber gar nicht gelüsteten.

Bauer. Wie mag es denn aber kommen, daß die Protestanten jetzt mit einem Male einem Konzilium sich gar so abhold zeigen, da doch selbst Luther öfters sich darauf berufen hatte? Oder hätten sie vielleicht jetzt plötzlich so wichtige Ursachen, ihr volles Mistrauen darein zu setzen?

Pfarrer. Es mag wohl so seyn. Ob nun und in wiefern ihr Miskredit auf ein Konzilium gegründet sey, und getadelt oder gebilliget zu werden verdiene: das wollen wir, von der schon hinlänglich bekannten Reformationsscheue der Päbste abgesehen, im Vorbeigehen etwas näher untersuchen und beleuchten.

Die Protestanten hatten im Grunde ihre Gesinnungen in Betreffe eines eigentlichen Konziliums gegenwärtig so wenig, als anfänglich Luther die seinige, geändert. Nur verlangten sie, was ich schon im vorigen Abend bemerkt habe, ein durchaus freies Konzilium, das heißt, ein solches, welches von allem eigenmächtigen Einflusse des römischen Pabstes ganz unabhängig wäre. Von welcher Art der päbstliche Einfluß auf einem zeither gewöhnlichen Kirchenrathe war, das muß euch ja doch im frischen Gedächtnisse noch haften aus der Epoche der beiden Konzilien zu Konstanz und Basel.

Schlmstr. O ja! — Und an jenes Konzilium dort unter Kaiser Heinrich V., wo das saubere Konkordat, durch die unvergleichliche Entscheidung des römischen (!!) heiligen Geistes, hervorspazirte, erinnere ich mich nicht minder lebhaft.

Pfarrer. Nun gut! Die päbstliche Einladung auf gegenwärtiges Konzilium betreffend, entgegneten die Protestanten mit trockenen Worten: „Es sey doch sonderbar, daß der Pabst zum Schiedsmann der Kirchenirrungen sich aufwerfe, da er doch selbst der Urheber aller Verwirrung wäre; und daß er ein Richter der Wahrheit seyn wolle, da er selbst die Wahrheit grausamer anfalle, als Niemand anderer. Von langer Zeit her sey es der Päbste vorzüglichstes Streben gewesen, alle Völ-

ker

ker widereinander zu verhetzen, und den Saamen der Zwitracht und Uneinigkeit auszustreuen, um im Trüben zu fischen, und ihre Macht durch die Entkräftung der Nationen zu verstärken. Sie — die Päbste hätten Aberglauben in die Kirche gebracht; die Finsterniß, die noch jetzt dem Lichte des Evangeliums entgegenstrebte, rühre von ihnen her. Sie — die Päbste wären die Verderber aller guten Sitten und der Religion, und wollten doch die Gesetzgeber und Vertheidiger der Kirche seyn." — —

Ferner beharrten die Protestanten darauf, daß das Konzilium seine Entscheidungen und Beschlüsse nur aus göttlicher Schrift herhole und darauf gründe; dabei aber keineswegs auf die oft so verdächtigen Traditionen Rücksicht nehmen sollte.

Bauer. Was ist denn Tradition? und warum wollten die Protestanten auch diese nichts gelten lassen?

Pfarrer. Unter Tradition (Erblehre — Ueberlieferung!) versteht man gemeiniglich nichts anders, als das einstimmige Zeugniß der gesammten Kirche über solche christliche Lehrpunkte, die zwar zum Theil als göttliche Offenbarungen, größtentheils aber nur als Disziplinarsachen anzusehen wären; welche nun aber im Evangelium, wie wir es in Händen haben, nicht sollen aufgezeichnet, sondern von den Aposteln zum Theil schriftlich und — zur Zeit — zerstreuet, dabei aber größtentheils mündlich und einzelnweise

se auf die nachfolgenden Christen sollen übertragen — überliefert worden seyn. Nach der Hand sollen dergleichen apostolische Traditionen von den so betitelten heiligen Vätern (den Kirchenlehrern, eigentlicher: Theologen ihrer Zeit!!) allmählig mehr, mittelst ihrer Folianten (großer, dicker Bücher!) in ein Ganzes zusammengetragen, und so bis auf unsere Zeiten ganz unverfälscht (?—!—) gekommen seyn. — — Was es nun aber mit dergleichen Traditionen, oder Erblehren, für eine Bewandtniß habe, hierüber wollen wir die Geschichte in gedrängter Kürze selbst sprechen lassen. *)

Daß die Apostel denen von ihnen errichteten Christengemeinden (Kirchen) manches Unterrichtende — das christliche Glaubenssistem und die Kirchenzucht betreffend — ertheilt haben, was in ihren Briefen eben nicht pünktlich und genau zusammenhängend aufgezeichnet ist, mag seine Richtigkeit haben; gleichwohl wußten hierüber selbst die unmittelbaren Nachfolger (Schüler) der Apostel schon nichts Bestimmtes und Sicheres ihren Zeitgenossen mehr mitzutheilen: nur mit Zuverläßigkeit sprachen sie von dergleichen apostolischen Traditionen.

Der heilige Ignatz, einer der allererstен Kirchenlehrer, kannte mehrere Bischöfe persönlich, die un-

*) Ueber das detaillirte Ganze lese man: „Kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit zur Beförderung einer freiern Prüfung des Katholizismus.“ Frankfurt. 1791.

unmittelbar von den Aposteln, vornehmlich vom Evangelisten Johannes, dessen Schüler er selbst war, als solche sind aufgestellt worden. Dieser Ignatz nun hatte mehrere Briefe, die Manches in Betreffe der apostolischen Traditionen enthielten, geschrieben. Ein gewisser Eusebius, ebenfalls ein Kirchenvater, macht späterhin Meldung von eben erwähnten Briefen, von ihrer Veranlassung und dem Inhalte derselben; jedoch wußte er niches mit Bestimmtheit darüber anzugeben, da er sich des Ausdrucks bediente: „Es gieng die Sage."

Ein anderer frühzeitiger Kirchenlehrer, (im J. 170.) Irenäus, bezeugt in seinem Briefe an einen sichern Florin: „Der heilige Polikarp (ein unmittelbarer Schüler der Apostel), habe elne Reise zum römischen Bischof Anizet gemacht, um mit demselben wegen der Osterfeier (als einer Disziplinarsache!) sich zu besprechen; sie hätten sich aber darüber nicht vereinigen können: ein jeder wäre seiner Meinung gefolgt." — Hätte nun Polikarp, als unmittelbarer Schüler der Apostel, eine schriftliche Ueberlieferung von diesen vorweisen, oder auch nur sicher auf eine mündliche sich beziehen können: gewiß müßte es ihm ein leichtes gewesen seyn, den Anizet dahin zu vermögen, daß er seiner Meinung geworden wäre.

In kurzem Verfolge fängt es bei manchem Andern, der kein unmittelbarer Nachfolger oder Schü-

Schüler der Apostel mehr war, und doch auch mit Traditionen aufwarten wollte, hierinfalls schon ziemlich zu spucken an. — Ein sicherer Papias, Bischof zu Hierapolis, verfertigte 5 Bücher, mit der Aufschrift: „Die Erklärung der Aussprüche des Herrn." Das mehreste darin fußte er auf Traditionen. Indeß spricht er gleichwohl nur „vom Hörensagen." — — — Dieses Hörensagens ungeachtet, nahm er keinen Anstand zu behaupten: „Nach der Auferstehung werden noch tausend Jahre seyn, innerhalb welchen Christus ein irrdisches Reich (? — ! —) auf Erden haben würde." — So albern und widersinnig diese Behauptung war, verleitete sie nichts desto weniger viele, zum Theil nicht ganz unbedeutende Schriftsteller und Lehrer, der nemlichen Meinung zu werden. *)

Manch-

*) Gewiß! mit den Traditionen mag es ein recht unrichtiges Verhältniß haben — gewöhnlich aus dem Grunde der Authorität. Der römische Bischof, Gregor I., welcher, ausser dem angenommenen Titel „Servus Servorum" auch zugleich wegen seiner schreibseligen Vielgeschwätzigkeit und Zeremonienliebhaberei, für den gescheidesten Pabst, und eben darum als „der Große" passirt, hat schon mit gewissem infallibeln Ernste die Meinung in Gang gebracht, und öffentlich gelehret: die bekannte Sünderin von Nain, von der Lukas am 7. K. 37 V. erwähnt, wäre mit des Lazarus Schwester (der sehr zuverläßigen Freundin Jesu!) eine und dieselbe Person gewesen. Diese Meinung behielt ihre ganze infallible Kraft bis in's sechszehnte Jahrhundert. Allein da im sechszehnten Jahrhundert bewies und entschied die theologische Pariser Fakultät: „daß Ma-

Manchmalen heischten es freilich Zeitumstände, daß man sich hier und dort auf Traditionen berufen mußte. Denn schon frühzeitig zeigten sich falsche Lehrer, welche den reinen Sinn, und schlichten, einfachen Wortverstand des Evangeliums gefährlich anfochten; und mit ihren gekünstelten Irrbegriffen ebenfalls auf gewisse mündliche Traditionen der Apostel sich beziehen wollten. Schon die Väter des zweiten Jahrhunderts sahen sich demnach bemüßiget, dergleichen durchaus falsche Traditionen ihrer Gegner mit zuverläßigern und bewährtern zurückzuweisen und zu entkräften.

In Betrachte der apostolischen Traditionen, welche einzelne Glaubenslehren, gemeiniglich aber nur Disziplinarangelegenheiten berührten, konnte man sich im zweiten Jahrhundert wohl noch auf die mehrsten Bischöfe verlassen; weil sie durch der Apostel schriftliche und mündliche Unterweisung unmittelbar gebildet, größtentheils auch von diesen als Religionslehrer angestellt waren, und zugleich der apostolische Geist in ihnen athmete. Das war um so nothwendiger, da die Schriften der Apostel (ihre Epistel — Sendschreiben) noch immer nicht in ein Ganzes gesammelt waren. *)

In-

---

ria Magdalena, und Maria, die Schwester des Lazarus, sodann die (so eben berührte) Sünderin von Nain, ganz zerschiedene Personen seyen.

*) Sollte dies nicht zu der gar nicht grundlosen Vermuthung berechtigen, daß die Väter, besonders des zweiten Sekulums,

Indeß aber müssen solche Traditionsbeziehungen stets und allweg ihren Grund in der Schrift selbst haben. Redliche, partheilose, mit der Wahrheit vertraute und dafür eingenommene Kirchenlehrer erkannten das gar wohl, und machten es zu einer unbedingten Erforderniß. „Die Wahrheit," sagt Klemens von Alexandrien, „muß nicht durch menschliche Zeugnisse; sondern durch des Herrn Wort bewiesen werden." — Ein für alle Male! die Schrift — das Evangelium — allein ist die eigentliche Beweisquelle des ächten Christenthums.

Ueber die muthwilligen Falschspieler der Traditionen ärgerten sich unter andern Tertullian, und besonders Origenes; letzterer mit den nachdrucksamen Worten: „Wenn man nicht so häufig die Christusreligion mit Philosophie (Platonis'm!), mit unschmackhaften **Menschenmeinungen** verunstaltet hät-

---

tums, mit „Traditionen" die noch nicht in Eins gesammelten Epistel der Apostel meinten? wie auch derselben mündlichen, auf diese Sendschreiben beziehenden Unterricht?! Das wird um so wahrscheinlicher, da Ignatz die Christen von Philadelphia zu der Bibel, (K. 5.) zu den Propheten, (K. 8.) an das Evangelium verweiset, um die Religionsstreitigkeiten beizulegen. . . . . Ganz richtig! wenn es in einer neuern Schrift: „Neues Museum der Philosophie und der Litteratur" heißt: „Die Bibel ist aus dem Christenthum entstanden, nicht das Christenthum aus der Bibel." — „Die bibelschen Schriften waren aus Tradition entstanden." — „Diese hatten unter den ersten Christen auch nur ein historisches Ansehen." — — —

hätte: wieviel einfacher müßte das katholische Glaubensgebäude geblieben seyn?! — —

Wenn nun mit mehrern andern zu seiner Zeit schon Origenes, der im dritten Jahrhundert (230.) lebte, so sehr Ursache hatte, über Traditionsverfälschungen zu klagen; um wie vielmehr ist man befugt, mit allem Mistrauen, und mit tiefer Verachtung jenen verworfenen Falschspielereien zu begegnen, welche die Päbste und Mönchstheologen mit ihren so genannten Traditionen in den mitleren Jahrhunderten so willkührlich und schnöde verübten: wozu ihnen die dichte Finsterniß und Barbarei des Zeitalters nicht günstiger seyn konnte! — Als Beleg reichte der blose Ablaßkram schon hin, der eine der häßlichsten Ausgeburten der vom Pabst- und Mönchthum fabrizirten Traditionen ist.

Soviel im Kurzen von Traditionen. Nun auch etwas weniges von Konzilien.

Zuvörderst müßt ihr wissen, daß in der ersten Kirche eine gewisse Denkfreiheit herrschte. Gieng darin ja Ein- und Anderer zu weit, und machte er sich kein Bedenken, offenbare Irrthümer mit Hartnäckigkeit zu behaupten und auszustreuen: so ward er, nach dem sanften Geiste des Evangeliums, eines Vernünftigern belehret; im Falle der Verstocktheit aber von der Kirchengemeinschaft abgesöndert. Von einer oberrichterlichen Gewalt des römischen, oder was immer für eines andern Bischofs,

schofs, in Glaubenssachen wußte man zur Zeit noch nichts. *). Hierüber wollen wir einen sichern Bischof Ziprian auf der Sinode (Zusammenkunft der Kirchenvorsteher) zu Karthago im Jahr 256 hören, wo er sagt: „Keiner unter uns wirft sich zu einem allgemeinen Bischof auf, oder zwingt seine Amtsgenossen durch einen tirannischen Schrecken, ihm zu gehorchen; indem ein jeder Bischof nach seiner freien Gewalt denken kann, wie es ihm gefällt: und eben so wenig von einem andern gerichtet werden darf, als er einen andern richten kann. Wir wollen vielmehr alle auf das Gericht unsers Herrn Jesu warten, der allein die Macht hat, uns die Regierung seiner Kirche zu übergeben, und unsere Handlungen zu richten."

Der Bischof Eusebius von Zäsarea wußte im vierten Jahrhundert (325.) noch von keinem unfehlbaren Tribunal (Gerichtshof) der Kirche, vor welchem die zweifelhaften oder strittigen Glaubensfragen entschieden werden sollten. Der Grundsatz: „Die Kirche hat den Satz entschieden, also ist er unfehlbar gewiß," war wenigstens in den drei ersten Jahrhunderten durchaus unbekannt.

Bald nachher aber, und wirklich schon im vierten Jahrhundert, begann es auf den Sinoden — Konzilien — theils verwirrt genug, theils recht anmassungsvoll herzugehen. Die Griechen waren überhaupt sehr hitzige, spekulative (grübelnde), grö-

*) S. I. B. III. Ab. S. 206 — 207.

größtentheils auch ziemlich schwärmerische Köpfe, die über dem geradesten und schlichtesten Wortverstande der so einfachen Lehre des Evangeliums brüteten; bald diesen bald jenen Schrifttext aus dem fortlaufenden Inhalte einzelnweise herausrissen; denselben einseitig herumzerrten; jetzt diesen, ein andermal jenen geheimnißvollen Sinn darin aufspürten: und sofort die einfache Christuslehre in die bizarresten, aber nach ihrer Meinung, hochwichtigsten Subtilitäten und Misterien einhüllten. — — Einer suchte es dem andern in derlei misteriösen (geheimnißvollen!) Grillenfängereien bevorzuthun: worüber sie ein Langes und Breites schrieben, disputirten, fochten und — sich gewöhnlich nicht verstunden.

Weil es nun eben keine Seltenheit war, daß mittelst solcher spitzfindigen, misteriösen Spiegelfechtereien am Ende selbst der gemeine Haufen geärgert und irregeführt wurde: so erachteten es die Bischöfe, unter denen mehrere gar oft selbst solche Religionsklopffechter waren, für diensam, an einem bestimmten Orte sich zu versammeln, um die obwaltenden Misverständnisse über Religionsgegenstände zu beseitigen. Das hieß man denn eine Sinode, oder Kirchenrath.

Da auf dem Throne zu Konstantinopel bereits christliche Kaiser saßen, und aus dergleichen geheimnißvollen Religionsquacksalbereien öfters bedenkliche Gährungen und Unordnungen im Staate

zu erwachsen drohten: so hielten es die orientalischen Beherrscher für eine unerläßliche Regentenpflicht, bei diesen nicht selten recht stürmischen Sinoden mehrstentheils den Vorsitz (Präsidium!) zu führen, damit da keine Staatsbefährdungen mit unterlaufen möchten. Da die versammelten Bischöfe oft über die kleinlichsten, nichtsbedeutensten Gegenstände sich herumzankten; so ergab sich hier und da der Fall, daß ein Kaiser mit seinem Machtansehen auf einen Sinodalschluß drang, der sodann, weil denn doch die Herren Bischöfe öfters nicht einig werden konnten, und fast allezeit auch das Politische damit verwebt war, zugleich als ein geltendes Reichsgesetz bekannt gemacht ward.

Konstantin der Große, und erster christlicher Kaiser, veranstaltete im Jahr 325 eine allgemeine Sinode (Concilium oecumenicum!) nach Nizea, auf der beiläufig 300 Bischöfe aus allen Ecken und Enden erschienen. Die Veranlassung dazu war: ein gewisser Arius stritt und zankte sich heftig mit seinem Bischofe über die **Göttlichkeit Christi** und dessen **Person** — zum offenbaren Anstoß und Aerger mancher **ängstlichfrommen Seele.** — — — Beide hatten Anhänger und Verfechter ihrer Meinungen: und die hier zu Nizea versammelten, anbei aber in zwei gegenseitige Partheien getheilten Bischöfe konnten nun natürlich über den herrschenden Meinungszwist keine Entscheidung aussprechen; so daß endlich der

Kai-

Kaiser den Geist der Zwitracht zu ersticken sich bemüßiget sah.

Von diesen zu Nizea versammelten Bischöfen schreibt ein sicherer Sabinus: „Daß sie ungelehrte und einfältige Leute gewesen wären.“ Die gescheidern fanden sich demnach dort lieber gar nicht ein. — — — Jemand anderer, nemlich Sozomen, dem man nicht den Verdacht einer Heterodoxie (Irrlehre) Schuld giebt, sagt: „Die ganze Sache sey einem nächtlichen Treffen nicht unähnlich gewesen; beide Partheien hätten nicht gewußt, warum sie durch wechselseitige Verläumdungen einander zu verfolgen angefangen hätten.“ — — Wirklich ward diese immerhin sehr zahlreiche Sinode gleichwohl selbst von mehrern nachfolgenden Bischöfen ganz gering geachtet, aus dem Grunde: weil der Sieg stets nur dort Statt hatte, je nachdem der Kaiserhof den Meinungsdisputat dieser oder jener Parthei begünstigte.

Nicht lange darnach (im J. 335.) ward eine Sinode zu Jerusalem gehalten, welche jetzt die vorhergehende Glaubensentscheidung von Nizea wieder aufhob, oder wenigstens ihre Verpflichtungskraft widerrief; und doch waren hier viele Mitglieder gegenwärtig, die vorhin der Sinode zu Nizea beigewohnt, und den Beschlüssen derselben ohne Weigerung zugestimmet hatten.

Konzilienhalten war nun einmal im Orient schon an der Tagesordnung. Auf Zuthun des

Kai-

Kaisers Konstans kam eine allgemeine Sinode zu Sardika in Illirien zu Stande, wo 73 orientalische, und 97 Bischöfe aus dem Okzident zusammentrafen. Gehäßiger Partheigeist, der nun schon herkommliche Sitte ist, gestattete auch hierorts keine friedfertige Verständigung; und weil da auch wohl ein **bischöflicher Nationalstolz** mit Platz mochte gegriffen haben: so trennten sich die Herren Kirchenprälaten des Okzidents von denen des Orients, und hielten, etwa um das Jahr 343, eine besondere Sinode zu Philippopolis. Das possierlichste dabei war: beide Partheien verketzerten einander. — — —

Nicht minder geschäftig — je nachdem eben die Hofluft wehte — war der wechselseitige Verketzerungsgeist auf den Sinoden, die zu Sirmich in den Jahren 351, 357, 358, 359 gehalten wurden. Von einer andern großen Sinode zu Rimini schreibt der heilige Hieronimus: „Die ganze Welt habe sich verwundert, daß sie nun auf einmal sey arianisch geworden.“ . . .

Bauer Aber über was stritt und raufte man sich denn immer so heftig und anhaltend?

Pfarrer. Auf allen diesen sonderbaren Konzilien verdisputirte man sich, ausser mehrern andern Spitzfindigkeiten, noch stetsfort und ganz vorzüglich über die Göttlichkeit Christi — in Betre-

se seiner Person und ein- oder zweifachen Natur.

Schlmstr. Ach! nun glaub' ich's recht gerne, daß diese Herren Subtilitätsköpfe über dergleichen Streitfragen sich nicht verstunden. — Da ich mich nicht zu erinnern weiß, daß im ganzen Evangelium auch nur eine Stelle anzutreffen wäre, die einen eigentlichen und zureichenden Aufschluß über eine zwei- oder einfache göttliche Natur unsers Heilandes enthielte: so mußten denn freilich diese Herren hierinfalls die Zuflucht zu ihrer feurigen Einbildungskraft nehmen; und dergleichen überspannte Hitzköpfe, weiß man wohl, kommen in ihren seltsamen Meinungen, betreffe es hernach politische Gegenstände oder Religionssachen, gar selten überein. — — Nun bin ich aber der festen Ueberzeugung, daß diese disputirsüchtigen Bischöfe, mit solch' einer subtilen Naturuntersuchung, bei unserm göttlichen Erlöser sicher eine schlechte Ehre werden aufgehoben haben. — Ueber den angeregten Gegenstand da ist mein Glaubensbekenntniß dieses: Christus ist wahrer Gottes- und Menschensohn, für den er sich selbst öfters und ausdrücklich erklärt hat; das glaub' ich. Seine ordentlich mit vom Himmel gebrachte Lehre — Religion — ist **wahrhaft göttlich**, das glaub' ich ebenfalls fest und standhaft, und würde, im Erforderungsfalle, mein Blut und Leben darüber hingeben. Nun glaub' und bekenne ich

aber auch nicht minder fest und standhaft: daß die einfache, göttliche Jesusreligion nicht sofast Einheit oder Einigkeit in **Bischofsmeinungen**, als vielmehr Einheit, Uebereinstimmung des innern Sinnes — des Herzens mit den äusserlichen Handlungen von uns fordere; denn dies Letztere war bei Gründung des Christenthums ja doch eigentlich allein die wahre Absicht — der einzig ausgesteckte Zweck Jesu und seiner Apostel. — — — Oder ließ't und ersieht man das nicht aus hundertfältigen Stellen der vier Evangelisten, wie auch in den Sendschreiben der übrigen Apostel?! Also gehandelt — seinen Glauben nach dem moralischen Inhalte der Lehre Jesu und seiner Apostel geformt; denselben durch Tugendwerke — durch Redlichkeit und allgemeine Menschenliebe, durch möglichst unbescholtene Geradheit und Rechtschaffenheit seines Wandels gezeigt und bewährt! — Das macht schon hier zufrieden und glücklich; das gewährt, selbst bei schweren Prüfungen, stillen, behaglichen Frohsinn; das endlich sichert uns jenseits die seligste Vergeltung für alles hiernieden erlittene Ungemach zu . . . . . Aber sich nicht über misteriöse Subtilitäten gestritten und herumgezerrt!! Das taugt zu weiter nichts, als eben nur dazu, um wilden Sektengeist zu befördern; ärgerlichen Religionszwist zu verbreiten und zu unterhalten; sofort die etwa schon segenreich hervorsprossende Blüthe der Moralität (Sittlichkeit) in ih-

ihrem ersten Aufkeimen zu ersticken und abzuknicken ! ! !

Pfarrer. Mit so herzlicher Wärme und treffender Bündigkeit er da gesprochen hat; nichts desto weniger, mein guter Schulmeister, würde er bei manchem gallsüchtigen Zeloten (blindem Eiferer!) für einen gefährlichen Neuerer und frechen Ketzer passiren. — — Doch weiter!

Im Jahre 381 ward eine allgemeine Sinode nach Konstantinopel beschieden. Gregor von Nazianz, der eben damals in dieser Kaiserstadt die bischöfliche Würde begleitete, konnte sich nicht entschließen, darauf zu erscheinen, aus dem einfachen Grunde: weil ihm die stürmischen Auftritte bei solchen Gelegenheiten nur allzu bekannt waren. In dieser Hinsicht schreibt er also: „Ich, wenn ich der Wahrheit das Zeugniß geben soll, bin so gesinnet, daß ich jede Zusammenkunft der Bischöfe meide; denn noch nie sah ich, daß sich jemals eine glücklich und fröhlich geendiget, und nicht vielmehr das Uebel vergrößert hätte. Ihre Herrschsucht, und ihre hartnäckigen Zänkereien lassen sich mit Worten nicht beschreiben." — Ein anderes Mal vergleicht er eine frühere, um das Jahr 377 gehaltene Bischofsversammlung mit Zusammenkünften von „**Kranichen**" und — „**Gänsen**": wo man nichts, als schnatterndes Gelärm und Aufdeckung bis daher verborgener Schandthaten höre, daraus wechselseitiger Sektenhaß entstehe.

 Eine

Eine allgemeine Sinode ward im Jahr 431 nach Ephesus ausgeschrieben. Hier disputirte man sich wieder auffer Athem über die schon berührte Frage: „Ob? und wie? in der einen Person Christi zwei vereinigte Naturen seyen, oder nur eine — und zwar göttliche.“ — — — Diese neuerdings aufs Tapet gebrachte Subtilität verursachten der Patriarch Nestorius zu Konstantinopel, und der Patriarch Zirillus zu Alexandrien. Ueber ihrer misteriösen Wortglauberei konnten und wollten sie sich wohl auch darum nicht verstehen; weil sie einen persönlichen Groll, aus Ehrgeiz veranlaßt, wider einander hegten. Zirillus warf nemlich auf den Patriarchenstuhl zu Konstantinopel ein lüsternes Auge. Auf seiner Seite hatte er den römischen Bischof Zölestin.

Aus dieser Sinode, auf der die empörendsten Vorfälle von Bosheit, Heuchelei, Pfaffenstolz, und sogar Grausamkeit herrschten, entspann sich im Jahre 451 die allgemeine Sinode zu Kalzedon. Der hier obwaltende Unfug ward beigelegt — durch einen Machtspruch des Kaiserhofes.

Eine zweite allgemeine Sinode zu Konstantinopel kam 553 zu Sand. Sie war ein Werk des Kaisers Justinian; worüber zwischen ihm und dem römischen Bischof (Pabst!!!) Vigilius eine nicht unbedeutende Mishelligkeit erwuchs. Allein der Kaiser, mit der Parthei seiner ihm ergebenen Bischöfe, blieb seiner dabei einmal gefällten Sen-

tenz

ten; getreu, und erhob selbe in einem Edikte zum Kirchengesetz.

In einer dritten Sinode zu Konstantinopel 680 ward die noch stets andauernde Streitigkeit mit den sogenannten Monotholeten (Einheitsverfechtern — — !) zur Sprache genommen und — verdammet, und zwar blos aus den Schriften (gesammelten **Meinungen**!!) der heiligen Väter, oder so betitelten Kirchenlehrer vorhergehender Zeiten; keineswegs aber nach den Grundtexten der Schrift. . . . . Von jetzt an beriefman sich bei Auseinandersetzung und Entscheidung streitiger Religionsangelegenheiten gewöhnlich allein auf die Väter — mit Beseitigung der Bibel.

Im Jahre 787 trat die zweite allgemeine Sinode zu Nizea zum Vorschein; welche sich über dem Bilderdienste, vornehmlich von Kaiser Leo Isaurikus und seinem Sohne und Thronfolger her, entsponnen hatte. Letzterer hatte 754 zu Konstantinopel der Bilderverehrung halber ein Konzilium zusammenberufen, wo solche von den Bischöfen ist verworfen worden. Wie angestrengt die römischen Päbste, im Vereine mit dem Mönchthum, sich dagegen stemmten, wird euch noch nicht entfallen seyn. Nun schlug sich die Kaiserin Irene, eine überaus mönchisch-fromme Matrone, auf die Seite der Päbste und Mönche, zu deren Behufe sie 787 die Sinode zu Nizea veranstaltete, und den Bilderdienst feierlich gutheißen, gegen

die

die Anfechter desselben aber stenge Ahndungen verhängen ließ. — Was vermag ein **andächtiges** Frauenzimmer nicht Alles auf manche Geistliche! — ! — ! — Weil nun die ganze Verhandlung, unter dem anmuthigen Einfluß und Schutze der frommen Irene, für den römischen Pabst und dessen Mönchthum gar sehr ersprießlich ausgefallen war: so ward eben darum diese Sinode „eine durchaus allgemeine" — das heißt: ein für die gesamte Christenheit geltender und allweg verpflichtender Kirchenrath (Concilium oecumenicum?!) genennet; das er doch gewiß nicht war. Denn daß im Okzident Kaiser Karl der Große mit seinen Bischöfen, und die engländische Nation, zur Zeit einer ganz andern Meinung und Handlungsweise waren, wird euch gleichfalls nicht unbewußt seyn. *) Uebrigens haben gleichwohl die Beschlüsse dieser nizänischen Sinode unter den nachkommenden Herrschern Griechenlands wieder zerschiedene, abwechselnde Schicksale erfahren müssen.

Endlich die vierte allgemeine Sinode zu Konstantinopel, im Jahre 869, hatte ihr Entstehen und ihren Ausgang dem allergehäßigsten Sektengeiste, den niedrigsten Intriguen und Kabalen (Hinterlistungen und Schelmenstreichen!!) zweier Nebenbuhler um den Patriarchenstuhl von Konstantinopel zu verdanken. Nun

*) Ein Mehreres über Bilderdienst lese man nach im I. B. I. Ab. von Seite 58 bis 70.

Nun denn, meine Freunde! aus dem Allen da mögt ihr leicht selbst entnehmen, wie vielen und welchen Anspruch die Konzilien auf Infallibilität (Untrüglichkeit!) zu machen haben. . . . . .

Nach dem ansteckenden Verführungsbeispiele der griechischen Sinodalwuth glaubte man sich auch im Okzident richten zu müssen; daher auch da manche solche **Bischofsversammlung** Statt hatte: wo bald Verordnungen und Beschlüsse zu Kirchengesetzen erhoben, bald wieder zurückgenommen und umgestossen wurden. — Was übrigens da für ein verwunderlicher Geist möge geflattert haben, und welche hochwichtige Dinge manchmalen müssen vorgenommen und verhandelt worden seyn, diene Nachstehendes zum Belege.

Zu Frankfurt wurde im Jahre 794 ein Konzilium veranstaltet. Die dort versammelten Väter (!!) ließen sich nun mit einem gar ernsthaften Tone verlauten: „Die einige Jahre zuvor geherrschte Theurung (die Aehren waren nemlich an Körnchen größtentheils leer befunden worden, das vermuthlich von einem starken Melthau, oder auch versengenden Reife herrührte —) sey durch die Teufel verursacht worden; weil man den Zehnten nicht getreu abreichte. Die Teufel selbst hätten das dem zuhorchenden Volke durch ihr Geheul und gräßliches Geschrei vorgeworfen. — — —

Schlmstr.

Schulmstr. Ei doch, was ich höre! — Diese Herren Teufelchen müssen sich für das Zehendgeben ungleich besser interessirt haben, als mancher Bauer zur Abreichung der Läutgarben für für seinen oft so armen Schulmeister, der mit Weib und Kindern das ganze Jahr am Hungertuche nagen und kauen muß, sich verstehen mag. — Da ward neulich das so genannte Wetterläuten durch einen landesherrlichen Befehl freilich durchweg untersagt; allein nichts desto weniger hör' ich, daß hier und dort mancher meiner Kollegen beim Heranzuge jeder donnerschwangern Wolke mit seinen hochgeweihten, und eigens für die Hochgewitter getauften Glocken einen gewaltigen Lärmen macht. Und warum? — „Läutet der Schulmeister nicht mehr zum Wetter," sagen die naseweisen Bauern, „so geben wir ihm auch keine Läutgarben u. drgl. mehr." — Was will nun der arme Tropf thun! Etwa mit seinen Bauern einen langwierigen und kostspieligen Prozeß und Klaghandel anfangen? wo er am Ende mit diesen wohlhabenden Kauzen nur wenig oder nichts ausrichten würde; denn man weiß wohl: mancher Land- und Distriktsbeamte kümmert sich um so unbedeutende Geringfügigkeiten, wie ein Dorfschulmeister und das Wetterläuten ist, nur gar selten. Mehrere Schulmeister, weil sie nun doch meistens zu Gnaden ihrer Bauern leben müssen, in vielfältiger

Hin-

Hinsicht ihre Sklaven sind, und bei mancher neuen — immerhin bessern Einrichtung — doch nicht gern erhungern wollen, bleiben also lieber beim Alten und — läuten wacker zum Wetter. — So in noch gar vielen Stücken!!! Mancher Pfarrer, der immer so gerne dem herkommlichen alten Schlendrian huldigt, läßt es ungerügt geschehen und — lacht sich in die Faust. — — *Probatum est!*

Pfarrer. Recht, mein lieber Schulmeister! hat er freilich. — Doch das jetzt bei Seite!

Das Ganze, was wir bisher in Betreffe der Konzilien vernommen haben, kann einsweilen in zwei Perioden (Zeitverläufe) eingetheilt werden. In der ersten Periode der Christenheit galt der allgemeine Kirchenglaube; denn weil da die Lehre Jesu und der Apostel noch stets ziemlich rein und möglichst unverfälscht, sowohl unter den allenthalben zerstreuten Christen, als besonders bei ganzen Christengemeinden, im Umlaufe sich erhielt: so dachte Niemand an eine so betitelte Unfehlbarkeit, viel minder, daß es Jemanden beigekommen wäre, auf solch' eine seltsame Eigenmächtigkeit Anspruch zu machen. — In der zweiten Periode nahmen, unter dem Einflusse und der manchmal willkührlichen Leitung der orientalischen Kaiser, die Entscheidungsreihe in Religionsgegenständen die Versammlungen der Bischöfe ein. Hier fieng man schon an, mit persönlichen Vorzügen und mit einer

Art

Art Infallibilität sich zu brüsten; was es aber damit bei Religionsentscheidungen für eine Bewandtniß habe, wissen wir, obwohl nur im Vorbeigehen, doch zur Genüge.

Nun kömmt noch eine dritte Infallibilitäts-Periode hinzu, wo nemlich die römischen Päbste als allein unfehlbare Schiedsrichter in Glaubenssachen auftreten. Den Grundstein hierzu legte Gregor VII. dadurch, daß er die auswärtlgen Bischöfe mittelst des unbedingten Eides, den er ihnen vorschrieb und abtrotzte, sich zu Sklaven machte. Somit ward ihnen zugleich auch die Stimmenfreiheit auf den Konzilien ordentlich geraubt.

In späterm Verfolge erlitt jedoch das ertrotzte Ansehen der päbstlichen Infallibilität eine ziemliche Erschütterung durch die, uns wohl noch bewußte, Eigenthumszänkerei mit den Franziskanern, *) bei welcher Gelegenheit der exkommunizirte Kaiser Ludwig V. vom Pabst an ein allgemeines Konzilium appellirte. — Mancher Pabst begieng noch obendrein den politischen Misgriff, daß er es mit seinem ohnehin schon verdächtigen Infallibilitäts-Prädikat selbst verdarb; indem hier und da Einer, blos aus persönlicher Abneigung, den Beschlüssen seines Vorgängers widersprach, oder solche wohl gar entkräftete:**) sonach mußte

*) S. I. B. VI. Ab. S. 394 — 399.

**) Wie es einstmals Pabst Johann XX. seinem Vorfahrer Nikolaus III. auf sehr frappante Weise gethan hat.

te natürlich die hochpreißliche Unfehlbarkeit der Päbste allgemach mehr finken. Dazu noch das große, von drei gleichzeitigen Päbsten herbeigeführte, langwierige Schisma, das nur erst getilgt werden konnte auf dem Kirchenrathe zu Konstanz, wo die ungetheilte Sentenz dahin entschied: „**Ein Konzilium ist über den Pabst.**“

Seit dieser Epoche schien es das Ansehen gewinnen zu wollen, als ob nach und nach der Grundsatz der allerersten christlichen Jahrhunderte wieder herrschend werden könnte; „**Die Konzilien können mit Zuverläßigkeit nichts entscheiden, ausser was in der Schrift enthalten ist, und darauf sich gründet.**“ — — Sonder Zweifel hatte der muthvolle, unerschrockene, aber auch so unglückliche Huß diesen Lichtfunke in manchem empfänglichen Kopfe angefächelt.

Diesem allbereits ziemlich stark kursirenden Grundsatze waren die Päbste mit ihren Mönchstheologen äusserst gram; daher sie auch nunmehr jedes Konziliun zu hintertreiben nichts unversucht ließen: wofür das zu Basel uns ein hinreichender Beweis ist. Heischten ja doch dringende Zeitumstände eines; so geschah es gemeiniglich nach dem Lateran zu Rom, oder einer Stadt in Italien. Denn die Päbste durften sich zum voraus schmeicheln, daß sie da mit ihren wälschen Bischöfen, als ihren vorzüglichsten Sklaven, die Oberhand

alle

alle Male behaupten würden, um auf solche Art doch immer noch einige Reste ihrer angefochtenen Infallibilität zu salviren. Gleichwohl wollte es damit nimmer recht vorwärts; und Luther hatte diese Infallibilität so derb gerüttelt, daß es für immer um sie geschehen zu seyn schien. Allein glücklicher Dinge benützten die römischen Päbste einen gewissen Zeitpunkt, wo sie ein neues, zahlreiches und muthiges Freikorps errichteten, und dasselbe mit ganz besondern Privilegien und Protektionen in ihren Sold nahmen. Dieses Freikorps sind — die Jesuiten, die sich durch einen feierlichen Eid eigens dazu verpflichteten, die eifrigsten Verfechter der päbstlichen Unfehlbarkeit seyn zu wollen. Auf diesem Wege nun wurden noch bis auf den heutigen Tag einige, kleinere und größere, Infallibilitäts-Trümmer durch die mehresten Schultheologen beim katholischen Pöbel in sicherer Verwahrung hinterlegt. — — — Man darf annehmen: die Jesuiten — mit und ohne steifen Halskragen — waren von Anbeginn die ordentliche „Ehrenlegion" des römischen Hofes. . . . .

Auf dem Konzilium zu Trient ward demnach, was nicht anders zu erwarten war, dem Pabst seine, seit längerer Zeit her in Anspruch genommene, Infallibilität förmlich wieder zugesprochen von dem Freikorps der verwunderlichen „Jesusgesellschaft." Mit ganz ausnehmender Em-

Emphase (Angestrengtheit!) sprach der Jesuitengeneral Lainez dafür; also zwar, daß die ganze Versammlung in eine nicht geringe Gährung darüber gerieth. Unter andern paradoxen Seltenheiten entblödete er sich nicht, zu behaupten: „Wenn es heißt: daß die Väter im heiligen Geiste versammelt sind; so ist das nichts anders, als daß sie durch den Pabst (also wären der Pabst und der heilige Geist eine und dieselbe Person? — ! —) versammelt seyen, um dasjenige zu verhandeln und zu beschließen, was **mit Genehmhaltung des Pabstes** — als eine Verordnung des heiligen Geistes angesehen werden muß. Denn wie könnte man sonst sagen: daß ein Dekret vom heiligen Geiste gemacht sey, da es doch der **päbstlichen Bestättigung bedarf, um gesetzliche Kraft** zu erhalten? — — In allen Konzilien, so zahlreich sie auch seyn mögen, entscheidet der Pabst." — — —

Schlmstr. Wie! ist das nicht wieder eine der allergrellsten Gotteslästerungen? — ! — Also was der heilige Geist dekretirt (?!) haben soll, das muß erst auf die **Bestättigung** des römischen Papstes harren, damit es so eine gesetzliche Kraft und Giltigkeit erlange? — ! — O! du guter heiliger — du göttlicher Geist! sogar

auch

auch **du** mußt dich zur Kreatur — zum Sklaven des römischen Hofes herabwürdigen lassen? — — —

Pfarrer. Dem obigen fügte er zugleich an, und sagte: „Aus dem folgt aber nicht, daß ein Konzilium entbehrlich und unnütz sey. Es dient dazu, um eine Sache genauer zu untersuchen, die **Welt leichter zu bereden**, und ihr ein Genüge zu thun." — — —

Bauer. Ach, so wohl! „Die Welt leichter zu bereden?!" — Das heißt wohl mit andern Worten: dem gemeinen Haufen einen blauen Dunst vor die Augen gleichsam hinzaubern!! Aus dem Wenigen da merk' ich nun wohl, daß die Jesuiten das übrige Mönchthum an frecher Unverschämtheit, und frömmelndem Volksbetrug weit hinter sich lassen. Jetzt wundert's mich gar nicht mehr: warum das tollsinnige Geschwätz des Jesuiten Lainez Aerger und Galle bei den versammelten Vätern erregte.

Pfarrer. Jedoch mit Ausnahme. Bei den Kreaturen des Pabstes, und den wälschen Bischöfen fand diese Rede freilich den vollkommensten Beifall. Allein bei weitem der größere Theil der übrigen auswärtigen Bischöfe und nicht stupider Theologen nannte dieselbe äußerst verwegen und ketzerisch. Besonders sagte der Bischof von Paris: „Die Päbste hätten seit dreihundert Jahren

den

den neuentstandenen Mönchsorden nur darum so viele Exemtionen und Privilegien verliehen, um durch sie den Bischöfen nach und nach alles Ansehen, und alle ursprüngliche Rechte zu rauben. — Was hätte man nicht erst von den Jesuiten zu befürchten, welche, nach dem Urtheile der Sorbonne, weder geistlich noch weltlich; welche dem Glauben gefährlich seyen; welche den Frieden der Kirche störten" — — — Ausser den französischen waren auch alle spanische Bischöfe und Prälaten der nemlichen Gesinnung.

Um euch, meine Freunde, einigen Begrif und beiläufigen Vorschmack von den römisch-kirchlichen Wichtigkeiten, die unter andern auf dem Konzilium zu Trient zur Sprache kamen und verhandelt wurden, vorläufig beizubringen; will ich euch nur den einzigen Fall ausheben. Die wälschen Bischöfe, unter dem Vorsitz und der Direction der päbstlichen Legaten, behaupteten: Ihre bischöfliche Jurisdictionsgewalt hätten sie lediglich nur vom Pabste." Der uns schon bekannte Jesuitengeneral Lainez stimmte ihnen kräftig bei; die spanischen und französischen Bischöfe aber verfochten das Gegentheil. Der Papst Pius IV. war über diesen Streitpunkt sehr ungehalten, und brach ihn mit der infallibeln Sentenz ab:" Die Bischöfe seyen (gleichwohl!) über die andern Priester.

Schlmster. Nun ja! Das ist in der That eine ziemliche Seltsamkeit, daß die Bischöfe ihre Jurisdictionsgewalt nur vom Pabst haben sollen! Aber ich erinnere mich gar wohl, daß Christus irgendwo (Joh. 20, K. 21 V.) zu den Aposteln insgesammt gesagt hat: „Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Da hat es denn nun freilich alles Ansehen, daß die geradesten, schlichtesten Ausspräche des Erlösers bei seinen sogenannten Statthaltern weder Werth noch Authorität mehr haben. — Wie soll man das deuten?

Pfarrer. Nicht anders, als weil die paradoxen Aussprüche des Mönchthums den Ehrgeiz der Päbste gar sehr kützelten, und dadurch derselben infallibles Machtansehen ungemein befördert wurde. Ein sicherer wälscher Bettelmönch, Augustin von Ankona (bekannter unter dem Namen „Triumfus!“) aus dem Eremitenorden des heiligen Augustins schrieb zur Zeit des Pabstes Johann XXII. ein Buch, das er demselben auch dedizirte (widmete). Darinn brachte er unter andern kauderwälschen Raritäten den zeither noch nie erhörten Satz auf die Bahn, mit der Behauptung: „Des Papstes Gewalt allein kömmt von Gott, die geistliche sowohl als die weltliche; und in doppelter Hinsicht ist sie die höchste. Der Pabst allein ist der Bräu-

tis-

tigam der allgemeinen Kirche; dagegen ist der Bischöfe Jurisdiktion blos allein vom Pabst ihnen zugetheilt" — — *) Genug!

Nach zwei Jahren (1562.) kam endlich das Konzilium, womit die Päbste die Deutschen, mitunter auch alle Nationen, über 40 Jahre so schändlich äfften, wiederum in Trient zu Stande: allwo jetzt, ausser den päbstlichen Legaten, 112 Bischöfe, fast lauter Italiener und Spanier, sich einfanden. Dieses Konzilium heißt man gewöhnlich die Krone (!!!) aller Konzilien. — —

Wenn

*) Wer sollt' es sich auch nur träumen, daß dieser allerelendeste, vom Mönchthum aufgespürte Grundsatz bei den Päbsten noch heut' zu Tage in seiner ganzen Vollgiltigkeit so fest bestehet, daß derjenige, der ihn bestreitet und das Gegentheil davon hält, als ein wirklicher Ketzer gebrandmarket wird. Der gelehrte, rühmlichst bekannte Benedikt Stattler mußte das sogar erfahren. Da er in seinem treflichen Werke „Demonstratio catholica" unter andern behauptete: Die Bischöfe hätten ihre Diözesan-Jurisdiktion nicht vom Pabste; sondern unmittelbar von Christus selbst" — und zwar gemäß des Schrifttextes: „Sicut misit me Pater, et ego mitto vos:" so war dieser Satz mit eine Hauptursache, warum sein Buch vom Pabst Pius VI. und seinen Römlingen als ketzerisch erklärt und unter die verbothenen Schriften gezählt ward. — — — Sieh: Authentische Aktenstücke wegen dem zu Rom theils betriebenen, theils abzuwenden getrachteten Verdammungsurtheil über das Stattlerische Buch: „Demonstratio catholica." Seite 124 — 131. Und Seite 153 — 155. Frankfurt u. Leipzig. 1796.

Wenn ich euch nun, meine Freunde! erst den nichtswürdigen Rangstreit; sodann die tollen Zänkereien; endlich die geheimen Schleichwege und und tückischen Fuchswendungen der päbstlichen Legaten und Bischöfe aufzählen wollte: wahrlich! ich würde kaum ein Ende finden. Indeß nur dies. Die Legaten bothen alle ihre schlaue Praktik auf, um sich eine günstige Parthei zu machen, und mittelst Verheißungen oder Drohungen diejenigen, die sonst etwa Muth genug mochten gehabt haben, ihren schlimmen Absichten sich zu widersetzen, in das Interesse des römischen Hofes zu verflechten. Zu dem Ende veranstalteten sie geheime Konventikel — Winkelversammlungen; so daß die Prälaten insgeheim, ohne Vorwissen und Kenntniß der weltlichen Minister und Kommissäre, in einem Privathause zusammentraten, wo die Legaten vortrugen, was ihnen beliebte und taugte, und die vorläufige Stimmenmehrheit zu ihrem und des Pabstes Vortheil allzeit hinzulenken wußten. Hiernächst ward eine öffentliche Session (Sitzung) am bestimmten Orte gehalten, dabei die Minister und Kommissäre zugegen seyn konnten. Begreiflicher Dinge aber kamen da keine anderen Vorträge und Berathschlagungen aufs Tapet, ausser die schon zuvor in den geheimen Konventikeln waren abgekartet worden, und worüber man jetzt alsogleich zur Publikation (Bekanntmachung) schritt. — Ergab sich ja der

Fall,

Fall, daß im Betrachte eines und des andern Punktes von solchen Bischöfen, die absichtlich und wohlweislich zu den geheimen Konventikeln nicht gezogen waren, ein Widerspruch Statt hatte: so wurden sie von der gegenseitigen Menge alsbald überschrien, somit auch — überstimmet. Wollte jedoch hier und da der Streit und Geist des Widerspruchs zu hartnäckig und anhaltend werden: geschwind schickten die Legaten nach Rom, und holten über dem streitigen Punkte des Pabstes infallibles Gutachten ein, der dann nicht ermangelte, seine Entscheidung hierüber dem Konzilium unverzüglich zuzufertigen: wobei es alle Male sein Verbleiben hatte. *)

Bauer. Doch wunderlich! Da der Pabst gleich alles — mir nichts dir nichts — mit einem Machtspruch entschied und beilegte; so war freilich das Konzilium ein recht sonderbar — **gekröntes** Blendwerk.

Pfarrer. Worüber selbst Kaiser Ferdinand sein höchstes Mißfallen nicht bergen konnte: und weswegen er seinen Gesandten nach Trient schrieb: sie sollten der Versammlung nur unverhalten zu Gemüth führen: „Man könne es den

*) Wer dieses Verfahren etwa bezweifeln will, der lese nur die Geschichte des Tridentinischen Kirchenraths vom Fra Paolo Sarpi, wie auch hierüber die Briefe des Vargas, eines frommen, tugendhaften — ehrlichen Spaniers, der selbst bei der Kirchenversammlung gegenwärtig war.

Protestanten wahrlich nicht verargen, daß sie behaupteten: „der heilige Geist werde von Rom aus durch die Post beschickt und — im Felleisen nach Trient transportirt.“ — — —

Schulmstr. Ha, ha, ha! Meiner Seele! Die Protestanten mochten wohl so unrecht nicht haben!! Frommte nun aber solch' eine ziemlich beissende Erinnerung des Kaisers etwas?

Pfarrer. Gleich sollt' ihr's erfahren. — Der redliche, für die Wohlfahrt des Reichs sowohl als der ganzen Christenheit so wohlmeinende, thätige und unermüdete Kaiser blieb nicht bei blossen Worten nur stehen; sondern that einen ernstgemeinten Schritt, der zur endlichen Vereinigung der erbitterten Gemüther dienen sollte, noch weiter vorwärts. Zu dem Behufe bewerkstelligte er eine Zusammenkunft der geschicktesten, unbescholtensten und möglichst vorurtheilfreiern Männer, welche ihre unbefangenen Meinungen, in Ansehung der zu bezweckenden Reformation in Haupt und Gliedern, offen, gerade und unpartheiisch zu Papier bringen sollten. Der ganze hierüber verfaßte Aufsatz fiel in der Hauptsache fast gleichlautend mit jenem Gutachten aus, welches der Kaiser selbst schon früherhin 1560 niedergeschrieben, und dem Pabst zur Erwägung nach Rom übermacht hatte. Nur hatten einige Zu-

gaben, die noch erforderlich schienen, hier und da Statt. So ward z. B. eingerückt: „Die allzu große Menge der Kardinäle sey der Kirche zur unträglichen Last; der heilige Vater wäre demnach zu ersuchen: er möchte, falls er ihre Anzahl nicht auf die der Apostel beschränken wolle, sie wenigstens nicht über 24 steigen lassen; so wie es schon das Konzilium zu Basel verordnet, und der damalige Pabst verheißen habe." — „Der Pabst sowohl als das Konzilium möchten sich's angelegen seyn lassen, so mannichfaltigen Misbrauch der überhäuften Dispensationen, woraus so vielfältiges Aergerniß entstünde, ernstlich abzustellen." *) — „Nicht minder ärgerlich wären die

*) Ja wohl Aergerniß! — Bekanntermassen bedachten die Holländer die rheinischen Bischöfe vormals jährlich mit einem bedeutenden Geldpräsente, damit sie ihren Diözesen die Fasten, wie man sich ausdrückt, nicht öffneten; denn die merkantilischen Holländer hätten sonst ihre Häringe und Stockfische nicht so gut an den Mann gebracht. — Trifft nun aber die Rüge die Holländer? — Nein! sondern schlechthin nur die Bischöfe! — ! — Und welchen Unbefangenen sollt' es entgehen, welch' ärgerlichen, schändlichen Merkantilis'm der römische Hof mit seiner Legion von Dispensationen überhaupt noch treibt?! Oder ist der ganze Plunder der päbstlichen Dispensaionen u. w. nicht elende feile Kaufmannswaare? — und zwar auf dem Wege des allerverwerflichsten Monopoliums? — ! —

Möchten jene schon erwähnte Schrift: „Das System der kirchlichen Hierarchie," nicht nur jeder Seelsorger, sondern auch alle Bischöfe — oder Ordinariate zur Hand nehmen, und die von Seite 204 — 212. durchgeführte Stelle über das Fasten, wie auch das ganze Werk mit Bedacht und Ueberlegung durchlesen! — — —

die sogenannten Exemtionen, vermöge welcher die Klöster beiderlei Geschlechts der Aufsicht und Gerichtsbarkeit der betreffenden Bischöfe enthoben und befreiet wären." — „Dem abscheulichen Missbrauche, da Einer mehrere Benefizien zumal besitze, soll nothwendig gesteuert werden," — „Endlich sey es auch eine alte Klage: daß die Menschensatzungen der Päbste und übrigen Kirchenvorsteher zu sehr angewachsen seyen, und noch dazu so beschaffen wären, daß, wer selbe auf irgend eine Weise überschreite, sich einer Todsünde schuldig mache. Es hätten sich daher viele verlauten lassen: aus dem leichten Joche des Erlösers, und aus dem Gesetze der christlichen Freiheit sey ein eisernes Joch, und eine Last geworden, welche die Schultern der Christen überaus drücke, so daß selbst das Schicksal der Juden erträglicher wäre. Die Bischöfe und der Pabst sollten demnach erwägen: ob es nicht nützlich sey, viele von dergleichen Menschensatzungen aufzuheben. Nur wenn über diese und dergleichen Punkte eine unpartheiische und ernstgemessene Reform vorgenommen würde, sey eine Vereinigung der getrennten Gemüther zu hoffen."

Dieses Gutachten übermachte nun der Kaiser seinen Gesandten nach Trient, damit es ehestens auf dem Kirchenrathe zum Vortrag und zur Nachachtung käme. Da aber, Freunde! hättet ihr die wilde, hierüber entstandene Gährung hören

und

und mitansehen sollen! — Die Legaten erklärten rund heraus: „Ein weltlicher Fürst habe in Kirchensachen gleich gar nichts darein zu reden; der Pabst, als allgemeines Oberhaupt, könne in keiner Rücksicht einer Reformation unterzogen werden. — „Was denn das für eine Verwegenheit sey, daß die Schafe den Hirten meistern wollen." — — —

Schulmstr. Richtig! eine artige Anspielung! — Also hielt der Oberhirt Pabst — mit seinen wälschen Unterhirten — in barem Ernste das arme Christenvölklein wirklich für weiter nichts, als eben nur für gutmüthige, einfältige, stumme Schäfchen, die man, statt der heilsamen, seligen Weide des Evangeliums, in dürren, wilden Wüsteneien der römischen Misbräuche umhertreiben, mit unreinen Pfützen und schmutzigen Mistlacken des mönchischen Aberglaubens tränken und — zum bersten vollpfropfen; ihnen dann, mittelst des schimmernden Flittergoldes heiliger Gaukeleien, das Fell samt der Wolle über die Ohren herabziehen dürfe, ohne daß die gutgläubigen, und dabei so schnöde gefoppten Schafe auch nur einen leisen Aechzer von sich sollten verlauten lassen? — ! — Nein! der leichtfertigste, liederlichste Schafhüter läßt sich nie, und in keinem Falle, eine so muthwillige Handlungsweise gegen seine unvernünftige Thierchen zur Schuld kommen: und der römi-

mische Pabst mit seinen erkauften Kreaturen — Miethlingen entblödet sich nicht, noch ordentlich zu behaupten: er hätte Recht und Befugniß, an den armen Gläubigen seinen äußerst trotzigen Muthwillen stets und immer so unnatürlich abzukühlen? —! Mir scheint, die Protestanten seyen darinn schon glücklich genug, dieses gebieterischen Joches sich entledigt zu haben.

Pfarrer. Ich bin recht froh, daß er mit seinem etwas deklamatorischen Räsonnement zu Ende ist, welches zwar freilich manches Treffende enthält; gleichwohl muß ich es an ihm rügen daß er wieder die volle Entbehrlichkeit eines Kirchenoberhauptes darzuthun scheint. Freilich haben die schwärmerische und grenzenlose Herrschsucht mancher Päbste, wie auch ihre wälschen Schnörkeleien und interessirten Misgriffe in der Religion — im Bunde mit dem Mönchthume, recht traurige Auftritte, und die schauderhaftesten Landplagen über die Menschheit gar oft schon verhängt — wenigstens alle Male veranlasset; ob aber deswegen ein Pabst gleich so durchweg entbehrlich sey: hierüber verweis' ich ihn zurück auf, den dritten Abend, wo wir bei Gelegenheit des fatalen Gregors VII. mit einfließen ließen: was eigentlich ein Pabst seyn sollte. *)

Uebrigens muß man sich in der That nicht wenig befremden, daß der Pabst mit seinen blin-

den

*) S. 1. B. III. Ab. S. 145 — 154.

den Anhängern die laute, an das helle Mittagslicht bereits hervorgezogene Wahrheit des Evangeliums noch stetsfort den römischen — interessirten Misbräuchen, und dem mönchischen Gaukelspiele hintansetzte und aufopferte. Wenig hatte gefehlt — die Legaten und wälschen Bischöfe, als die ungleiche Mehrzahl des Konziliums, wären auch jetzt, auf des Kaisers eingereichte Reformationspunkte, wieder auseinander gegangen. — Unter andern, wer hätte so etwas nur ahnden sollen! erregte der zurückverlangte Genuß des Kelchs ein ungemeines Aufsehen: wozu der Jesuitengeneral Lainez sein Scherflein tüchtig beitrug. Von der Priesterehe wollte man gleich gar nichts hören.

Ein Kunststück der römischen Praktik kann ich hier nicht unberührt lassen. — Als die Legaten, des zahlreichen Korps wälscher Bischöfe unerachtet, die Bemerkung machen wollten, daß sie mittelst des nachdrucksamen Ernstes des Kaisers und seiner Gesandten, wie nicht minder durch die männliche Entschlossenheit der deutschen und anderer Nationen Bischöfe, denen die Wohlfahrt der Christenheit nicht gleichgültig am Herzen lag, doch möchten zur Nachgiebigkeit gebracht; und folglich dem römischen Hofe der Sieg am Ende noch aus den Händen könnte gewunden werden: so mußten jetzt, auf allerhöchsten Befehl seiner päbstlichen Heiligkeit, alle übrige Bischöfe, die sich in Italien noch vorfanden, und dort nur immer

entbehrlich waren, urplötzlich aufbrechen, und sich in Marsch — nach Trient setzen: wo sie nun scharenweise anlangten, und ihre Plätze auf dem Konzilium einnahmen. Sogar resignirte Bischöfe, auch blosse Koadjutoren (bischöfliche Gehilfen!) ja sogar solche, die nur den nakten Titel führten — Titularbischöfe — mußten dahin sich verfügen.

Schulmstr. Alle Wetter! — Der Papst versteht sich so gut, ja noch besser, einen zweifelhaften Sieg zu forcieren und seinen Feinden mit letzter Anstrengung aus den Händen zu reissen, als selbst der größte und einsichtsvolleste Held, der bei hartnäckigen Treffen gewöhnlich ein Reservekorps zu Gebothe hat, das vormarschiren, und dem ungewissen Sieg den Ausschlag geben muß. — — — Bei meiner Ehre! man muß es dem Pabste lassen: in der heiligen Kriegstaktik, und im römisch-kirchlichen Manövriren ist er ein Meister ohne seines Gleichen . . . . . !

Bauer. Erlauben Sie, Herr Pfarrer! giebt es denn der Bischöfe in Wälschland vielleicht in solchem Ueberflusse, daß jetzt der Pabst noch ein beträchtliches Reservekorps nachschicken konnte?

Pfarrer. Das wollt' ich meinen. Der Bischöfe in Italien giebt es in solcher fast unzählbaren Menge, als sich dermal in ganz Europa, vielleicht kaum in der katholischen Welt vorfinden.

Zur

Zur Kreirung (Aufstellung!) so vieler Bischöfe hatten aber auch die Päbste, seit ihres herrschsüchtigen Anbeginns, ihre triftigsten Staatsgründe. Wollten sie in kirchlichen Angelegenheiten eine wichtige, für ihr Interesse zuträgliche Aenderung treffen; wobei aber eine Widersetzlichkeit auswärtiger Nationen und ihrer Bischöfe vorauszusetzen war: geschwind berief ein zeitlicher heiliger Vater seine wälschen Bischöfe nach Rom in den Lateran, oder nach einer beliebigen Stadt in Italien auf einen so betitelten Kirchenrath, den man dann mit dem ehrenfesten Prädikat „**allgemeines Konzilium**" (Concilium oecumenicum?!) beehrte, und dessen Beschlüsse der gesammten übrigen Welt zur unbedingten Nachachtung zugemuthet wurden. — — Mußte ja doch, nach Erforderniß der Zeitverhältnisse, hier und da auch ausserhalb Italien, vorzüglich in spätern Jahrhunderten, eine Kirchenversammlung gehalten werden: so behielt sich ein jeweiliger Pabst den Vortrag und die Entscheidung der zu verhandelnden Gegenstände und Materien alle Male durchweg vor. Kurz von der ganzen Sache: seitdem die römischen Päbste mittelst ihrer übertriebenen Machtsprüche die unumschränkte Herrschaft, gleichwie in weltlichen, so auch in geistlichen Sachen an sich gerissen hatten; blieb nicht ein Schatten mehr von jenen Versammlungen übrig, auf denen die Apostel, und nach ihnen die ersten Kirchenvorsteher (Bischöfe)

über

über etwa entstandene Religionsverständnisse friedlich, und in brüderlicher Eintracht sich berathschlagten, und nur nach der reinen Lehre — nach dem schlichten, einfachen Grundinhalte des Evangeliums — gemeinsam ihre Aussprüche fällten, und den Christengemeinden zur Wissenschaft und Beobachtung vorlegten.

Bauer. O! hätt' ein solcher milder und sanfter Geist doch nur auch hier zu Trient geherrscht, sicher würde der gegenseitige Religionszwist der Protestanten und Katholiken gehoben, und ein brüderliches Einverständniß bezwecket worden seyn. — Wie verhielt sich nun aber Kaiser Ferdinand, da seine wohlgemeinten Reformationsvorschläge immer so verächtlich von der Hand gewiesen wurden?

Pfarrer. Sowohl von Seite mehrerer Mächte, als vorzüglich des Kaiserhofes, schien man noch stets auf einer ernstgemeinten Reform in Haupt und Gliedern durchaus beharren zu wollen; daher wußten die Legaten, mit allen ihren wälschen Handlangern und Helfershelfern, bereits nicht mehr, mit welch' einer guten Manier sie sich aus dem Gedränge ziehen sollten. Endlich aber übermachte ihnen ihr Prinzipal Pabst ein so herrliches und, nach dessen höchstweisen Ermessen, so untrügliches Rezept nach Trient, Kraft dessen dem Kaiser und den übrigen Regenten mit Einem=

nemmale alle fernere Lust nach Kirchenreformation sollte verleitet werden. — —

Schlmstr. Nun! auf den Inhalt dieses Rezeptes, das vermuthlich wieder im Postfelleisen ankam, bin ich überaus neugierig.

Pfarrer. Die Legaten gaben, nach der Vorschrift des Papstes, der für römische Ohren sehr übel klingenden Reformationsmelodie eine ganz unerwartete Wendung; indem sie auf einmal den Gegensatz aufstellten: „Wenn es denn doch reformirt seyn müßte; so wäre allererst eine Generalreform vorzunehmen — in weltlicher Hinsicht." .... Gesagt — gethan! Urplötzlich setzen sie nun mit aller Solennität folgende Hauptbeschlüsse fest:" Ein jeder (natürlich mit Einschluß der Fürsten, Könige und Kaiser!), der nach Rom zitirt werde, habe ohne Zögerung dort zu erscheinen; und die gegenwärtig bestehenden Gewohnheiten (vermuthlich die wenigen noch geretteten landesherrlichen Gerechtsame!) wären durch die schwersten Kirchenstrafen abzuthun." — „Die päbstlichen Exkommunikationen sollen in jedem Lande bekannt gemacht werden, ohne hierzu erst die landesherrliche Bewilligung (Placetum regium) nöthig zu haben." — „Kein Kaiser, König, oder irgend ein Machthaber könne Edikte (gesetzliche Ausschreiben!) ergehen lassen, welche nur auf irgend eine Art die Geistlichen beträfen." — „Die Gerichtsbarkeit, die der Geistlichkeit in zeitlichen Din-

gen

gen zustünde, soll auf keine Weise gestört, auch ihre Unterthanen nie vor die Richterstühle weltlicher Obrigkeiten gezogen werden." — „In geistliche Dinge, als in Ehesachen, Ketzereien; wegen der Zehnden, des Patronatsrechtes; in benefizial- kriminal- bürgerliche (was doch diese Herren nicht alles unter ihre geistliche Rubriken bringen?!) und vermischte Sachen, die auf irgend eine Weise vor das geistliche Gericht gehörten, sollen weltliche Richter nie und keineswegs sich einmengen; auch sollen weltliche Fürsten die Geistlichkeit nicht anhalten, Zinse, Zölle, Zehnden, Steuern, auch nicht unter dem Namen einer Gabe, oder eines Darlehns, sowohl von den Kirchen als ihren eigenen Gütern, zu bezahlen." — „Die Schreiben, Sentenzen und Zitationen der geistlichen Richter, vorzugsweise des römischen Hofes, sobald sie vorgezeigt würden, sollen sogleich, ohne dazu die Erlaubniß erst eingeholt zu haben, zur Vollstreckung gebracht werden." — „Endlich soll kein Fürst sich unterfangen, die Hände an die Früchte der eledigten Benefizien zu legen." — — — Dergleichen ward noch Manches gesagt und dekretirt. Hierauf ward das Konzilium, nach Bestimmung und Abschließung einiger kirchlichen Nebendinge, die man nächtlicher Weile und nur pro forma größtentheils beim Lichtschein in der Geschwindigkeit zusammenstümperte, als geendigt erklärt; nachdem zuvor über alle diejenigen, welche

che nicht unbedingt und schlechthin glauben und halten wollten, was die Väter — oder vielmehr: die päbstlichen Legaten sprachen und dekretirten, ein hunderfältiges und grausiges Anathema (Verfluchung!) ausgesprochen worden. Sonach gieng nun diese heilige Versammlung schon im Jahre 1565 auseinander.

Schlmstr. Also das wäre nun das hochgerühmte Konzilium von Trient? — Wahrlich! diese Krone aller Konzilien hat mir da ein rares Stück Arbeit geliefert! Das kann ich übrigens gleichwohl nicht in Abrede stellen: hierin hat die römische Politik wieder ein Meisterstück ihrer hochpreißlichen Kunst an Tag gelegt, daß sie die Reformation auf eine so artige Manier von sich ab- und auf die weltlichen Mächte hinüber wälzte. . . . . Gewiß! Kaiser und Könige sind gegen die römischen Päbste im Reformiren u. dergl. nur elende Stümper und Pfuscher! — ! — Armer Kaiser Ferdinand! wie schnöde ward deinen redlichen, wohlthätigen Bemühungen mitgespielt!!!

Pfarrer. Noch einmal versuchte es Ferdinand, die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken durchzusetzen. Das einzig zweckdienliche Mittel hierzu schien die Reichung des Kelchs, und die Gestattung der Priesterehe. Zur Begutachtung und etwaigen Schlichtung dieser zwei Hauptpunkte, veranstaltete der Kaiser zu Wien eine gelehrte Unterredung (— Zusammenkunft) —

bei

bei der sich, ausser den kaiserlicher Räthen, auch Gesandte der drei geistlichen Kurfürsten, des Erzbischofs von Salzburg, und des Herzogs Albrecht von Baiern sich einfanden. Einmüthig verständigte man sich dahin, daß dem so sehnlichen Verlangen des Volkes nach dem Kelche, und dem unumgänglichen Bedürfniß der Priesterehe zu willfahren sey: nur müsse hierinfalls die päbstliche Bestättigung nachgesucht werden. Man wendete sich deshalb nach Rom, und der Erfolg war, daß es — beim hergebrachten Alten blieb. — Zur Reichung des Kelchs beim Abendmahle gab gleichwohl, unter gewissen Beschränkungen, der Pabst Pius IV. seine Einwilligung; die aber sein Nachfolger, der Pabst Pius V., wieder zurücknahm. Bei der Ehelosigkeit der Geistlichen hatte es sein unabänderliches Verbleiben.

Bald darnach 1564 gieng Ferdinands I. erhabener, fürs allgemeine Menschenwohl so thätiger Geist hinüber zu seinem belohnenden Schöpfer. Da sein letzter Versuch am päbstlichen Hofe gänzlich fehlgeschlagen hatte, befiel ihn eine Schwäche, die schnell in ein Zehrfieber übergieng, und bald sein Hinscheiden beförderte. Darum war man am Wiener Hofe der ungetheilten Meinung: die so schlechte Rücksicht des Pabstes und des Konziliums auf Ferdinands Vorstellungen hätte dessen frühzeitiges Hinscheiden verursachet und beschleuniget; besonders da ihm die, in seinen eige-

nen

nen Landen bereits auch schon aus Religionszwist entsponnenen und traurigen Folgen zu lebhaft vor Augen schwebten. Denn in den östereichischen Erbstaaten hatte Luthers Lehre ebenfalls nicht unbedeutende Vorschritte gemacht.

Kaiser Ferdinand hatte unter den katholischen Regenten der erste das Bedürfniß gefühlt, dem gemeinen Volke einen so genannten Katechis'm — als den Hauptinhalt der christlichen Glaubenslehre — in die Hände zu liefern; das ihm aber, wer sollt' es glauben! von den römischen Zeloten recht sehr verargt wurde.

Bauer. Aber du lieber Gott! warum denn das?

Pfarrer. Weil Luther für die Bekenner der evangelischen Lehre zuvor einen solchen verfertiget hatte; und man vorhin von dergleichen kurzem Glaubensinbegriffe noch nie etwas wußte. — — Wäre nicht der bekannte Jesuit Kanisius Verfasser des römisch-katholischen Katechis'ms gewesen; sicher würde dies nur ganz **kleinlichte** Büchelchen als ketzerisch erklärt und — dem Feuer überwiesen worden seyn.

Hat doch, wenn ich recht daran bin, der wohlweise — höchst verwunderlich **begeisterte** Kirchenrath zu Trient dahin verordnet und beschlossen, daß die heilige Schrift dem gemeinen Volke sorgfältig entzogen werde. *)

*) Ein paar Lojoliten-Heldenstücke, in Betreffe der Exegetik und Lesung der heil. Schrift, hier als Note anzufügen, kann ich nicht umhin.

Schlmstr. Nun ja, dem sey nun aber auch meinetwegen, wie ihm wolle! Da heißt es, nach dem hochpreißlichen Petrus Kanisius, gewöhnlich in den Katechis'men: „Wer ist ein katholischer Chist?“ Antwort: „Der ist ein katholischer Christ, welcher, nachdem er getauft ist, durchaus glaubt und bekennet, was die alte römische katholische Kirche zu glauben vorstellt, es sey eben in der Bibel geschrieben, oder nicht.“

Wohlan! ich bin ein katholischer Christ, und will als solcher auch leben und sterben. Aber bei mei-

---

Ein Theologe zu . . . fragte seinen Professor, den Pater . . . „Ob man es wohl schlechthin auch für wahr annehmen müsse, daß jener Hund des jungen Tobias mit seinem Schweife gewädelt habe?“ — „Allerdings!“ versetzte der P. Professor, „daß man auch so etwas wörtlich müsse annehmen und gelten lassen, gehöre ebenfalls zur Wesenheit der Schrift.“ — — — Dort im Buche Tobias (K. 11. V. 9.) heißt es „da lief der Hund, welcher bei ihnen auf der Strasse gewesen ist, voran; und, als wollte er ihre Ankunft melden, wädelte er freudig mit seinem Schweife.“

Bei Gelegenheit eines Spaziergangs mit seinen Rhetoren auf den so genannten Rekreationsplatz fragte der Professor der Rhetorik, P. J. . seine Schüler: „Ob, und mit welcher Lektüre sie sich abgäben?“ — — „Ich unterhalte mich,“ erwiederte einer seiner Diszipel (Hr. R. ., welcher nachher der Theologie den Abschied gab, in München die Pädagogik hörte, und dermal ein recht würdiger, aber ziemlich dürftiger Schullehrer in W . . . ist.) „mehrstentheils mit der heil. Schrift.“ — Der Professor beschied ihn nun auf sein Zimmer, und gab ihm ein derbes Kapitel, daß er ungefragt sich unterstehe, die Bibel zu lesen. . . . . !

meiner Ehre und Seligkeit! wenn man unter dem Altrömischen Christenthume den wilden Pharisäis'm, die überhäufte jüdische Zeremonienlast, und frömmelnden Gaukelspiele versteht — so soll mich der liebe Gott davor bewahren!

Pfarrer. Auf diese seine imposante — sehr unerwartete Aeußerung, mein guter Schulmeister! weiß ich nicht gleich so recht, was ich ihm erwiedern sollte. Mir scheint, als wollte er behaupten, daß Christusreligion in ihrer ursprünglichen Reinheit nicht erscheinen könne, oder werde, bis nicht das ganze Zeremonienwesen vollends ausgemärzt seyn wird; allein, ich muß ihm aufrichtig sagen, dergleichen, obschon gut gemeinte Religionsbegriffe, oder Aeußerungen könnten ihn in eine sehr kritische Lage versetzen: die grimmig blitzenden Eulenaugen der Mönche, und der römischen Theologen werden ihn, als einen muthwilligen Erzketzer ansehen, brandmarken, und verfolgen; denn diese Herren kommen gleich mit einem gar beliebten, beinahe schon das Bürgerrecht erhaltenem Gemeinspruch angezogen, und sagen: „Man muß dem Volke die Religion niemals in ihrer einfachen Klarheit und reinem Lichte zeigen; sein Auge ist daran nicht gewöhnt: und einer so ernsthaften Angewöhnung bedarf eben der gemeine Haufen gleich gar nicht. — Der Pöbel muß immer etwas zu gaffen, und zu bewundern haben; man fährt dabei viel besser: denn mittelst eines religiösen Sin-

nenspiels läßt er mit sich anfangen, was man will — gleich unmündigen Kindern." — — — Zur Beschönigung und Rechtfertigung dieses heillosen Grundsatzes führen solche Religionsgecken mitunter wohl auch einen Schrifttext an, wo der Apostel Paulus in seinem ersten Briefe an die Korinther (K. 3. V. 2.) also schreibt: „Milch gab ich euch zu trinken, nicht starke Speise gab ich euch: denn ihr konntet noch nicht, und vermöget sie auch jetzt noch nicht zu ertragen."

Mein Gott! wie doch dergleichen Leute mit Volk und Schrift ein so häßliches, schimpfliches, muthwilliges Spiel treiben können! — ! — O ja! kämen diese Bibeldreher doch nur dem ächten Sinne dieser Schriftstelle Pauli nach; und gäben sie dem nahrungsbedürftigen Volke solche mildstärkende Milchspeisen: trügen sie nemlich, statt mit ihrem aszetischen Mönchsunsinn, mit ihren misteriösen Grillenfängereien und dogmatischen Unverständlichkeiten auf Kathedern, Kanzeln, in Beichtstühlen, und bei oft recht verdächtigen Hausbesuchen immer um sich zu werfen, und wohl auch nicht selten zu **tumultuarisiren**: trügen sie, sag' ich, dafür doch nur die beseligende Christusreligion in ihrer ungeschminkten Reinheit, und in ihrer so schön erhabenen Einfachheit vor; gewiß! das Volk würde allgemach in jedem Betrachte glücklicher werden, indem es mit seinem Stand zufriedner und fro-

froher; bei seinen sauern Berufsarbeiten unverdrossener und vergnügter; mit seinem Nebenmenschen vertragsamer; gegen seinen dürftigen Mitbruder mitleidiger und werkthätiger; seinem Landesfürsten ergebener, treuer und anhänglicher wäre: denn es würde nun stets überzeugt werden und wissen, daß die eigentlich wahre seligmachende Religion nur in Hegung solcher edeln Herzensgesinnungen, nur in Berücksichtigung und Beobachtung solcher menschenwürdigen Thathandlungen bestünde. — — So aber reichen die Mönche, und wer immer von ihrem unreinen Geiste angesteckt und besessen ist, den armen, betrogenen und unbehilflichen Leuten, statt dieser herzbessernden und geiststärkenden Milch, ein tödtlichschleichendes Gift: indem sie bei kirchlichen Festivitäten mit ihrem buntschäckigten Gaukelspiele, mit ihren greischenden Harlekinaden und lärmenden Quacksalbereien den blödsinnigen, gaffenden Volkshaufen bethören, ihm den Kopf verrücken, das Herz verkrampfen und ganz verderben; *) dabei aber seinen

*) Wer in dies eben Gesagte Bedenken und einigen Miskredit setzen will, der ist mit dem herkommlichen Mönchsgespucke ganz unbekannt, und am allerwenigsten vertraut Daher nur Ein- und Anderes.

Es ist ungefähr gegen 4 Jahre, daß der Verfasser einer Predigt in W . . . beizuwohnen Gelegenheit hatte. Der hohe Prediger war der Hr. Prälat von R . . . Seine damals schon ex-geinfelte Hochwürden und Gnaden berührten nicht eine Silbe von dem so wichtigen Lehramte — dem Volksunterricht eines wurdigen Geistlichen; son-

nen Geldbeutel wie mit einer Zauberruthe berühren und öffnen — zur Abreichung einer frommen Gabe auf den privilegirten, und recht possierlich ausstaffirten Bruderschaftsaltar, zu Meßstipendien u. s. w.

Der kurzsichtige, ganz stumpfsinnige Pöbel mag an dergleichen burlesquen Puppen- und Marionettenspielen, und fromm-üppigen Marktschreiereien noch eine angenehme Unterhaltung, eine behagliche Augen- und Ohrenweide finden: wer bezwei-

---

sondern durchführten nur, und hoben stets heraus die überaus erhabene, anstaunungswürdige Dignität eines Meßpriesters, der mit seinem Machtgeboth (mit der kurzen Konsekrationsformel!!) Gott gleichsam vom Himmel herunterzwänge, und dem folglich in seiner Altars-Würde ein Engel Gottes, der so etwas nicht vermöge, weit — himmelweit nachstehe — — — Diese Meß- und seltsame Engel-Predigt gefiel dem dortigen Stadtvölklein gar sehr; Ein- und Anderer Vernünftigdenkender aber konnte sein Befremden hierüber nicht hinterhalten. Probatum est!

Am Skapulierfeste den 21 Juli 1805 hielt zu Augsburg ein noch sehr junger Karmelitenmönch in dasiger Klosterkirche eine recht hochstudirte, und nicht minder gut memorirte Predigt, in der er mit weit ausgeholten periodischen Deklamationen dem Stadt- und herzugelaufenen Landpöbel handgreiflich vordemonstrirte, welche große, mächtige und, mitunter auch, unbegreifliche Mirakel durch das heil. Skapulier schon wären gewirkt worden. . . .

Vor mehrern Jahren rief ein ebenfalls junger Mönch an der Wallfahrtskirche zu B. . . in einer Predigt öfter (per figuram repetitionis!) seinem Auditorium recht emphatisch zu: „Hieher! ihr andächtigen Zuhörer! hieher! hier ist die rechte gnadenreiche Mutter Maria (und deutete hin auf das zierlich begarderobte Marienbild!!!) —, welche euch in euern Leibes- und Seelennöthen helfen kann, und helfen will!“ — —

zweifelt das?! Nun ist es aber auch eine sichere, durch die tägliche Erfahrung eingeholte und bestätigte Wahrheit, daß Viele im distinguirtern Bürgerstande (was vorzüglich in den größern raffinirten Städten der Fall ist), und bereits auch selbst unter dem Landvolke hier und dort so Manche anzutreffen sind, welche über die noch so vielfältig herrschenden Religionspossen des Mönchs- und Pfaffenthums spöttelnde Glossen, und derbe Anzüglichkeiten nicht blos bei einzelnen Zusammenkünften sich entschlüpfen lassen; sondern noch mehr bei manchem öffentlichen Trinkgelage nicht selten recht grelle Anspielungen sich herausnehmen. — — — *) Warum das? — Ihr offener, gerader, schlichter Menschenverstand sagt ihnen: daß solche — freilich in die Sinne fallende, aber leider! ganz sinnlose, kindische Religionsspielwerke das Wesentliche des Christenthums verdrängen. Da nun dergleichen Leute, immerhin mit hellerm Kopfe und lichterm Verstande, gleichwohl ihr unentwickeltes Vernunftvermögen weder richtig zu ordnen, noch gehörig zu gebrauchen wissen; und überdas, was hiernächst wohl das allerschlimmste ist, gewöhnlich ohne alle Herzensbildung, ohne guten Willen, ohne solidere Moralitätsgrundsätze und beruhigende Religionsbegriffe sind, und also die Wahr-

*) Häufiger noch und derber hat dergleichen Statt über Dispensationsfälle — eigentlicher: „Dispensationsprellereien." . . . . . !

Wahrheit vom krassen Irrthum, das Wesentliche vom Zufälligen nicht unterscheiden und sichten können — und auch nicht gerne wollen: ist es demnach ein Wunder, wenn sie erst freche Religionsspötter werden, sodann — über Kurz oder Lang — dem baren Unglauben (Atheis'm!) sich hingeben, und somit auch allen ihren Sinneslüsten (dem Materialis'm — dem rohen Eudämonis'm!!) fröhnen und huldigen? —! — Wahrlich! schwärmerischer Aberglaube (und jeder Aberglaube ist schwärmerisch —), und frecher Unglaube (und jeder Unglaube ist frech — ist ungezügelt), sind die **monströsesten Bastarden = Geschwisterte** — die verwüstendsten Würgengel in der politischen und moralischen Welt, welche in die Wette miteinander kämpfen, wer es im Zerstören dem andern bevorthun möge! —! — ! — Soll dieses der gesamten Menschheit so verderbliche Zwillingsungeheuer erlegt werden; so vertilge man, was höchster Zeitdrang wäre, allererst das des Mönchsaberglaubens — durch Wiederherstellung der einfachen, reinen, Tugend und Sittlichkeit befördernden Christusreligion: das andere wirklich nur Nebenungeheuer des frechen Unglaubens wird sodann, nachdem ihm keine Nahrungssäfte mehr aus der nur allzu reichhaltigen Quelle des Aberglaubens zufließen werden, bald von selbst fallen. . . . . .

Dixi!
et
faxint Superi!

Welches in freier Uebersetzung eben das, heißt, was der vortrefliche Erzbischof Kolloredo von Salzburg (in Bezuge auf Kaiser Josephs II. Klosterreformation- oder Aufhebung) dem Bischof zu Grätz ehemals zugeschrieben hat, mit den ausdrücklichen Worten: „Ganz ausser Zweifel haben Seine Majestät zu diesem vielumfassenden Schritt (der Aufhebung der Mendikantenklöster in Steiermark) die dringendsten Beweggründe gehabt. Doch finde ich es höchst bedauernswürdig, daß bei den neuerrichteten Pfarr- und Lokalkaplaneien größtentheils eben jene Mendikanten, deren verkehrte Denkungsart und Handlungsweise auf die Erziehung der Jugend, auf die Gewissen und Religionsbegriffe, auf die bürgerliche und moralische Gesinnung der minder aufgeklärten Christen, und deren übriger zeither so nachtheiliger Einfluß den Monarchen zur Aufhebung ihrer Klöster vorzüglich berechtiget hatten, nunmehr angestellt werden müssen, und hiermit zur Ausübung ihres durch früh eingesogene Grundsätze, und durch lange Gewohnheit mit ihrem Charakter innigst verflochtenen Gewerbes, ein nur desto weiteres Feld und desto ausgebreitetern Wirkungskreis erhalten, mithin zur abergläubigen, vorurtheilsvollen und eigennützigen Fortsetzung ihres alten Unfugs von nun an weit

grö-

größere Freiheit gewinnen werden. Dies, glaube ich, wird das bange Besorgniß eines jeden für das Wohl seiner Heerde väterlich bekümmerten Oberhirten, und auch das Ihrige seyn. Unsere Aussichten in die Zukunft werden dabei nicht heiterer, unsere Hofnungen für Aufklärung und Moralität werden um so viel unsicherer, und schwerlich wird ein Menschenalter hinlänglich seyn, das wieder gut zu machen, was diese Gattung von Leuten in den Religions- und Seelensorgergeschäften verschlimmern werden." — — —

Mein! würde dieser würdige, erhabene Erzbischof nicht besonders in gegenwärtigen Tagen, und mit allem Rechte die nemliche Sprache führen — in Betreffe aller jener Ex-Mönche, die so gierig nach Pfarreien haschen — und selbe wirklich und häufig erhaschen!!!

Satis!

Dreizehnter Abend.

Ferdinands I. Reichsthronfolger war dessen Sohn, Maximilian II. Kein Mensch in der Welt ließ sich beigehen, gegen die Rechtmäßigkeit seiner Kaiserwürde irgend einige Einrede zu machen: nur der Pabst Pius IV. brachte allerlei Bedenklichkeiten auf's Tapet, und wollte ihm deshalb tausend Hindernisse zwischen die Beine werfen; die er jedoch mit gewissen Bedingungen, vermöge seines Machtansehens, zu heben und wegzuräumen sich erboth. — Doch weg von diesen übertriebenen päbstlichen Zänkereien, denen der im Jahre 1565 darzwischen kommende Tod ein Ziel steckte. Pius V., welcher, wie euch bereits bekannt ist, die von seinem so eben verblichenen Vorgänger bewilligte Reichung des Kelchs widerrief, bestieg jetzt den päbstlichen Thron.

Maximilian war ganz sein Vater, eben so wohlmeinend, und zur Beseitigung des Religionszwistes so thätig und rastlos. Da er jedoch wegen der hinterlistigen Katzensprünge des neulichen

Kon=

Konziliums, und wegen des steifen Eigendünkels des Pabstes Pius IV., seinen menschenfreundlichen Zweck nicht mehr erreichen konnte: so richtete er seine Sorgfalt indessen dahin, daß wenigstens in den östereichischen Erbstaaten Religions halber keine Unordnungen, oder etwa gar blutige Thätlichkeiten sich anzetteln möchten. Zu dem Behufe gestattete er dem östereichischen Herren- und Ritterstande freie und öffentliche Uebung der evangelischen Religion. Freilich machte der Pabst Pius V. verschiedene und, zum Theil, recht feindselige Versuche dagegen; und ließ in dieser Hinsicht sogar ein mit vieler Härte angepfropftes Breve an den Kaiser ergehen. Maximilian ließ sich jedoch nicht irre machen. Er bekannte sich öffentlich zu dem erhabenen Grundsatz: „**Gott allein steht die Herrschaft über die Gwissen zu.**“

Viel zu frühe für des Reichs und seiner Unterthanen Wohlfahrt verschied der kluge, weise, edle Kaiser Maximilian II. im Jahr 1576.

Nach ihm kam sein ältester Sohn, Rudolph II.; auf den Reichsthron. Unter dessen Regierung entspannen sich zwischen Protestanten und Katholiken manche unangenehme und, mitunter auch, blutige Thätlichkeiten, welche gleichwohl zur Zeit noch unterdrückt wurden.

Indessen aber hatte das Konzilium von Trient über eine andere Gegend die traurigsten Folgen ver-

verhängt. König Philipp II. von Spanien, ein Sohn Karls V., herrschte zugleich über die Niederlande, wo die Einwohner größtentheils sich zur Lehre des Evangeliums bekannten. Aus Ursache eines harten Druckes und unerschwinglicher Abgaben, waren die Niederländer schon längere Zeit her mit Philipps Regierung ziemlich unzufrieden; nun er ihnen aber noch vollends zumuthete, sie sollten den Beschlüssen des Konziliums von Trient unbedingte Unterwürfigkeit bezeigen, und ohne geringste Ausnahme sich darnach fügen und willfährigst bequemen: da endlich wurden ihre ohnehin erbitterten Gemüther erst recht zur vollen Empörung reif und gereizt.

Philipp glaubte, mit Waffengewalt ihnen Gehorsam und den römischen Katholizis'm einprägen zu müssen, daher er den Herzog von Alba mit einem spanischen Kriegsheer dahin schickte; und der jetzt nicht ermangelte, durch seine Soldaten und Henkersknechte auf eine unerhört grausame Weise Ströme unschuldigen Menschenbluts zu vergießen. Allein solche unmenschliche Würgereien stählten den Muth der Niederländer nur um so undurchdringlicher, und mit einem beispiellosen Kraftaufwand, der an Verzweiflung hingränzte, fochten sie nun für ihre beleidigten, so entsetzlich gemishandelten Menschenrechte viele Jahre hindurch, bis sie endlich die unnatürlichen Fesseln der Religions- und Gewissenstirannei gänzlich abgeschüttelt,

und

und zugleich in unabhängige Freiheit von der spanischen Knechtschaft sich gesetzt hatten. — — So entstund die Republik Holland. *)

In der Zwischenzeit hatte sich auch in Deutschland manches widrige Vorspiel zu einem verderblichen Krieg gezeigt. Der Kurfürst und Erzbischof Gebhard von Köln pflog schon einige Zeit her eine vertraute Freundschaft mit einer jungen Gräfin, Agnes von Mansfeld; und, um sich mit ihr ehelich verbinden zu können, trat er 1583 zur evangelisch-reformirten Religion über. Er hatte deshalb um so minder Anstand nehmen zu dürfen geglaubt, da im Reiche wirklich schon früher ein- und anderer verheuratheter Bischof und geistlicher Fürst sich zählte. Allein von einem geistlichen Kurfürsten verursachte dieser Schritt beim Kaiser und den katholischen Reichsgliedern, vornehmlich aber am römischen Hofe, ein ungemeines Aufsehen. Auf der Stelle ward also Gebhard vom Pabst als ein offenbarer Ketzer exkommunizirt, anbei des Erzstiftes Köln, und aller dazu gehörigen Titel, Aemter und Würden als verwirkt deklarirt; an dessen Stelle aber der Prinz Ernst von Baiern, der Bischof zu Lüttich war, befördert. Leicht hätte das der Zunder eines allgemeinen Kriegs werden können; hätte nicht Gebhard der Kur- und erzbischöflichen Würde seine nunmehr geliebte Gat-

tin

*) Darüber gegenwärtig ein Bruder des französischen Kaisers Napoleon, Ludwig I., als König herrscht. — — —

tin vorgezogen, mit der er sich nach Straßburg verfügte: wo er Dekan des reformirten Domkapitels wurde.

Indeß diente solch' eine gewaltsame Verdrängung den Protestanten zum überzeugenden Beweis, welche nachtheilige Beschränkungen, und widrige Schicksale ihnen und ihrer Religion aus dem bewußten „geistlichen Vorbehalt" noch ferner zuwachsen könnten; so daß sie sich für die Hinkunft wenig ersprießliches zu versehen hätten.

Ein anderes Ereigniß mußte sie ihrer Sicherheit wegen erst recht besorgt machen, und den Keim des größten Mistrauens in sie verpflanzen. Zu Donauwörth, einer zeither protestantischen freien Reichsstadt, stellte der schwärmerische Abt des dortigen Klosters zum heil. Kreuz durch die Stadt eine Prozession mit Kreuz und flatternden Fahnen an, des Widerspruchs von Seite des Magistrats ungeachtet. Weil nun die evangelische Bürgerschaft diese Mönchskomödie etwas unsanft gestört hatte, ward die Stadt vom Kaiser in die Reichsacht erklärt; und der Herzog Maximilian I. von Baiern, dem die Vollstreckung dieser schweren Sentenz aufgetragen war, eroberte dieselbe, nöthigte die Einwohner zum römisch-katholischen Glauben: und Donauwörth ward, zum Ersatz der Exekutionskosten, wieder in eine baier'sche Landstadt verwandelt.

Bei so überaus kritischen Ansichten mußten die Protestanten ja doch nur die Vorläufer ihres allmähligen Unterganges erblicken; weswegen sie zur Berathung ihrer Sachangelegenheit ein Schutzbündniß, das sie Union (Einigung) hießen, und 1608 in Schwäbischhall zu Stande kam, untereinander errichteten. Dieser Union stellten die Katholiken 1610 zu Würzburg ein anderes Bündniß, das die Benennung „des katholischen Bundes" (Liga catholica!) erhielt, entgegen.

Gleichwohl kam es bei Rudolphs Lebzeiten noch zu keinem eigentlichen Krieg. Er starb 1612, nachdem er gegen 34 Jahre das Prädikat eines Beherrschers trug; dabei aber nicht eine einzige Thathandlung aufzuweisen hatte, die eines wahren Regentens würdig wäre. Seine Lieblingsbeschäftigung war — Goldmacherei (Alchimie!) und den Sternlauf zu beobachten.

Schlmstr. Nun freilich! ein Alchimist und Sterngucker, und zugleich Regent seyn wollen, gewiß! das verträgt sich schlecht zusammen. —

Pfarrer. Diese unrühmliche Regentschaft war auch nicht ohne bittere Folgen für ihn geblieben. Sein Bruder Mathias wußte seiner Schwäche und Unmächtigkeit so treflich sich zu bedienen, daß er ihn erst zur Abtretung Oestereichs, sodann Ungarns, endlich auch Böhmens genöthiget hatte. Und jetzt folgte er demselben als Reichsoberhaupt.

Un-

Unter dem Kaiser Mathias nun hatten besonders in Böhmen solche bedenkliche Auftritte Statt, die auch für ganz Deutschland die betrübtesten Ansichten gewährten. Rudolph hatte nemlich in einem kaiserlichen Edikte, das unter dem Namen „Majestätsbrief" bekannt ist, den Böhmen, welche die evangelische Lehre angenommen hatten, vollkommen gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt; also zwar, daß alle Kirchen, die sie dermalen in Städten, Flecken und Dörfern inne hätten, Kraft des Majestätsbriefes ihnen verbleiben sollten und, wenn sie über die schon bestehende Zahl noch neue zu erbauen diensam und erforderlich fänden, soll dies ihrem Herren- und Ritterstande, wie auch den Städten, unverwehrt seyn

Nun hatten die böhmischen Protestanten zu Klostergrab und Braunau, zum Behufe ihrer gemeinsamen Andachtsversammlungen, Kirchen hergestellt. Erstere ließ jetzt der Erzbischof von Prag niederreissen; die letztere ward vom Abte zu Braunau geschlossen, Mit dem nicht zufrieden, wurden zugleich einige evangelische Bürger von da nach Prag in die Gefangenschaft geschleppt. Die beeinträchtigten Böhmen ersuchten nun den Kaiser um Abstellung solcher gewaltsamen Eingriffe von Seite der Katholiken in ihre freie Religionsübung; wobei sie sich auf den Majestätsbrief beriefen. Anstatt aber ihrem Gesuche zu willfahren, suchte Mathias diese ihre Rechte auf zerschiedenen Wegen

nur noch mehr zu beschränken: wozu freilich die Jesuiten ihr Scherflein schon lange her mit ungemeiner Geschäftigkeit hergaben. Diese Erzrömlinge lehrten und behaupteten mündlich und schriftlich mit heftigster Leidenschaftlichkeit: „Den Lutheranern, als verstockten Ketzern, dürfe man weder Treue noch Glauben halten; weil das, was man ihnen im Religionsfrieden zugestanden habe, ohnedem von keiner Verbindlichkeit mehr wäre: indem dort ausdrücklich sey beigefügt worden, daß der gegenwärtige Vertrag nur bis zur Entscheidung des Konziliums dauern und gelten soll. Nun wären die Beschlüsse des Tridentinums erfolgt, und die Lutheraner als unverbesserliche Ketzer und Abtrünnige verdammet worden; somit habe der Religionsfrieden auch keine verbindliche Kraft mehr. Folglich müsse man unter dem Gewissen den Lutheranern — diesen hartnäckigen Erzketzern alle ehemals geistliche Besitzungen wieder entreissen, und mit Gewalt der Waffen sie zur Anerkennung und pünktlichen Beobachtung der tridentinischen Aussprüche und Beschlüsse anhalten." — — —

Schlmstr. Schau doch die religiösen Ruhestörer! Hab' ich schon so oft mir anrühmen lassen: was die Jesuiten für gescheide Leute gewesen seyn sollen; aber aus dem unsinnigen Gewäsche da guckt gerade das Gegentheil heraus. Ich möchte doch wissen, wie die Jesuiten mit gar so spitzfindigen Scheingründen auftreten können, als ob der 1555

zu Stand gebrachte Religionsfrieden durch die **einseitigen** Beschlüsse des neulichen Konziliums wäre aufgehoben und vernichtet worden!! Ist das nicht der ausgeschämteste Trugschluß, darin baare Lügenhaftigkeit liegt?! — Denn — ward nicht jenem Religionsfrieden die ausdrückliche Klausel (Bedingung) angehängt: „Daß, wenn durch das Konzilium die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken auch nicht solltebewirket werden können, der gegenwärtig abgeschlossene Religionsfrieden nichts desto weniger für je und allzeit in seiner Kraft und ungestörten Giltigkeit bestehen sollte?" — ! —

Pfarrer. Allerdings ist's dem so. Der 1555 zu Augsburg bewerkstelligte Religionsfrieden ward auf einem eben daselbst 1566, dann wieder 1576 zu Regensburg, endlich auf einem andern, abermals zu Augsburg 1582 gehaltenen Reichstage bestättiget, und als ein immer dauerndes, unantastbares Reichsgesetz erklärt. Allein wer mit den seltsamen Maximen (Grundsätzen) der Jesuiten nur ein wenig bekannt ist, der weiß auch, wie so sehr diese menschenfeindlichen Heuchler mit den heiligsten Verträgen, die ihren und der Päbste Absichten nicht entsprechen und behagen, ihr spitzfindiges, feindseliges Spiel treiben. Einer ihrer unnatürlichsten Grundsätze war: jedes Mittel, es möge gerecht oder ungerecht, edel oder niedrig, menschlich oder unmenschlich seyn, ist zu ergreifen

und anzuwenden erlaubt, wenn man damit nur zu seinem Zweck gelangt; und sollte man dazu selbst über **Königsleichen** schreiten müssen. . . . . *) Ja! ich kann es euch, meine Freunde! unmöglich enthalten: die Jesuiten, und das Mönchthum überhaupt, waren von Anbeginn die Geisel des arglosen Menschengeschlechts, und selbst gekrönten Häuptern gefährlich!!!

Bauer Wie! gekrönten Häuptern gefährlich?! Ich will doch nicht hoffen, daß diese geistlichen Herren vielleicht den Fürsten und Königen gar schon nach dem Leben strebten? — ! —

Pfarrer. Wirklich nicht anders. Die Jesuiten, mit dem übrigen Mönchthum, stellten ungescheut und öffentlich in ihren Schriften (Moraltheologien!) den Grundsatz auf: „**Einem jeden sey es erlaubt, einen Fürsten und König, wenn er schlimm regiere, zu ermorden.**“ — — Dieser abscheulichen, unnatürlichen Lehre drückten sie dann mit eigener Hand das Siegel auf, machten sich über manchen Regenten her, der nichts weniger als schlimm regierte; nur aber ihrem und dem römischen Interesse etwas im Wege stund. Dafür nur einige Belege!

Ein sicherer Mönch Vala und sein Gesell Vatbert schrieben, nach der allerhöchsten Willensmeinung des Pabstes Gregor IV., an Frankreichs

*) Denn: „Die Mittel heiligen den Zweck.“

reichs Bischöfe: „Sie sollten, obschon sie Vasallen (Unterthanen) wären, und wichtige Lehen besäßen, eher dem Pabste, als ihrem rechtmäßigen Oberherrn, dem Kaiser Ludwig, gehorchen.“

Den Dominikanermönch, der den Kaiser Heinrich VII., welcher in der That einer der vorzüglichsten Herrscher war, bei Gelegenheit des heiligen Abendmahls mit Gift aus der Welt schaffte, kennet ihr ohnehin schon. *)

Ein anderer Mönch, mit Namen Johann Petit, ein Franziskaner, lehrte und vertheidigte öffentlich mit stirnloser Frechheit: „Jede Privatperson sey befugt, einen bösen Regenten zu ermorden.“ — Der Herzog von Burgund ließ sodann im Jahre 1407 auf öffentlicher Strasse seinen ältesten Neffen (Bruders- oder Schwesterkind), den Herzog Ludwig von Orleans, jämmerlich erschlagen. Nach dieser Greuelthat tritt Pater Petit hervor, und bekräftigte in Gegenwart verschiedener Fürsten, Kardinäle und mehrerer ansehnlicher Geistlichen, Professoren, und einer unzählbaren Volksmenge seinen obigen Satz, indem er sagte: „Es hat seine volle Richtigkeit, daß jede Privatperson einen zu strengen Fürsten umbringen darf. Unerachtet dieser mein Satz an und für sich schon einleuchtend ist; so will ich ihn doch, zur Ehre der zwölf Apo-

*) S. I. B. VI. Ab. S. 383.

Apostel, mit zwölf Gründen darthun." — — —

Schlmstr. Eine schöne Ehre für die Apostel! — So scheint denn doch keine auch noch so verabscheuungswürdige Unthat in der Welt zu existiren, für die nicht die lieben Apostel u. w. von Päbsten und Mönchen herhalten müßten!!!

Pfarrer. Von einem andern Dominikanermönch, der Jakob Klemens hieß, ward 1589 König Heinrich III. von Frankreich ermordet. — Sein Pater Prior behauptete sodann vor allem Volke in einer eigens dafür gehaltenen Predigt: „Pater Jakob Klemens hätte wohl gethan; und er wäre (da man ihn seines Königsmordes halber hingerichtet hatte.) ein Religionsmärtirer geworden"..!

Schlmstr. Immer schöner! — Also kann man durch Fürstenmord sogar ein Heiliger werden, und die hübsche Marterkrone im Himmel erwerben? — ! —

Pfarrer. Ebenfalls ein Mönch, mit Namen Ravaillac, brachte Heinrichs III., Nachfolger König Heinrich IV. von Frankreich, da er am 14. May 1610 eben durch die Strassen zu Paris einherfuhr, meuchelmörderischer Weise mit einem Dolchstiche um's Leben.

Die Jesuiten lehrten und behaupteten gleichfalls mündlich und schriftlich mit der stirnlosesten Dreistigkeit „den Fürstenmord." — — —

Ein

Ein Pater aus dieser saubern Gesellschaft Jesu, der, wenn ich mich noch recht erinnere, Malagrida hieß, war schon im Begriffe, diese Satanslehre zu realisiren — in's Werk zu setzen, und den König von Portugall auf die Seite zu räumen. Zum Glücke ward dieser meuchelmörderische Anschlag eben noch zu rechter Zeit entdeckt. Genug! diese allergefährlichste Schlangenbrut vom ganzen Mönchthum, die sich 1534 einnistete und, nachdem sie 1540 vom Pabst Paul III. als solche authorisirt und bestättiget ward, auch sogleich anfieng, der arglosen Menschheit (vorzüglich in wissenschaftlicher, und noch mehr in moralischer Hinsicht!!) tödtliche Stiche zu versetzen — diese giftige Mönchsbrut nun wurde 1759 aus Portugall verjagt — Andere gekrönte Häupter, weil sie sich vor diesen heuchlerischen, schwarzen Banditenseelen ihres Throns und Lebens ebenfalls nicht gesichert genug hielten, folgten Portugals Beispiele. Sofort wurden diese in das Gewand der Frömmigkeit eingehüllten Kanibalen 1763 aus Frankreich; 1767 aus Spanien; 1768 aus Neapel und Sizilien verscheucht. Endlich ward der gesammte Jesuitenorden von Pabst Klemens XIV. (dem erhabenen Ganganelli — im Vergleiche mit einem und dem andern einzelnen bessern Pabste!) durch die berühmte Bulle Dominus ac Redemptor noster in der ganzen

Ka=

katholischen Christenheit aufgehoben, im Jahre 1773 den 21 Juli.

Da dieser Pabst bald nachher eines unvermutheten und plötzlichen Todes dahinstarb, will man mit vieler Zuverläßigkeit behaupten: er sey von den Ex-Jesuiten und ihrem Anhange mit Gift bedacht worden. *)

O! hätte doch diese heillose Gesellschaft Jesu in der Welt nur nie existirt, zuverläßig würde die Menschheit von dem nun bald so entsetzlich über sie hereinbrechenden Blutbade verschont geblieben seyn. So aber ruheten die Jesuiten, diese rüstigsten Leibgardisten der Päbste, nicht eher, bis sie den Zunder der wechselseitigen Zwitracht entzündet, in hellauflodernde Flammen gesetzt, und Katholiken und Protestanten mit ihrem giftigen Schlangengezische auf's unversöhnlichste in einander verhetzet hatten. — Die protestantisch-östereichischen Landstände antworteten deshalb den Abgesandten des Erzherzogs und Königs von Ungarn mit den ausdrücklichen Worten: „Das Haus Oestereich habe geraume Zeit her keine ärgern Feinde gehabt, als den römischen Sthul, und die Jesuiten mit ihren hitzi-

*) Diese Behauptung mag um so mehr Wahrscheinlichkeit durch folgende Anekdote erhalten. Pabst Pius VI., der nach Klemens XIV. auf den Stuhl Petri gelangte, zeigte sich mit einiger Auffallenheit den Exjesuiten möglichst gewogen. Als ein- und anderer Kardinal ihm deshalb sein Befremden äußerte, erwiederte Pius: „Ich gedenke mein Leben länger zu fristen, als mein Vorgänger.“ — — —

hitzigen Rathschlägen. Dadurch sey der große niederländische Abfall, die botschkai'che Empörung in Ungarn, und der damit verknüpfte Verlust von Siebenbürgen erfolgt. Auch seyen die Jesuiten die Hauptursache, warum die Reichsstände auf dem letztern Reichstage (zu Regensburg 1613) unverrichteter Sache auseinander gegangen; weil sie (die Jesuiten!!) von dem hochbetheuerten Religionsfrieden geschrieben: „Er wäre nur ein Interim, eine Dilation und Toleranz bis auf das tridentinische Konzilium." . . . . „Wo diese Gesellen immer hinkämen, da sey Laub und Gras verdorben. Wenn sie auch mit ihren Rathschlägen, die nicht aus politischen Gründen, sondern nur aus ihren hitzigen Köpfen und Schiebsäcken kämen, Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht hätten; so sey es in ihrem Vermögen nicht, neue Länder zu schaffen: sondern sie nähmen den Reißaus nach Italien, und ließen Stank, Verderben und Untergang hinter sich." — — —

Ja! den schleichenden, menschenfeindlichen Machinationen der Jesuiten, diesen eigentlichen Janitscharen des römischen Hofes, hatten es nun die zahlreichen protestantischen Einwohner Böhmens zu verdanken, daß Kaiser Mathias, in Ansehung ihrer freien Religionsübung, so hart mit ihnen verfuhr. Dadurch wurden sie aber in ihrem Unwillen so sehr gereizt, daß sie des Kaisers vor-

nehm-

nehmste Beamten, die dessen ohnedem strenge Befehle jetzt noch mit übertriebener Gewaltthätigkeit zu vollstrecken begannen, aus den Fenstern der königlichen Burg zu Prag herunterstürzten; dem Kaiser selbst allen Gehorsam aufkündeten; die Jesuiten, die stetsfort Mord und Vertilgung wider sie predigten, nunmehr zum Lande hinausjagten.

Schulmstr. Bravo! Diesen schwarzen Füchsen geschah gerade recht. — Uebrigens scheinen mir die Böhmen doch ein sonderbarer Schlag Menschen, daß sie Einen gleich zum Fenster hinauswerfen. Aber freilich werden es die kaiserlichen Beamten ihnen auch darnach gemacht haben?!

Pfarrer. Ja wohl! Zwei von den drei Heruntergestürzten, Slawata und Martinitz, die sich als Erzpäbstler am vorzüglichsten hervorgethan hatten, wurden bezüchtiget: sie hätten ihre evangelischen Unterthanen mit Hunden in den katholischen Meßgottesdienst hetzen lassen, und sie durch Versagung der Taufe, der Heurathen und Begräbnisse zum Pabstthum zwingen wollen. — So hoch übrigens ihr Sturz aus den Schloßfenstern immer mochte gewesen seyn; kamen sie gleichwohl unverletzt davon. Die Katholiken säumten nicht, dies einem augenscheinlichen Wunderwerke zuzuschreiben.

Bauer. Ei doch! was war es denn wohl, woraus sie auf ein Mirakel schlossen?

Pfar-

Pfarrer. Ein unten liegender Düngerhaufen, auf dem sie nicht so ganz unbequem auffielen, rettete ihnen das Leben.

Schlmstr. Ei! ein freilich handgreifliches, aber auch ziemlich schmutziges Mirakel!

Pfarrer. Dergleichen bedenkliche Gährungen der böhmischen Protestanten in der Geburt zu ersticken, traf Kaiser Mathias alle mögliche Maaßregeln. Das gab jetzt (im Jahre 1618.) den Entzündungsstoff zu einem der allerschreckbarsten Religionskriege her, den die Welt noch zu keiner Zeit erfahren hatte, uud der 30 volle Jahre mit kaum gedenkbaren Schrecknissen über's gesamte Reich wüthete. Zwar suchte Mathias diesem Uebel durch Friedensunterhandlungen zur Zeit noch vorzubeugen; allein 1619 starb er darüber weg.

Die Protestanten insgesamt glaubten sowohl ihr politisches - als auch ihr Religionsinteresse in Böhmen auf's engste verflochten; weswegen sie mit diesen gemeinschaftliche Sache machten. Hierauf ernsten Bedacht zu nehmen, vermeinten sie um so gegründetere Ursache zu haben, als jetzt, ihrer Gegensträubungen ungeachtet, Ferdinand II. auf den Reichsthron gelangte. — Daß dieser ein unversöhnlicher Feind der Evangelischen, dagegen der hitzigste Protektor der Katholiken seyn würde, war schon daraus zum Ueberfluß erwiesen, daß er in seinen jüngern Jahren, als Herzog von Kärnthen,

then, seinen protestantischen Landständen die freie Religionsübung mit äußerster Strenge untersagte, und sie überhaupt unter hartem Drucke hielt. Es ist sich über so etwas auch schon darum nicht zu verwundern, da Ferdinand den zweideutigen und verdächtigen Unterricht — mit einer recht pedantischen Erziehung — bei den Jesuiten in Ingolstadt einbekommen hatte. . . . .

Ob nun, und in wiefern die Protestanten überhaupt, und vorzugsweise die Böhmen, in ihrem Mistrauen auf Ferdinand mochten berechtiget gewesen seyn, wollen wir aus dessen eigener Aeußerung, daraus sein ganzer jesuitisch-katholischer Karakter ersichtlich ist, nur gleich selbst entnehmen, wo er unter andern ohne aller Zurückhaltung sagte und schrieb: „In den Waffen allein sey Hilfe gegen einen solchen Feind; Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien; und Sicherheit für den katholischen Glauben nur im völligen Untergange dieser (evangelischen!) Sekte zu suchen. Ungewiß zwar sey der Ausgang des Kriegs; gewiß aber das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Kriegskösten reichlich erstatten: und der Schrecken des Hinrichtens würde die übrigen Landstände künftig einen schnellen Gehorsam lehren." — — —

Bei so gehässigen Gesinnungen war es den Protestanten wohl gewiß kaum zu verdenken, daß

sie

sie zur Handhabung ihrer bereits genug angefochtenen Menschenrechte, wie nicht minder zur Sicherstellung ihrer gefährdeten Religion nunmehr gemeinsam die Hände sich reichten.

Zuvörderst wählten die Böhmen, mit Verwerfung Ferdinands, einmüthig zu ihrem König den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, welcher nach einigen Bedenklichkeiten, und nachdem ihm mehrere Fürsten im Nothfalle Unterstützung zugesichert hatten, zur Annahme dieser Würde sich endlich bereitwillig finden ließ. Sonach vereinigten sich mit Einemmale so mancherlei Umstände, die dem Erzhause Oestereich eine kaum abzuwendende Zernichtung würden zugezogen haben; hätte nicht Ferdinand an dem Herzog Maximilian I. von Baiern, der, als sein ehevoriger Universitätsfreund zu Ingolstadt, ein eben so eifriger Verfechter des päbstlichen und jesuitischen Katholizis'ms war, noch zum Glück einen mächtigen Schützer und wirklichen Retter gefunden.

An der Spitze von 30,000 tapferer Baiern setzt sich Herzog Maximilian in Marsch, dringt in Böhmen ein und schlägt, nachdem er die kaiserlichen Truppen an sich gezogen hatte, die böhmisch-pfälzische Armee unweit Prag beim weissen Berg auf's Haupt. Friedrich rettete sich mit der Flucht.

Durch diesen Sieg, den Maximilian 1620 über den Kurfürsten von der Pfalz, seinen nächsten

sten Anverwandten, erfochten hatte, ward das Haus Oestereich vom Untergange, der unvermeidlich schien, glücklich gerettet, und noch dazu auf eine enorme Machtstuffe erhoben.

Nun wurde mit den Protestanten, und vordersamst mit denen in Böhmen, eine schreckliche Züchtigung vorgenommen. Allererst ließ Ferdinand 27 der Vornehmsten auf dem Blutgerüste öffentlich hinrichten, und aus dem gemeinen Volke eine fast unzählige Menge. Den vom Kaiser Rudolph ausgefertigten Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Insiegel. — Alle evangelischen Prediger mußten Böhmen mit dem Rücken ansehen; dafür wurden die Jesuiten wieder zurückberufen. Die konfiszirten (eingezogenen) Güter der Verbannten und Hingeschlachteten beliefen sich auf 40 Millionen, davon der größte Theil den wackern Jesuiten zu ihrer Disposition übergeben ward. — Ein schrecklicher Druck und — noch kein Ende! — ! — Ferdinand, von der geschäftigen „**Jesus-Gesellschaft**“ auf's bitterste verhetzet, kündigte allen Einwohnern Böhmens, die sich zur evangelischen Religion bekannten, unnachsichtlich an, daß fernerhin Niemand mehr durch's ganze Königreich würde tolerirt (geduldet) werden, er hätte denn zum römisch-katholischen Glauben geschworen. Was wollten die Tiefgebeugten thun? — Sie mußten dem eisernen Drange der Umstände nachge-

geben und, wenigst äußerlich, in solch' einen unnatürlichen Religions- und Gewissenszwang einsweilen sich fügen.

Kurfürst Friedrich von der Pfalz ward vom Kaiser eigenmächtig, ohne Zuziehung der Fürsten und Stände, wie es die Reichskonstitution geheischt hätte, in die Reichsacht erklärt, zugleich auch aller seiner Würden und Länder beraubt: wovon ein ansehnlicher Theil (die ganze obere Pfalz), nebst dem Kurhute, dem tapfern Maximilian überwiesen wurde. Zwar nahmen sich einige protestantische Fürsten des unglücklichen, geächteten Friedrichs an, und zogen Christian IV., König von Dänemark, in ihr Interesse. Allein ihre Kräfte reichten nicht mehr hin, der so plötzlich überhand genommenen Macht des Kaisers einigen Abbruch zu thun: und nach einem und dem andern unglücklichen Treffen mußte König Christian einen ziemlich nachtheilgen Frieden mit dem Kaiser eingehen.

Hätte nun Ferdinand II. von dem friedfertigen, menschenfreundlichen und duldsamen Geiste Ferdinands I. und Maximilians II. sich nur einigermassen leiten lassen, und die Protestanten im ruhigen Besitze der in ihren Bezirken gelegenen Kirchengüter, die ihnen dort Kraft des Religionsfriedens reichsgesetzlich zuerkannt worden, gelassen; besonders aber in der freien Uebung ihrer Religion, nicht so auffallend gestört und gedrückt: sicher würde jetzt in Deutschland noch immer Ruhe und mög-

lich-

lichstes Einverständniß haben wiederkehren können, und er selbst würde die Höhe und Macht seines Erzhauses unerschütterlich begründet und gesichert haben.

Nun aber taumelnd von seinem zeitherigen Kriegsglück, trachtete Ferdinand alle Fürsten und Stände zu unterjochen, und unumschränkt über das Reich nicht sofast zu herrschen, als vielmehr zu tirannisiren. Ein Vorspiel hierzu lieferte er dadurch, daß er am 6. März 1629 das berüchtigte Restitutions-Edikt (Wiedererstattungs-Befehl!) durch das ganze Reich ergehen ließ, darin den Protestanten insgesamt, ohne Rücksicht und Ausnahme, der gemessenste Befehl ertheilt ward: daß sie nicht blos alle Bisthümer, Klöster und was immer für Kirchengüter wieder herausgeben; sondern auch die etwa erforderliche gewaltsame Anhaltung der damit betreffenden lutherischen Unterthanen zur katholischen Religion um so weniger anfechten oder stören sollten, als im Widersetzungsfalle die schwersten Ahndungen auf sie warteten.

Wegen Bekanntmachung dieses Edikts trug anfänglich selbst Ferdinand einiges Bedenken. Allein sein Beichtvater, der Jesuit Lamormain, wußte dergleichen Skrupel bald zu verscheuchen, indem er es ihm zur Gewissensangelegenheit machte: er müßte diesen Ketzern, die weder auf Treue noch Glauben Anspruch zu machen befugt wären, durchaus alles, was Kirchengut heiße, abnehmen; der katholischen

Kir-

Kirche ober wieder zu ihren Rechten, und dem päbstlichen Stuhle zu seinem altherkommlichen Glanz und Ansehen verhelfen. — Kurz: die Jesuiten und eifrigen Römlinge bestürmten, im Vereine mit den päbstlichen Nuntius Karaffa, den noch immer wankelmüthigen Kaiser so lange und viel, bis er ihnen endlich mit dem unmenschlichen Restitutions-Edikte zu Willen war. — „Er sollte sein zusehen," lagen sie ihm mit ihrem Gezische immer in den Ohren, „daß er nicht, wenn er sich gegen die Feinde der Kirche gütig erzeige, sich einer Ungerechtigkeit gegen die Kirche selbst schuldig mache. Ja! es stehe nicht einmal in seiner Gewalt, über Kirchengüter zu schlichten, wenn er sich nicht eines Gottesraubs wolle theilhaftig machen. Nur der Pabst allein könne die Entscheidung geben: ob man den Protestanten auf eine kurze oder lange Zeit, oder gar nicht, geistliche Güter einzuräumen befugt sey." .... Das hatte ihren Sieg über Ferdinand II. bewirkt.

Mit Kundmachung des Restitutions-Ediktes ward zugleich zur Vollstreckung desselben geschritten. Die Reihe traf allererst die Reichsstadt Augsburg, wo die protestantischen Inwohner auf ihre evangelische Gottesverehrung Verzicht thun, und der geistlichen Gerichtsbarkeit des dasigen Bischofes sich unterziehen mußten. Sodann gieng es über den Herzog von Wirtemberg her, der alle Klöster und geistliche Besitzungen auszuhän-

händigen gezwungen wurde. Von da verbreitete sich dieses gewaltsame Verfahren über das übrige Schwaben, und allmählig auch nach Franken, Sachsen, Westphalen und nach den Rheingegenden. Alles war mit dem härtesten Druck verbunden und betrieben. Wo die Kommissäre Widerstand witterten, da hatten sie stets Exekutionstruppen bei der Hand.

Bauer. O! ihr bedauenswürdigen Protestanten! verloren seyd ihr, wenn nicht die Vorsehung von irgendwoher einen Retter euch zuschickt.

Pfarrer. Er erscheint — dieser Retter! — Die Protestanten, welche nichts, als die grausamste Sklaverei, die unerträglichste Religions- und Gewissenstirannei vor sich erblickten, riefen jetzt in solchem verzweiflungsvollen Drange eine fremde Macht — den König von Schweden, Gustav Adolph, zu ihrer Rettung herbei. Da Gustav schon von seiner frühen Jugend an der eifrigste Verehrer und Anhänger der Lehre Luthers gewesen war, und hauptsächlich er selbst seine Schweden von der römischen zur evangelischen Religion hinüberlenkte: so rechnete er sich's jetzt ordentlich zur Pflicht, seinen deutschen Glaubensgenossen in ihrem Gesuche nur um so ehender willfahren zu müssen. Im Jahre 1631 übersetzte er von Schweden ein zwar nicht sehr zahlreiches, aber ein desto auserleseneres Heer der tapfersten Kerntruppen nach Norddeutschland.

Plötzlich gewann jetzt die Sache der Protestanten eine ganz veränderte Ansicht. Denn kaum hatte König Gustav auf deutschem Boden festen Fuß gefaßt; als er schon mächtige Vorschritte machte, und die Kaiserlichen, wo er sie traf, schlug und verdrängte. Den 17. September desselben Jahrs kam es zwischen ihm und diesen bei Leipzig zu einer mörderischen Schlacht, in der die Letztern total aufs Haupt geschlagen wurden. Unaufhaltsam dringt nun Gustav allenthalben vorwärts, und überschwemmt mit seinem siegreichen Heere, an das sich die Truppen mehrerer protestantischen Fürsten und Stände anschlossen, fast ganz Deutschland, gleich einem wildtobenden Strom, der brausend seine Ufer übertreten hat.

Bauer. O! wie wohlgemuthet werden nun die noch kurz zuvor so tiefgebeugten Protestanten auf einmal gewesen seyn!!

Pfarrer. Sehr begreiflich! — Die Mahler und Kupferstecher konnten des Königs Portrait nicht häufig genug fertigen, welches die Evangelischen mit solcher (natürlichen!) Verehrung am Halse trugen, als es ein Katholik schwerlich mit seinem Agnus-Dei oder Skapulier jemals (recht **abergläubisch**!!!) that und — noch thut. Mit einem Worte: König Gustav ward von den Protestanten allenthalben als ihr Retter und schützender Engel aufgenommen und verehrt. — — —

 Schlmstr.

Schlmstr. Aber — o jemini! wie so tief werden jetzt die römischen Katholiken ihre Köpfe gehängt haben?!

Pfarrer. Auch nicht zu verwundern! Ihre Lage war nun die der Protestanten nach dem Treffen bey Prag. Da sie ihre Sache für die allein gerechte hielten, und die vorhergehenden Siege als bare Beweise und Wirkungen der allwaltenden Hand Gottes deuteten: wollten und konnten sie einem so urplötzlichen Umschwunge der Dinge, das sich mit ihren schiefen und verwöhnten Begriffen von der sittlichen Weltregierung so schlecht reimte, lange keinen Glauben beimessen; und selbst der Augenschein war kaum vermögend, sie auf andere Gedanken zu bringen. Ein angesehener Pohle (König Sigmund selbst soll es gewesen seyn!) ließ sich verlauten: „Er könne unmöglich glauben, daß Gott sey lutherisch geworden." . . . ! Ein berüchtigter Kaspar Scioppius hat in demselben Jahre, mitten unter dem Kriegstroubel, in einem, mit Gutheißung des Pabst Urbans VIII. und Kaiser Ferdinands II. herausgegebenen Buche mit recht behaglicher Selbstzufriederheit den Grundsatz aufgestellt: „Es sey ein Glaubensartikel, daß derjenige, der die gerechte Sache des Glaubens mit Zuversicht auf Gottes Beistand verfechte, nicht könne überwunden werden. Wenn solche Kämpfer und Vertheidiger auch sonst von Sünden nicht

rein

rein wären; müßten sie doch so fest glauben, den Sieg davon zu tragen, als sie glaubten, daß Gott die Welt erschaffen habe: indem Eines wie das Andere von ihm geoffenbaret sey."

Schlmstr. Was doch diese römisch-gläubigen Theologen für sonderbare Begriffe von Offenbarung haben!

Pfarrer. Das folgende Jahr 1632, fiel zwischen den Schweden und Kaiserlichen bei Lützen in Sachsen abermal ein blutiges Treffen vor, in welchem der tapfere Gustav, da er sich zu sehr in's Schlachtgetümmel gewagt hatte, den Heldentod fand. Allein gleich gereizten Löwen fochten und schlugen jetzt die Schweden wüthend um sich, und drängten ihre Feinde zum Rückzug.

Bauer. Ein theurer Sieg! — Erlauben mir Euer Hochwürden jetzt ein paar Fragen. Wie hatte sich wohl König Gustav gegen die Katholischen benommen? vermuthlich recht streng; weil er diese doch als die geschworensten Widersacher seiner und der Protestanten Religion betrachten mußte. — Und dann hab' ich mir schon oft erzählen lassen: die Schweden hätten im Reich gar so entsetzlich gehaus't!

Pfarrer. Nun wohl! mit den besonders hervorleuchtenden Karakterzügen dieses großen Königs in einige Kenntniß euch zu setzen, lohnet wirklich der Mühe; und wir nehmen zugleich mitunter einen der Hauptbeweggründe seiner Kriegser-

klärung gegen den Kaiser wahr. Ueber das Ganze erhalten wir eine befriedigende Auskunft aus der an seine versammelten Stände gehaltenen Abschiedsrede, wo er also spricht: „Nicht leichtsinniger Weise stürz' ich mich und euch in diesen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten auf's grausamste beleidiget; er hat meine Feinde unterstützt; er verfolgt meine Freunde und Brüder; er tritt meine Religion in den Staub; und streckt die Hand nach meiner Krone aus. Drinnend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hilfe; und wenn es Gott gefällt: so wollen wir sie ihnen geben."

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird; nie hab' ich sie gemieden: schwerlich werd' ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar beschützet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht; seyd gewissenhaft; wandelt unsträflich: dann werden wir uns in der Ewigkeit wieder sehen."

„An euch, meine Reichsräthe! wend' ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. — Euch, tapferer Adel! empfehl' ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als

wür-

würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. — Euch, Diener der Kirche! ermahne ich zur Verträglichkeit und Einigkeit; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt; misbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volkes. — Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes! wünsch' ich den Segen des Himmels; euerm Fleiße eine erfreuliche Erndte; Fülle euern Scheunen; Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. — Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige! schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch Allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sag' es vielleicht auf ewig." — — —

Schlmstr. Ach! warum mußte das Letztere wahr werden!!

Pfarrer. In Betreffe der Religion und Gesetze legte der großmüthige König den Katholiken nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Als ihm nach Eroberung einer katholischen Stadt mehrere Offiziers riethen, die Inwohner strenge zu behandeln, und neue Gesetze ihnen zu geben; erwiederte Gustav: „Die Stadt ist nun mein, und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Religionsfreiheit die Fesseln abzunehmen, und nicht sie in neue zu schlagen. Lasse man sie (die Katholiken!) leben, wie sie bis daher gelebt haben. Ich gebe denen keine Gesetze, welche so zu leben wissen, wie sie ihre Religion gelehrt hat. Neue

Schuhe

Schuhe pflegen ohnedem zu drücken." — — —
Kurz: König Gustav beobachtete in Behandlung der Protestanten und Katholiken keinen oder nur geringen Unterschied. Sein Grundsatz war: „Jeder sey ein Rechtgläubiger, der sich den Gesetzen und seinen Religionsvorschriften gemäß verhalte. — **Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sey kein Beruf der Fürsten; sondern der Prediger.**" . . . .

Unter seinen schwedischen Truppen hielt Gustav stets eine möglichst strenge Mannszucht; die er aber unter den Deutschen, über die er das Oberkommando führte, vergebens einzuführen sich bemühte. Wiederholt legte er deswegen seinen Unwillen an Tag. „Ihr Deutschen," redete er sie einstmals an, „ihr — ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlet, und gegen euere eigene Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich hab' einen Eckel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen; ihr seyd Ursache, daß die Welt mich verflucht; daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen; daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen hab' ich meine Krone ihres Schatzes entblößt, und über 40 Tonnen Goldes aufgewendet; von euerm

deut-

deutschen Reiche aber nicht erhalten, womit ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich alles, was Gott mir zutheilte, und, hättet ihr meine Gesetze geachtet, alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch getheilt haben. Euere schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's bös meint; wie sehr ich auch Ursache haben mag, euere Tapferkeit zu loben."

Nun aber nach dem Heldentod des Königs nahmen die Ausschweifungen und Gewaltthaten der Schweden sowohl als der Deutschen, und ganz vorzugsweise der Kaiserlichen, die sich darin schon lange vorher schändlich hervorgethan hatten, in einem solchen Grade überhand, daß es alles Ansehen hatte, als ob in Grausamkeiten, in Verwüstungen und Mordbrennereien einer mit dem andern um den schreckbaren Vorzug streiten wollte. Denn weit gefehlt, daß durch Gustavs Todesfall die Kriegsflamme wäre gedämmet worden, fraß sie jetzt erst recht gräßlich und zerstörend um sich. Stets siegreich, mit unbedeutenden Pausen, waren die Waffen der schwedisch-protestantischen Kriegsvölker, bis auf das große Treffen bei Nördlingen im Ries, wo sie von dem Erzherzog Ferdinand, Kaiser Ferdinands II. Sohne, am 6. September 1634 auf's Haupt geschlagen wurden. Ein unvermeidliches Vertilgungsloos hätte dies Mal auf die Protestanten gewartet, und Hohn würde der

Kai-

Kaiser der freien Reichsverfassung nunmehr wirklich gesprochen haben; hätte nicht Frankreich, mit wohl verzeihlicher Eifersucht auf Oestereichs kolossalische Machtvergrößerung, den Protestanten mit Truppen und Geld unter die bereits wieder ganz erlähmten Arme gegriffen. — Mit erneuerter Wuth setzte man nun noch mehrere Jahre den blutigsten Kampf fort, dessen Ausgang Ferdinand II. nicht mehr erlebte. Im Jahr 1637 verschied er.

Schlmstr. Gott verzeih' ihm's, daß er von den Jesuiten und Römlingen sich zum Werkzeug eines so entsetzlichen Vertilgungskrieges brauchen ließ!

Pfarrer. Leider! war Ferdinand II. ein bloßer Spielball in den Händen der Mönche, vornehmlich der übergeschäftigen Jesuiten. Sein bekannter Beichtvater — der Jesuit! — schreibt von ihm: „Nichts auf der Welt war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es, pflegte er (Ferdinand!) oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu derselben Zeit, und an demselben Orte ihm begegneten; der Ordensmann (der Mönch!!!) würde die erste, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten." — — —

Bauer. Das ist mir doch eine zuarge Uebertreibung! Wie viel werden die Mönche insgesamt sich nicht darauf zu gut gethan und gebrüstet haben, daß sie von einem Kaiser ordentlich angebethet wurden?!

Pfar-

Pfarrer. Dafür man von einem solchen Schlag Pfaffen gar nicht alle Male einigen Dank einerndtet. Selbst Ferdinand mußte diese Erfahrung machen. Auf einem Kurfürstentag zu Regensburg wollte er die Wahl seines Sohns Ferdinand zum römischen König durchsetzen. Allein ein Kapuziner, mit Namen Pater Joseph, der ein drolligtes Glied der französischen Gesandschaft ausmachte, wußte es auf eine gar schlaue Manier zu vereiteln. Darum sagte der Kaiser: „Ein schlechter Kapuziner hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger, als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben." . . .!

Nach Ferdinands II. Hinscheiden kam nun doch dessen Sohn, Ferdinand III., auf den Kaiserthron; welcher aber auch ein hartes Tagwerk zu bestehen hatte. Mit letzter Anstrengung ward der unnatürliche Religionskrieg, unter beispiellosen Verheerungen und unerhörten Greuelthaten, noch zehn Jahre fortgesetzt. Es war wirklich an dem, daß der letzte Gnadenstoß sollte versetzt werden — den Katholiken. Fast allenthalben siegend durchstreiften die schwedisch-protestantischen Truppen ganz Deutschland; vorzüglich hart suchten sie Baiern heim, um dessen höchst **unpolitische** Anhänglichkeit an das Haus Oestereich und den römischen Hof empfindlich zu rächen. Von da wandten sie sich nach Böhmen, eroberten und plünder-

ten

ten Prag. Endlich 1648 am 6. August ward zu Osnabrück, und am 15. September zu Münster, beide Städte in Westphalen, von den kämpfenden Partheien Frieden geschlossen. Dies ist nun der weltbekannte (**Weiland!!!**) **westphälische Frieden.**

Bauer. Möchten Sie nicht so gefällig seyn, und den Hauptinhalt dieses Friedens uns mittheilen?

Pfarrer. Herzlich gern. Frankreich, das an diesem mit vieler Staatspolitik verwebten Religionskriege, um Oestereichs Machtherrschaft nicht willkührlich und unumschränkt werden zu lassen, zum Vortheil der Protestanten thätigen Antheil genommen hatte, ergriff, zur bündigen Schadloshaltung der aufgewandten Kriegskosten, Besitz von den drei zeither zum Reich gehörigen Bisthümern Metz, Tull und Verdün, auch von Breisach, Sundgau, Ober- und Niederelsaß.

Schweden nahm zur Entschädigung, oder vielmehr zur Erkenntlichkeit seiner ersprießlichen Dienstleistung, ausser 5 Millionen Thalern, vom Reich in Empfang das Erzbisthum Bremen, das Bisthum Verden, welche beide säkularisirt — in weltliche Fürstenthümer umgeschmolzen wurden. Zu dem kamen noch ganz Vorpommern, und ein Theil von Hinterpommern mit der Hauptstadt Stetin; ferner die Insel Rügen, die mecklenburgische Stadt Wis-

Wismar, die Festung Walfisch, das Amt Poel, mit 3 Stimmen auf dem Reichstage.

Der Kurfürst von Brandenburg bekam das Erzbisthum Magdeburg, unter dem Titel eines Herzogthums; sodann die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, welche die Anzahl weltlicher Fürstenthümer vermehrten; ferner Hinterpommern, und die Grafschaft Hohenstein.

Dem Herzog von Mecklenburg wurden die vormaligen Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als Fürstenthümer, nebst den Johanniter Kommenturein Mirow und Nemorow, überwiesen.

Den Herzogen von Braunschweig = Lüneburg-Hanover wurden, nebst dem reichen Kloster Walkenried, auch das Bisthum Osnabrück eingeräumt, unter der Bedingung, daß ein von dem Domkapitel erwählter katholischer stets abwechselnd einem protestantischen Bischofe aus dem herzoglichen Hause folgen müsse.

Hessenkassel erhielt, ausser 600,000 Reichsthalern, die sehr bedeutende Abtei Hirschfeld, die in ein Fürstenthum verweltlichet wurde; wie auch die Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen.

Pfalz ward mit einer neuen Kurwürde bedacht. — — — Die Schweiz wurde für eine freie, unabhängige Republik erklärt. Uebrigens ward der Religionsfrieden in seiner vollkommenen Rechtskräftigkeit bestättiget.

Schlmstr.

Schlmstr. Meiner Treu! man muß sich auch schon damals auf's Säkularisiren treflich verstanden haben, da auser manchem Kloster, mehrere Erz- und Bisthümer von ihrem **komisch-geistlichen** Zustand einen so possierlichen Luftsprung in die **Verweltlichung** hinüber machen mußten. — Und dabei etwas verwunderlich! daß größtentheils nur die Bisthümer in Norddeutschland das Loos der argen Verweltlichung verkosten mußten. — Mache sich hierüber, der da will, seine spintisirenden Gedanken und Glossen! — — — Uebrigens nur Schade! daß der römische Kirchenstaat nicht in Deutschland, oder wenigstens an dessen Grenzen gelegen war, daß hieran etwa auch eine zweckmäßige Säkularisation hätte können ausgemittelt werden. Indeß wer weiß, was noch heut zu Tage werden könnte; gewiß! dem Machtgange gegenwärtiger Zeitverhältnisse scheinen alle Dinge möglich. . . . .! Nun aber wundert mich, daß man von katholischer Seite einen so unbehaglichen Frieden ist eingegangen?

Pfarrer. Das freilich nicht würde Statt gehabt haben, hätte man nur, wie man zu sagen pflegt, aus der Noth nicht eine Tugend machen müssen. Der Kaiser, und die katholischen Fürsten und Stände, die ungleich mehr, als ihre Feinde entkräftet waren, hatten nur noch einige wenige tausend Mann guter Truppen zu Gebothe. Hätte man nun, dem Pabste und einigen Bischöfen

und

und Pfaffen zu Gefallen, sich bis auf den letzten Mann, und auf ein blosses verzweifeltes Gerathewohl herumbalgen, und das schon so gräßlich zerfleischte Vaterland vollends hinunter in den tiefesten Abgrund des Verderbens stürzen sollen? — ! — O Freunde! Deutschlands Elend gewährte ohnehin schon den bejammernswürdigsten Anblick!

Allenthalben bothen sich dem ausgethränten Auge nichts dar, als wüste, verödete Provinzen; menschenleere Dörfer und Städte; verarmte, gänzlich ruinirte Landleute und Bürger. Nur Ein- und Anderes als Belege. In der gewerbsamen Stadt Frankenthal, wo vorher, ausser den übrigen zahlreichen Inwohnern, 1800 fleißige Fabrikanten und Künstler sich treflich genährt hatten, war jetzt die gesammte Bevölkerung bis auf 324 Seelen heruntergesunken. — Von 30,000 Inwohnern der Stadt Magdeburg waren, nach der schrecklichen Zerstörung durch die Kaiserlichen, nur noch 400 übrig. Wollt' ich euch die enisetzliche Wuth und Grausamkeit der **katholisch-kaiserlichen** Armee, womit sie, das Kind in Mutterleibe nicht schonend, beinahe die gesamte 30,000 starke Inwohnerschaft dieser allerunglücklichsten Stadt niedermordete, etwas genauer hererzählen: wahrlich! ihr würdet zurückbeben!! Schauder und Entsetzen lähmt mir die Zunge!!!

Von

Von 1,000 Häusern der Stadt Göttingen fanden sich 179 gar nicht mehr; 237 waren ganz verlassen; 137 nur von Wittwen bewohnt. —

Im Herzogthum Wirtemberg, wo vor dem Ausbruche des greuelvollen Religionskriegs die Bevölkerung sich auf 500,000 Einwohner belaufen hatte, waren schon im Jahr 1641 kaum noch 48,000 vorhanden. Sechs Jahre nach herbeigenöthigtem Frieden fehlten daselbst noch 50,000 Haushaltungen; 40,000 Morgen Weinlandes, 270,000 Morgen Ackerfeld, Wiesen und Gärten lagen wüst und öde.

In München waren einige Handwerke, als besonders die der Sametweber, der Messingarbeiter und anderer ganz eingegangen; die Zahl anderer z. B. der Tuch- und Zeugmacher bis zur Hälfte herabgekommen. — Hieraus schließt nun auf's übrige. O Freunde! abgesehen von allerlei beweinenswürdigen Zerstörungen, waren während des grauenvollen dreißigjährigen Religionskriegs Millionen schuldloser Menschen als blutiges Schlachtopfer gefallen!

Bauer. Barmherziger Gott! — Und solch' ein unbeschreibliches Elend konnte das scheußliche Unwesen der päbstlichen Ablässe mit dem verworfenen Mönchswust veranlassen; und das eigensinnige Konzilium von Trient, unter dem allmächtigen Einflusse des römischen Hofes, noch vollends so schauderhaft über das ganze Reich verhängen? —

gen ? — ! — O Päbste! o Päbste, wie konntet ihr das göttliche Evangelium — die sanfte, menschenfreundliche Jesuslehre — gar so verkennen, und dafür mit unsinnig wüthender **Religionslaune** im Bunde mit euerm noch schlimmern Mönchthum, von jeher so entsetzliche Landplagen über die schuldlose Menschheit verbreiten! — ! — ! — Gott vergebe euch diese schaudervolle, himmelschreiende Unthat! — O! wie froh erhebt es Einem das Herz, daß wenigstens die dermaligen Päbste scheinen, von einem edlern, sanftern Geiste sich leiten und beherrschen zu lassen.

Schlmstr. Ja, ja! mein guter Nachbar! freilich mit dem „**Scheinen**" mag es wohl einige Richtigkeit haben; denn es scheint mir auch nur, als verstünden die dermaligen Päbste die politische Rolle feiner, wie ehevor, zu spielen. Auch scheint mir gegenwärtig die Welt vor dergleichen, durch päbstlich-römische Religionsmeutereien angezettelten, Uebeln gesicherter zu seyn; dies hat man wohl nicht so sehr den geänderten Staatsmaximen des römischen Hofes, als vielmehr nur dem gegenwärtigen hellern, durchgreifendern und solidern Zeitgeiste zu verdanken. Möge dieser Geist nur nie wieder von der Menschheit weichen; leicht könnten sonst gar bald die alten Greulszenen der finstern Jahrhunderte neuerdings über dieselbe hereinbrechen.

Pfarrer. Lieber Schulmeister! er hat da eine trefliche Bemerkung gemacht, die ich ihm so leicht nicht zugetraut hätte, die aber nichts desto weniger in dem Ohre manches Zionswächters als ein recht widerlicher Mislaut tönen möchte. — Doch wieder auf unser Geschichtliches eingelenkt!

Jedermann frohlockte, daß nun einmal dem unmenschlichen Religionskrieg durch den westphälischen Frieden ein Ziel gesetzt ward: nur der Pabst Innozenz X. war damit höchst unzufrieden, und legte eine förmliche Protestation gegen denselben ein. —

Und jetzt, Freunde! könnten wir unsere geschichtliche Abendunterhaltungen abbrechen, und ein nachbarliches Lebewohl einander sagen. Gewiß! ihr wäret mit den Hauptkarakterzügen der mehrsten römischen Päbste — im Bunde mit dem Mönchthum — in hinlängliche Kenntniß gesetzt. Damit ihr jedoch ein gewisses Ganze bekommet, will ich in gedrängter Uebersicht den geschichtlichen Faden meiner Erzählungen bis auf gegenwärtige Zeit fortführen; dabei aber nur das Merkwürdigste, was allein für unsern zeither angeregten Gegenstand geeignet scheint, ausheben und ganz kurz berühren.

Auf Kaiser Ferdinand III., der 1657 mit Tod abgieng, folgte Leopold I. Gegen das Ende seiner Regierung suchte der Pabst Klemens XI. auf eine seltsame Art sich an diesem recht katholisch-

from-

frommen, guten Kaiser zu reiben. Die Veranlassung war folgende.

Im Jahr 1700 verschied König Karl II. von Spanien, ohne einen Prinzen, als Reichserben, zu hinterlassen. Kaiser Leopold, und König Ludwig XIV. von Frankreich, welche beide mit dem Erblaßten durch Heurathen gleich verwandt waren, machten nun auf die spanische Monarchie gleiche Ansprüche. Indeß befand sich die gerechte Sache unstrittig auf Leopolds Seite; denn ein von Karl V. verfaßter Erbvertrag entschied ausdrücklich dahin: daß, falls der spanische Mannsstamm erlöschen würde, alsdann diese Monarchie an Oestereich fallen sollte; und so umgekehrt.

Weil aber Ludwig seinen hartnäckig behaupteten Ansprüchen nicht entsagen, und Spanien seinem Enkel, Philipp von Anjou, eingeräumt wissen wollte: so entspann sich hierüber ein hartnäckiger, blutiger Krieg, der unter dem Namen „spanischer Sukzessionskrieg" bekannt ist, und 13 volle Jahre anhielt.

England, Holland, Preußen, und das deutsche Reich traten mit Kaiser Leopold, dessen gerechte Sache sie anerkannten, in enges Bündniß und erklärten dem König von Frankreich, der seine Macht, auf Kosten der angrenzenden Staaten, stets mit ungezügelter Eroberungssucht zu erweitern strebte, gemeinsam den Krieg.

Auſſer dem Kurfürſten Maximilian Emanuel von Baiern, der wegen der nemlichen vorhin erwähnten Heurathsverwandtſchaft gleichfalls auf einen Theil der ſpaniſch-öſtereichiſchen Länder gründlichen Anſpruch zu haben vermeinte, hatte Ludwig zur Zeit keinen Alliirten. Doch trat für Frankreichs Angelegenheit gar bald ein mächtiger Bundesgenoſſe aus einem Hinterhalte hervor, und der war — Pabſt Klemens XI., noch ehe er aber in ſeiner ganzen Feindſeligkeit ſich zeigte, ſtarb Leopold I. im Jahre 1705.

Kaum hatte jetzt deſſen Sohn, Joſeph I., den öſtereichiſchen und deutſchen Reichsthron beſtiegen, als auch ſogleich Klemens ſeine verächtliche Blöſſe vor aller Welt Augen ſo unverſchämt zur Schau ausſtellte, daß er durch ganz Spanien öffentliche Andachten verordnete, um vom Himmel den Segen für die franzöſiſchen Waffen zu erflehen.

Bauer. Iſt's möglich, daß ein Pabſt für einen, auf Seite Frankreichs, wie man behaupten will, ungerechten Krieg ſogar feierliche Andachtsübungen anzuordnen ſich nicht entblödet? — ! — Entſetzlich!!!

Pfarrer. Eine Miturſache dieſes ſeines ſo unheiligen Verhaltens ſoll auch geweſen ſeyn, daß Kaiſer Joſeph mit den Engländern, Holländern und Preußen — dieſen Ketzernationen — ſich in eine Allianz eingelaſſen habe.....!

Wo sich übrigens eine Gelegenheit, den Kaiser empfindlich zu necken, nur immer ergab, griff der Pabst hastig darnach. So z. B. wollte Joseph einstmals eines seiner kaiserlichen Gerechtsame (unter der Benennung „Preces cæsareæ“) in Ausübung bringen, und einem gewissen Herrn von Raesfeld eine Pfründe am Domstifte Hildesheim verleihen. Alsogleich stemmte sich dagegen Klemens, und sagte unter andern: „Ein Kaiser müsse erst die päbstliche Approbation seiner Reichswürde erlangt haben, bevor er sich so Etwas wolle beikommen lassen.“ — — —

Schlmstr. Also noch im achtzehnten Jahrhundert sollte ein deutsches Reichsoberhaupt die Bestätttigung seiner Würde erst nachsuchen — beim heiligen Vater zu Rom?! Unvergleichlich!

Pfarrer. Auf dergleichen römische, vormals zwar sehr bedeutende Verweise achtete man freilich jetzt nimmermehr viel; nichts desto weniger ließ es der Pabst bei solchen kleinlichen Neckereien nicht bewenden: er gieng weiter.

Die Franzosen waren von den Oestereichern zur Räumung von ganz Italien genöthiget worden, darum wollte der Kaiser seiner tapfern Armee dort bequeme Winterquartiere gönnen; zu dessen Behufe einige Große Italiens zu Naturalien-Lieferungen sich verstehen mußten: von welcher Verbindlichkeit sich der Herzog von Parma und

Piazenza mit einer demnächst zu erlegenden Summe loskaufte: Wider alles Erwarten erklärte nun aber Klemens das Ganze als nichtig; weil er als Oberlehnsherr über beide Herzogthümer dergleichen nie zugeben würde: und drohte Jedem, der diese seine Oberlehnsherrlichkeit anzutasten sich erkühnen würde, mit dem Kichenbanne. Natürlich hielt der Herzog, dem mit solch' einer päbstlichen Erklärung sehr gut gedient war, mit der Bezahlung zurück. Als nun aber die kaiserlichen Truppen die vertragsmäsige Summe auf dem Wege der militarischen Exekution eintrieben, wurden am 27. Juli 1707 wirklich die päbstlichen Bannstrahlen auf sie geschleudert.

Schlmstr. Nun meiner Six! dieser Klemens hat sein Herz am rechten Flecke sitzen, daß er gleich über eine ganze Armee seinen Bannfluch herniederdonnerte. Oder beim — Herkules! feige Memmen sind die Soldaten gewesen, wenn sie diese Bannstrahlen nicht mit Bajonetten und Kanonen auf Klemens XI. selbst wieder zurückschleuderten, und ihn in seinem Vatikane eben so empfindlich demüthigten, als nachdrücklich jene Helden, dort unter Karl V., den Pabst Klemens VII. am 6. May 1527 züchtigten.

Pfarrer. So rascher Repressalien enthielt sich noch zur Zeit der Kaiser, und setzte der hartnäckigen Erbitterung des heiligen Vaters den mildern Gang der Rechtlichkeit entgegen. Sonach

ließ

ließ er den strittigen Gegenstand von geprüften unpartheiischen Rechtsgelehrten, und bewährten Staatsmännern in genaue Untersuchung nehmen; und aus allen Rechtsgründen ergab sich die Entscheidung: daß die beiden Herzogthümer Parma und Piazenza von jeher kaiserliche Reichslehen, und niemals päbstliche, gewesen wären.

Da der Pabst in seinem Steifsinne nur noch kühner verharrte, gebrauchte endlich der Kaiser auch Ernst, und schickte dem General von Bonneval den Befehl zu, mit einem Truppenkorps der päbstlichen Provinz Ferrara einen Besuch abzustatten, und dort die Stadt Kommachio, als ein altes Reichslehen, in Besitz zu nehmen.

Jetzt gieng dem heiligen Vater die Galle über, und er rückte mit einem ganz erbittertem Breve heraus, darin er unter anderm dem Kaiser Joseph I. recht nahe an's Herz legt: „Es werde ihm nicht unbekannt seyn, was für schwere Strafen in den heiligen Kirchengesetzen, und den apostolischen (?!) Satzungen gegen diejenigen festgesetzt und verhänget sind, welche an das Eigenthum und die Gerechtsame der Kirche Gewalt legen. Er soll daher bedenken, wie weit er sich auf die boshaften und unbilligen Einflüsterungen derjenigen vergangen habe, die ihn angetrieben, den Zorn Gottes so offenbar zu reizen. Er soll sich ja ohne Verzug aus einem Lande zurückziehen, wo der Aufent-

halt

halt ihm den Verlust seines Seelenheils, und zugleich ewige Schande zuziehen werde."

Zuverläßig muß man zu Wien über solch' einen schon lange verjährten Tollsinn spöttelnde Anspielungen sich erlaubt haben; denn die Galle seiner Heiligkeit ergoß sich auf einmal durch den ganzen Körper so sehr, daß nun Klemens seine schwirrende Zuchtruthe über des Kaisers Haupt mächtig zu schwingen begann; mit einem zweiten Breve angezogen kam; ihm in baarem Ernste die Exkommunikation androhte; dazu auch noch als Dreingabe förmlich den Krieg ankündete. — — Doch das Erheblichste des Breve wollen wir selbst hören. Nach einigen Umschweifen bedeutet er dem Kaiser mit dürren Worten: „Wofern er bei *seinen* bösen Anschlägen verharre, werde er (Pabst!) aller väterlichen Zuneigung entsagen, und gegen ihn, wie gegen einen aufrührerischen Sohn, nicht blos mit der Exkommunikation; sondern, wenn es nöthig seyn sollte, auch mit den Waffen verfahren. Er für seinen Theil fürchte nichts, wenn man auch mit den Waffen in der Hand wider ihn auftreten würde. Er vertheidige die Sache Jesu Christi (? — ! —) und seiner Kirche. Christus werde ihm Stärke verleihen; und wenn der Kaiser sich nicht schäme, die Kirche und Gott (d. h. den Pabst!!) selbst zu bekriegen; wenn er von der Frömmigkeit seiner Vorfahren, und besonders seines dem heiligen Stuhle so sehr ergebenen Vaters

ters Leopold abweiche: so soll er wissen, daß derselbe Gott, welcher Königreiche gebt, auch die Macht habe, Königreiche zu nehmen." —!—!—

Schlmstr. Ich stehe wirklich in der Wahl, ob ich mich zu todt lachen, oder zu todt ärgern sollte. — — Also im achtzehnten Jahrhunderte noch führt ein römischer Pabst die lächerliche Großsprecherei seines Patriarchen — Gregors VII.? — ! —

Pfarrer. Mit seiner Kriegserklärung spaßte Klemens wahrlich nicht. Auf der Stelle wurden alle mögliche Vorkehrungen zu einem recht ernsthaften Feldzug getroffen. In Rom und durch den ganzen Kirchenstaat hatten Werbungen in hastiger Eile Statt. Ausreisser, liederliche Landstreicher, und wer nur immer das Gewehr zu tragen im Stande war, sie mochten von einem Herkommen oder einer Nation seyn, von welcher sie wollten, wurden mit Freuden angenommen. Selbst Verbrecher und Missethäter, die auf zeitlebens zum Kerker, oder zu andern Strafen verurtheilt waren, wurden ihrer Gefängnisse entlassen, und zur Kompletirung der Regimenter abgeschickt. So bildete sich in kurzer Zeit eine Armee von 25,000 Mann, und rückte, mit dem Segen des heiligen Vaters begleitet, spornstreichs in's Feld. Allein die kaiserlichen Truppen, obgleich kaum zur Hälfte so stark, trieben dieses päbstliche Lumpengesindel gleich einer Heerde italienischer Büffelochs-

ochsen vor sich her, und rückten stracks vor das dummstolze Rom. — Nun endlich ward der eigensinnige Klemens XI. geschmeidiger, kroch zum Kreuz, wo er sodann vor allem sich mußte anheischig machen, die französische Parthei zu verlassen, und Karl III., Bruder des Kaisers, als König von Spanien anzuerkennen.

Nach einer kurzen Regierungsfrist verschied der erhabene, vielversprechende Kaiser Joseph I. im Jahr 1711; und sein Bruder, Karl VI., ward von den Kurfürsten zum Reichsoberhaupt erwählt.

Schlmstr. Hatte der Pabst nicht etwa wieder Dieses und Jenes darein zu reden?

Pfarrer. Ei freilich! Sein Abgesandter, der eigens dazu nach Frankfurt auf den Wahltag gefertiget worden, hatte die gemessene Instruktion, das einflußreiche Ansehen des päbstlichen Hofes bei den Kaiserwahlen vollkommen wieder geltend zu machen. Jedoch die Deutschen mußten bereits ihre Selbstständigkeit — in Ansehung der Päbste — schon ziemlich gefühlt haben; denn sie achteten die anmaßlichen Forderungen des Herrn Legaten wenig, und gaben ihm wohl gar die Ueberflüssigkeit seiner Gegenwart recht merklich zu verstehen; wogegen aber jetzt der Römling behauptete: „Ein Abgesandter des römischen Stuhls müsse nicht blos aus Gefälligkeit, sondern aus Schuldigkeit bei einer Kaiserwahl zugelassen werden; weil de

heilige Vater bei allen Kaiserwahlen die höchste Gewalt ausübe." — — — Wunderlich! wie sich doch mit dem Zeitgange auch die Denkart und Handlungsweise ändern können!! Genug! man lachte den päbstlichen Prätendenten nur aus; und das verdroß ihn so sehr, daß er gleich darnach voll Aerger und Ingrimm Frankfurt verließ.

Gewiß würde ein so indiskretes Auslachen zu einer andern Zeit von seiner päbstlichen Heiligkeit mit einem derben Bannfluche gerächet worden seyn; allein seit Luthers großer Reformations-Epoche behandelte man die vatikanischen Blitzesstrahlen als verächtliche Kontreband: und diese heillosse Schleichwaare des römischen Hofes ward für immer von Deutschlands Grenzen verbannet.

In der Zwischenzeit ließen auch die Jesuiten sich mit ihrem bissigen Schlangengezische wieder hören. Durch ihre geheimen und offenbaren Satanskünste arbeiteten sie unausgesetzt darauf los, daß man alle Anhänger der lutherischen Lehre vom Erdboden vertilgen sollte. Sie nannten die Protestanten infame Ketzer, die nicht würdig wären, in der menschlichen Gesellschaft geduldet zu werden; ja! die verdienten, daß man sie als Ehrlose von Amt und Brod jage, und alle Gemeinschaft mit ihnen aufhebe. — Ueber dergleichen menschenfeindlichen Verläumdungen und Beschimpfungen verfaßten sie noch obendrein mehrere Schandschriften voll des gif-

tig-

tigsten Geifers, darin die Protestanten mit den erbaulichen Ehrentiteln: als galgenmäßige Schelmen, Bestien, Spitzbuben, Halunken, luther'sche Hunde u. drgl. von ihnen bedacht wurden. Ja! wär' es auf die Jesuiten — auf dieses Janitscharenkorps des römischen Hofes — angekommen, wahrlich! die Menschheit würde neuerdings mit einem noch entsetzlichern Religionskrieg, als der neuliche war, heimgesucht worden seyn.

Indeß fehlte es in manchen Gegenden an harten Verfolgungen und schweren Bedrückungen keineswegs. Besonders vermochten die Jesuiten und ihre blinden Nachbeter mit ihren banditenmäßigen Machinationen, und giftigen Religionsvergeiferungen auf den Erzbischof Leopold von Salzburg soviel, daß er seine protestantischen Landeskinder unter einem so unnatürlichen, ganz unmenschlichen Drucke hielt, daß sich die armen Verfolgten, gegen 30,000 an der Zahl, endlich lieber zu einer allgemeinen Auswanderung, als zur Abschwörung ihrer Religion, die man ihnen zumuthete, entschlossen, und Haus und Hof mit dem Rücken ansahen. — — Ein Theil wendete sich in's Preußische, ein anderer begab sich nach Holland und England, wo sie überall eine freundliche Aufnahm' und Herberge fanden.

Kaiser Karl VI., der diesem hassenswürdigen Unwesen der Jesuiten und Erzpäbstler überhaupt, sowohl aus höchster Regentenpflicht, als auch schon

dem

dem westphälischen Friedensvertrage, und in's Besondere dem Religionsfrieden gemäß, mit seinem reichsoberhauptlichen Ansehen hätte steuern sollen und — können, und es doch nicht einmal versuchte, verlor ganz die Zuneigung der Protestanten, die er um so mehr zu erhalten sich hätte sollen angelegen seyn lassen; als ihm ihre Hilfe und Unterstützung bei manchem, eben gar nicht glücklichem Krieg erforderlich gewesen wäre.

Karl VI., ohne eigene Einsicht und Beurtheilungskraft, ohne alle Selbstständigkeit, welche Eigenschaften einem Regenten so unentbehrlich sind, war in jeder Hinsicht ein willkührliches, und eben darum unglückliches Spielzeug ehrsüchtiger und eigennütziger Minister, und eine gutmüthige, andächtige Religionspuppe in den Händen frömmelnder Pfaffen, und tückisch-schleichender Jesuiten. Im Jahr 1740 hörte er auf — zu leben.

Nach mannigfaltigen obwaltenden Unannehmlichkeiten ward endlich 1742 der Kurfürst von Baiern, Karl VII., in Frankfurt zum Kaiser erwählt. Da jetzt in der herkommlichen Wahlkapitulation zum Theil Einiges geändert, zum Theil auch eingeschaltet wurde: protestirte der anwesende päbstliche Nuntius vor allem auf's feierlichste wider die erneuerte Bestättigung des westphälischen Friedens; sogar auch gegen die neunte Kurwürde, welche vor einiger Zeit errichtet, aber vom Pabst noch nicht anerkennet worden. — — —

Schlmstr.

Schlmstr. Aber zum Henker! wie lange werden dann die stolzen Anmassungen der Päbste gegen die deutschen Fürsten noch fortwähren?!

Pfarrer. Nur dann nicht mehr, sobald die vorzüglichern katholischen Machthaber diesem ultramontanischen Uebermuthe mit ernster Entschlossenheit einmal die eigentliche Scheidewand entgegen stellen. . . . .

Dem baier'schen Kaiser Karl VII. war eine kurze Regierungsfrist gegönnet, da er unter dem schweren Drucke höchst widriger Schicksale, die ihm größtentheils von Seite des östereichischen Hauses bereitet wurden, gar bald erlag, und schon 1745 mit Tod abgieng. Ihm folgte 1745 Franz I., der Gemahl der, in mancher Hinsicht, erhabenen Maria Theresia. Kaiser Franz verschied 1765; und sein Sohn, Joseph II., der schon ein Jahr zuvor zum römischen König war erwählt worden, ward nun Kaiser. Seine erlauchte Mutter erhob ihn zum Mitregenten ihrer Erbstaaten.

Joseph, der mit einem durchdringenden Geiste und tiefer Beurtheilungskraft auch reine, geläuterte Religionsbegriffe inne hatte, begann, ausser andern treflichen Anstalten und erforderlichen Staatsreformen, sein erhabenes Regentengeschäft zugleich damit, daß er den sittenverderblichen Misbräuchen des beutelschneiderischen Mönchthums noch bei Lebzeiten seiner Mutter, hier und dort, mit vielem Nachdruck begegnete. Dabei vergaß er nicht, manche

che eigenmächtige Einmischungen in Staatsverhältnisse — als vorgebliche Gerechtsame des römischen Hofes, ziemlich zu beschränken. So sehr übrigens Maria Theresia für religiöse Frömmigkeit, die ordentlich an Mönchsandächteleien hingrenzte, gestimmt war, ließ sie das Alles geschehen; weil sie doch die Zweckmäßigkeit solcher Reformen, welche mit dem bereits mächtig geänderten Zeitgeiste gleichen Schritt hielten, nicht mißkennen konnte. — — Dafür aber vermeinte Pabst Pius VI., eine kleine Züchtigung noch nach dem Hinscheiden an ihr vornehmen zu müssen. Er versagte nemlich der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia, welche gegen Ende des Jahrs 1780 verschied, die gewöhnlichen Leichengottesdienste, und alle damit verbundene Zeremonien. Mit einem Worte: Pabst Pius VI. verweigerte der Verblichenen „die Todtenfeierlichkeit," welche man sonsten zu Rom für alle gekrönte, mit Tod abgegangene Häupter katholischer Religion sehr prachtvoll zu begehen pflegt.

Schlmstr. Pfui! was ist das für ein häßlicher Zug in dieses Pabstes seinem Karakter! — ! — So hatte denn doch auch der sonst **gute** Pius VI., wie ich ihn schon öfter nennen und schildern hörte, seine „**päbstliche Natur**" nicht ganz verläugnen können! — Wird aber Pius mit seinem äußerst unklugen Verhalten jetzt nicht selbst

selbst dem Kaiser Joseph schmerzlich in's Herz gegriffen haben?

Pfarrer. Allerdings mußte es Joseph sehr empfindlich nehmen, daß der Pabst dem Andenken seiner erhabenen Mutter so schnöde mitgespielt hatte. Indeß mochte Pius mitunter wohl zur Absicht gehabt haben, durch diese auffallende Verfahrungsart dem Kaiser einen zurechtweisenden Wink, und beiläufigen Vorgeschmack von noch empfindlichern Kirchenstrafen zu geben, falls er seinen Reformirgeist nicht aufgeben würde. Allein der gute Pius hintergieng sich damit sehr. Er bedacht allzu wenig, daß die Epoche Gregors VII., und überhaupt das goldene Zeitalter für den päbstlichen Stuhl allmählig verstrichen wäre.

Da jetzt Kaiser Joseph auch zugleich Alleinherrscher der weitläufigen östereichischen Staaten war, und die oft etwas schüchterne und so andächtige Bedächtlichkeit seiner Mutter ihm die Hände nicht mehr band: so begann er mit Schnellkraft das große Tagewerk einer zeitpassenden Reform zur möglichsten Vollendung zu bringen. Zuvörderst hob er alle Verbindung seiner Mönche mit ihren Ordensgeneralen zu Rom auf, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde: weil auf diesem Kommunikationswege alljährlich enorme Summen aus der östereichischen Monarchie nach Rom wanderten.

Bauer. Ist denn Rom wirklich so geldverschlingend, daß Kaiser Joseph diese Mönchskommunikation dahin abzuschneiden Ursach hatte?

Pfar-

Pfarrer. Mag wohl seyn. In dieser Absicht will ich euch nur einen sehr mittelmäßigen Ueberschlag von den Summen zur Einsicht darlegen, welche nur der römische Hof aus den katholischen Staaten zog, seit der Zeit, als die Päbste anfiengen, mit der christlichen Religion gleichsam ein Monopolium (Alleinhandel!!!) zu treiben. So vernehmet denn!

	Gulden.
Für Ablässe.	73,600,000
— Jubeljahre . . .	108,000,000
— Heiligsprechungen . .	19,880,000
— Annaten . . .	36,000,000

Dispensen.

In æt. can. . . .	144,000,000
In Ehesachen. . . .	288,000,000
In der Fasten. . . .	240,000,000
Translatus.	909,480,000.

Sodann

Für privilegirte Altäre . . .	760,000
— Prot. et simpl. Notar .	72,000,000
Summa.	982,240,000

Sage: Neunhundert zwei und achtzig Millionen, zweimalhundert und vierzig tausend Gulden. *)

Schlmstr. Alle Wetter! welch' eine ungeheure Summe?! Wollte man nun noch dazu rech-

*) S. Römische Religionskasse. Karlsruh. 1787.

rechnen die kleinern und größern Summen, um welche das gesamte Mönchthum mittelst seiner Abläße, Festivitäten, Brüderschaften, und hundert dergleichen andächtigen Kniffen den großen Haufen zeither geprellt hat; wahrhaftig! solch' eine christkatholische Totalsumme liefe in die Billionen hinein!! — Nun haben wir aber auch das wahre Arkanum, warum die Päbste mit ihrem Mönchsanhang auf den Konzilien zu Konstanz, Basel, und endlich zu Trient mit Händen und Füssen gegen alle Kirchenreformation sich stemmten. — — —

Pfarrer. Nun weiter! — Kaiser Joseph ließ ferner streng auf die Verordnung halten, daß keine päbstliche Breven, Bullen u. w., wenn selbige nicht zuvor seiner Einsicht vorgelegt wären, und die landesherrliche Begnehmigung (Placetum regium) erhalten hätten, in seinen Staaten sollten publizirt werden. Seine Bischöfe setzte er ausser aller wesentlichen Abhängigkeit vom päbstlichen Stuhle. Schien ihm ein Bisthum zu groß, verwandelte er es in zwei Bisthümer, ohne auf die Protestationen des Pabstes oder betreffenden Bischofs zu achten. Dasselbe hatte auch Statt mit vielen zu weitschichtigen Pfarreien. — Gewisse Dispensationen, die man zeither für theures Geld in Rom nachsuchen mußte, untersagte er ganz. — Von den Bischöfen forderte er genaue Nachachtung seiner Verordnungen. — Eine Menge unnützer, in jeder Hinsicht zweckwidriger Mönchs- und Nonnen-

nenklöster hob er auf. — Die beutelschneiderischen Bruderschaften mit ihrer judenmäßigen Ablaßmäckle=rei unterdrückte er; und entfernte, in sofern es sich zur Zeit thun ließ, alles buntschäckigte, gau=ckelhafte Mönchsgespuck bei öffentlichen Gottesver=ehrungen. — Endlich — zerschlug der weise Kaiser Joseph die unnatürlichen Fesseln der Reli=gionsbedrückung, und verstattete eine vollkommene Gewissens = und Religionsfreiheit, oder mit einem andern Ausdruck: er führte, in Ansehung der evangelischen Glaubensgenossen, eine allgemeine und öffentliche Toleranz ein, Kraft welcher diese, gleich den Katholiken, in seinen Erbstaaten Bethhäuser bauen, Prediger anstellen, und Schulen errich=ten durften; auch jeder aus ihnen zur Gelangung auf öffentliche Aemter und Ehrenstellen fähig seyn sollte. Und mehr dergleichen. *)

Bauer. Nun das heiß ich in der That ei=ne tüchtige Reform. Wie verhielt sich aber der Pabst dazu?

Pfarrer. Pius ermahnte in einem Breve den Kaiser ernstlich, von seinem Reformations=wesen abzustehen, und alles in den alten Stand wieder herzustellen. Joseph beantwortete das Bre=

ve

*) Am allerempfindlichsten mag wohl mancher Mönch und Pfaffe vor den Kopf gestossen worden seyn, daß Joseph II. den wackern Pabst Gregor VII., der von Benedikt XIII. im Jahre 1727 kanonisirt worden, in dem Bre=vier ausstreichen ließ.

ve in einem zwar ehrerbietigen, dabei aber so unbefangenen Tone, den sich der Pabst gar nicht vermuthet hatte. In frühern Zeiten würde das mit einem derben Bannfluche erwiedert worden seyn.

Weil nun das Breve ein schlechtes Glück gemacht hatte, faßte jetzt Pius einen ganz unerwarteten Entschluß. Den 27. Februar 1782 brach er mit einem pomposen Hofstaate von Rom auf und — eilte nach Wien, wo er am 22. März prachtvoll einzog. Denn mit persöhnlicher Gegenwart und mündlicher Besprechung schmeichelte sich Pius, daß er den Kaiser theils zum Widerruf der zeither schon vorgegangenen, theils zur Einstellung der etwa noch fernern Reformen leichter würde bereden können, als mit Breven, denen ja doch nur stumme und todte Buchstaben anvertraut wären. — Er irrte sich. Kaiser Josephs Karakter war zu fest und zu selbstständig, als daß er seinem einmal reiflich durchgedachten Plane hätte untreu werden sollen.

Bei einer Konferenz (Unterredung), welche in Beiseyn des Staatskanzlers Kaunitz, und der Kardinäle Migazzi und Herzan Statt hatte, entboth Pius seiner ganzen Beredtsamkeit und theologischer Wissenschaftlichkeit, um dem Kaiser seinen Reformationsgeist aus dem Kopfe hinaus zu disputiren. Allein Josephs Unbefangenheit brach plötzlich die ganze Konferenz mit der bestimmten Erklärung ab: „Ich bin kein Theolog, und ver-

stehe zu wenig vom kanonischen (kirchlichen!) Rechte, um aber etwas mündlich zu verhandeln. Eure Heiligkeit werden sich also gefallen lassen, die Vorstellungen, welche Sie machen zu müssen glauben, schriftlich aufzusetzen, damit ich dieselben meinen Theologen und Lehrern des Kirchenrechts zur Untersuchung übergeben könne. Ich habe ihnen schon durch den Kardinal Herzan meine Entschliessungen in Betreff der in meinen Staaten befindlichen Kirchen und Klöster, bekannt machen lassen. Die neuen von mir getroffenen Einrichtungen waren unumgänglich nothwendig. Ich werde sie also um so standhafter aufrecht erhalten, weil keine derselben auch nur im mindesten das Dogma (Lehrsatz!) angreift. Wollen eure Heiligkeit eine ausführliche Erklärung; so geben sie mir Ihre Einwürfe schriftlich. Mein Staatskanzler wird ex officio (von amtswegen), und umständlich darauf antworten."

. . . .

Diese Konferenz war die erste und, nach einer so festen Erklärung des Kaisers, auch die letzte. Sohin erachtete Pius ein ferneres Verweilen zu Wien zwecklos, schüttelte daher den Staub von seinen Füssen (Lukas am 9. K. 5. V.), und verließ, wie er meinte, die undankbare — unheilige Kaiserstadt. Auf seiner Heimreise kam er auch, wie euch bekannt ist, nach Augsburg, wo er mit den geschäftigen Jesuiten über manchen Gegenstand eine gar freundliche Privatunterredung pflog —

Segen ertheilte — und sich den Fuß wacker küssen ließ. — — —

Das Jahr darauf 1783 stattete Kaiser Joseph, um ein erst neuerlich aus Rom erhaltenes Breve mündlich zu beantworten, nebenher auch das Höflichkeitszeremoniel zu beobachten, dem Pabst einen Gegenbesuch zu Rom ab.

Schlimstr. Wär' ich Kaiser gewesen, schwerlich würde ich mich dazu entschlossen haben. Denn wahrlich! den Römern, die auf Joseph sicher nicht gut zu sprechen waren, hätte ich nicht getrauet. Frühere Beispiele sprächen für eine solche Bedenklichkeit!

Pfarrer. Kaiser Joseph kannte weder Bedenklichkeit noch Gefahr. — Wirklich flüsterte man sich zu Rom, über dessen Ankunft verwundernd, so Manches in'r Ohr. Dem Kaiser mußte dies nicht entgangen seyn, da er an den Kardinal Bernis, gegen den er viele Achtung hatte, weil er vom bessern Schrott und Korn seiner Klasse seyn mochte, folgende Frage stellte: „Waren Sie über meine unerwartete Ankunft in Rom nicht etwas erstaunt?" — „Allerdings!" erwiederte dieser. Hierauf fuhr Joseph weiter: „Ich wollte nicht, daß die Römer etwa glauben könnten: als ob ich mich vor ihnen fürchtete, oder als ob ich verlegen wäre, auf die Einwürfe zu antworten, welche mir der Pabst erst vor kurzem in einem Briefe zugeschrieben hat, den ich ihm wieder zu-

zurückgeschickt habe; weil er nicht mit genugsamen Anstande abgefaßt, auch nicht fähig war, mich von meinen Entschlüssen abzubringen. Denn ich gehe nie mehr davon ab, wenn ich sie einmal mit Ueberlegung ergriffen habe. — Ein anderer Beweggrund meiner Reise hieher war: dem Pabst seinen Besuch zu erwiedern, den er mir in Wien gemacht hat. Ich liebe die Person Pius VI., er ist ein guter Mann. Es würde Sie unterhalten, wenn sie mitanhören könnten, was bei unsern Konferenzen vorgeht. Oft ereifert er sich; manmal wird er gar etwas böse; ich laß ihn machen, und bleibe bei meinem kalten Blut und — bei meinen Entschlüssen. Ich wiederhole es: der Pabst ist im Grunde ein sehr guter Mann, er hat auch Geist; nur aber bedenkt er zu wenig, daß sich die Zeiten geändert haben." — — —

Josephs Reformen waren vortreflich, und, hätten sie Bestand gehabt, heilbringend. Nur zu bald aber setzte das Mönchthum, im Bunde mit den Römlingen, dem für das innere und äussere Wohl seiner Unterthanen rastlosen Kaiser, mitten auf dem Wege seines erhabenen Beginnens, unübersteigliche Hindernisse entgegen. In den Niederlanden ward von den dortigen Mönchen und Pfaffen, an deren Spitze der Erzbischof und Kardinal von Mecheln, Graf von Frankenberg, sich gestellt hatte, eine wilde Empörung wider ihn angezettelt. Selbst der Pabst Pius soll dabei seine

Hand

Hand mit im Spiele heimlich gehabt haben. — — Es kam zu kriegerischen Auftritten; und eine Menge Blut floß. Der Kaiser erlebte das Ende dieser vom Mönch- und Pfaffenthum angefachten Kriegsflamme nicht mehr. Den 20. Februar 1790 entschwang sich Josephs II. großer, erhabener Geist — dieses nachahmungswürdigsten Musters für Oestereichs Regenten — in die höhern Gefilden hinüber. — Sein Bruder, Leopold II., Großherzog von Toskana, folgte ihm als Herrscher der östereichischen Staaten; und am 30 September desselben Jahrs ward er auch zum Reichsoberhaupt in Frankfurt erwählt.

Leopold glaubte dem eisernen Drange der Umstände um so mehr nachgeben zu müssen; als auch schon in den übrigen Erblanden die Glut der Empörung gefährlich unter der Asche glimmte. Er gestattete daher dem Mönch- und Pfaffenthum seine interessirten Andächteleien mit dem ganzen possirlichen Gauckelspiele wieder. Und seht! die Möche, und ihre damit interessirten Handlanger, die noch kurz zuvor in der östereichischen Monarchie Rebellion und Mord gepredigt hatten, stellten jetzt die Ruhe wieder her, und die Niederländer kehrten zum Gehorsam zurück.

Schlmstr. Nun bei meiner armen Seele! gewiß eine lehrreiche, recht treffende Lektion für Regenten, wessen sie sich von der etwa noch fernern Existenz der Mönche zu versehen haben, falls sie

nicht

nicht nach derselben Willensmeinung sich verhalten wollen. Die neueste Tagsgeschichte spricht dafür das Bestättigungsurtheil aus. Man richte seinen Blick nur hinunter nach Kalabrien, wie dort die Mönche mit zügelloser Wuth Aufruhr und Zerstörung predigten; wie dort unter Anführung dieser Satane so entsetzlich gesengt, gebrennt und gemordet wurde!! Es war schrecklich, in den öffentlichen Tageblättern lesen zu müssen, welche Greuelszenen der schauderhaftesten Unmenschlichkeiten von diesen geweihten und bekutteten Tigerseelen geliefert wurden!!! Nein! und immer nein! man verumglimpfe mich meinetwegen mit dem fatalen Namen eines verruchten Erzketzers; aber beim allmächtigen Gott betheure ich's! die feste Ueberzeugung und standhafte Behauptung laß ich nimmermehr mir nehmen: „**Sollten Staat und Religion Gedeihen finden; so muß zuvörderst das gesamte Mönchthum, diese Skorpionenbrut, welche gleich den giftigen Schwämmen nur moosigten und sumpfigten Waldgegenden entwuchs, entweder dahin zurückgescheucht, oder mit Stumpf und Stiel von unserm nunmehr bessern, kultivirtern Erdreich vertilgt werden! — Amen! Amen! Amen!**“ *) Pfar-

*) Eine Stelle aus: „Schads Lebens- und Klosters-

Pfarrer. Ob und in wieferne es damit etwa wirklich Noth haben möge, dafür lassen wir die weltlichen Machthaber sorgen. . . . . !

Kai-

---

geschichte" (Seite 396 — 398.) mag hier nicht am unrechten Orte stehen. „Was kann sich nun," heißt es dort, „die Religion von solchen Menschen versprechen, die blos blinde Führer sind, und eigentlich dem rohesten Götzendienst anhangen, den sie als die einzig wahre Religion durch die blutdürstigste Intoleranz geltend zu machen suchen? Kann der Erfolg ein anderer seyn, als die Verbreitung des schädlichsten Aberglaubens von Seiten des hohen und niedern Pöbels, der sich nie besser befindet, als an dem Gängelband der Authorität, wenn es auch die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit betrifft; und dann die Verbreitung des Unglaubens von Seiten derjenigen, die zwar Geisteskultur genug besitzen, um das Widersinnige der Pfaffenreligion einzusehen, aber nicht genug, um den eigentlichen Charakter der Religion an sich, und die Grundfesten, auf denen sie unerschütterlich fest ruhet, zu erkennen; und da sie den Aberglauben mit der wahren Religion vermengen, eines mit dem andern verwerfen? Das geschah in Frankreich, wo das Mönchthum die Religion ganz verunstaltete, und den rohesten Aberglauben an ihre Stelle setzte. Der denkende Theil der Nation suchte eine Art von Aufklärung in der öffentlich geäußerten Behauptung, daß die Religion an sich eine bloße Erfindung der Mönche, Pfaffen, und politischen Tyrannen wäre, bestimmt zur Unterdrückung der Menschheit. Diesem thörigten Geschwätze stimmte auch bald ein großer Theil des Pöbels bei, der sich hier eben sowohl durch die Authorität der Aufklärer leiten ließ, wie vorher durch jene der Mönche und Finsterlinge; und so folgten alle die Gräuelthaten, die aus Irreligion entstehen, sobald sie unter einem Volke herrschend zu werden anfängt. Und so wird es unter allen Nationen ganz gewiß gehen, die zum Theil schon auf einem Grade der Geisteskultur stehen, wo sie die Mönchsthorheiten nicht mehr anbeten können, obschon die Mönche, begünstiget und geschützt durch den Arm der Großen, fortfahren, dieselben auf den Altar zu erheben, und Anbetung zu fodern; und wo sie einen Widerstand finden, gleich Satanen gegen die bessere Menschheit zu wüthen."

Kaiser Leopold II. starb schon im zweiten Jahre seiner Regierung eines unvermutheten Todes 1792.

Nach dessen Hinscheiden ward letzter „römisch-deutscher Reichskronträger" Franz II. Gleich bei seinem Regierungsantritt brach der schaudervolle, uns nur zu sehr bekannte, und noch fühlbare französische Revolutionskrieg aus, dem nur mit einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer, Abteien, Klöster u. w. ein endliches Ziel gesetzt werden konnte.

Durch mehrere solcher geistlichen Besitzungen erhielt auch unser gute König Maximilian I. für seinen beträchtlichen Länderverlust eine verhältnißmäßige Entschädigung.

Mit unausgesetzter Thätigkeit beabsichtete und beförderte Maximilian gleich beim Regierungsantritt nicht nur das bessere Wohl seiner altbaier'schen Unterthanen; sondern diese väterliche Sorgfalt erstreckte sich auch alsbald über die neuaquirirten Lande. Und jeder unbefangene, rechtliche Patriot, der von den trügerischen Blendwerken des verschmitzten Mönch- und Pfaffenthums nicht bethört und gefesselt ist, zollet dafür seinem weisen König herzlichen, ungeheuchelten Dank.

Vor allem glaubte Maximilian solche Maßregeln ergreifen zu müssen, welche zur Bezweckung und allmähligen Wiederherstellung des reinern, geläuterten Christenthums, und der guten, solidern

Sit-

Sitten geeignet wären. Es sprang sogleich von selbst in die Augen, daß zu dem Behufe vordersamst den Bettelmönchen ihr zeither so allmächtiger Einfluß auf das gegängelte Volk durchaus abgeschnitten werden müßte; und das aus dem erheblichen Grunde: weil sie mit ihren fassenden Andächteleien, mit ihren geweihten Quacksalbereien, und ihrem ganzen frömmelnden Affenspiel die gewissenlosesten Verfälscher der so einfachen, vernunftwürdigen Christusreligion, und somit auch die gefährlichsten Sittenverderber wären. — Die vorzüglichern Bettelmönche also, nemlich Franziskaner und Kapuziner, wurden aus ihren beinahe zahllosen Klöstern, die sie in den baier'schen Staaten inne hatten, in einige wenige Klöster übersetzt, wo sie auf Kosten des Landesherrn einen anständigen Unterhalt genießen. Von ihrer hehlschleichenden, so verdächtigen Mitarbeitung oder, wie man das Ding sonst heißt, Aushilfe in den pfärrlichen Seelsorger-Geschäften wurden sie ganz ausgeschlossen. *) Zugleich ward ihnen ihr landstreichermä-

*) Der „dort" angekündigte Geist der baier'schen Regierungs-Tendenz sprach „das" wenigstens so aus. Und — soweit des Verfassers Erfahrungskreis in Altbaiern reicht, wird diesen landesherrlichen Gesetzes-Ausspruch ziemlichen Theils nachgeachtet. Allein nicht so in der schwäbisch-baier'schen Provinz. Zu allen Kirchenfesten und so genannten Konkursen (Beichthören!) werden von manchen Pfarrern fleißig und recht absichtlich Franziskaner und Kapuziner requirirt — warum? Diese Herren wollen noch wirken, so lange es „Nacht ist" — — — Wie willkührlich in manchen, und wohl vielen

mäßiges Bettelhandwerk, womit sie den Bürger und Landmann in Kontribution setzten, niedergelegt. Denn ein wohlgeordneter Staat duldet keine Faulenzer von Profession, am allerwenigsten privilegirte Taugenichtse, und immerhin von Päbsten authorisirte Bettler. — — —

Dem einmal entworfenen Plane getreu, gieng die thätige Regierung auch an die Aufhebung des übri-

---

Gegenden Schwabens mit landesherrlichen Verordnungen ordentlich nur gespielt wird, darüber mag sich der Verfasser lieber in kein Detail einlassen. — Doch dies Einzige! Würden die Kalendermacher streng dazu angehalten, ihr rothverbuchstabtes Feiertagsunwesen überall gleichförmig wegzulassen; gewiß! der gemeine Haufen wurde nach wenigen Jahren bald nicht mehr wissen, woran er mit seinen Feiertagen wäre, und auch mancher Pfarrer würde gleichfalls verwirrt werden, mit seinen Frühmessen seinen so gezogenen Pfarrpöbel daran zu erinnern, daß an diesem und jenem Tage ein Feiertag falle. — — Ja wirklich! durch allgemeine Gleichförmigkeit der Kalender würde das am besten erzwecket werden. Nun aber zirkulirt für das Jahr 1807 hier und dort ein Kempt'ner Kalender, in welchem alle altherkommliche Feiertage recht fleißig mit rothen Buchstaben bezeichnet sind — — — Die allwaltende Vorsehung führe doch nur einmal einen allgemeinen Frieden herbei, daß etwa so mannigfaltiges Chaos-Ungeheuer verscheucht werden möge. . . . . !

(So eben den 12. Hornung 1807 erfährt der Verfasser, daß durch einen Regierungsbefehl den Bettelmönchen alles Terminiren und alle Aushilfe in der Seelsorge untersagt sey. — Gott gebe, daß so etwas in Schwaben Bestand haben möge. — — — — — !) (Den 12. Hornung zirkulirte dieser Befehl, den ein sicherer Pater H. von A**, da er auf einige Tage bei einem benachbarten Pfarrer vikarirte, selbst gelesen hatte; und gleich die folgende Tage darauf gieng er in der ganzen Gegend umher terminiren — betteln. Gewiß sehr á propos.

übrigen Mönchthums her, das heißt: alle Klöster, welchen Ordenstitel sie immer haben mochten, erfuhren in den gesamten baier'schen Staaten das Schicksal der vom Zeitgeiste anbefohlenen Säkularisation. Ihre Güter und Besitzungen wurden eingezogen, und zu erforderlichen Staatszwecken verwendet; die Mönche selbst aber wurden mit einer mehr als — **zweckmäßigen** Pension (Gnadengehalt!) bedacht.

Schlmstr. Da es aber aus dem zeither geschichtlichen Verfolge ziemlich erwiesen ist, daß nicht blos die Bettelmönche, sondern auch selbst der übrige zahlose Mönchsschwarm, den römischen Päbsten zur Durchsetzung ihrer oft so staatsverderblichen Plane fast alle Male als eine rüstige Hilfsarmee dienten: so käm' es mir nunmehr wirklich recht seltsam und unbegreiflich vor, wenn der Pabst zur Abdankung eines so bedeutenden Mönchs-Armeekorps, das schon so lange sein ungezügeltes Wesen in Baiern trieb, ein gleichgiltiger Zuschauer geblieben wäre, und wenigstens vor der Hand nicht eine nachdrucksame Protestation dagegen eingelegt hätte?! Denn wahrlich! ich laß es mir nicht ausreden: so lange noch, auch nur einige Reste des römischen Zeitalters dauern, und in der katholischen Welt spucken, so lange wird sich auch die „**päbstliche Natur**" nicht ändern. . . . . !

Pfar-

Pfarrer. Ueber diese seine sonderheitliche Bemerkung muß ich schon eine kleine Digression (Abweichung) machen. Ob nun, und in wiefern die päbstliche Natur in spätern, und auch bei unsern Zeiten irgend eine Modifikation (Aenderung) erlitten habe, oder noch erleiten werde; hierüber mögen nachstehendi Anektoden einige Winke geben.

Beiläufig um das Jahr 1758 trug der Pabst Klemens XIII. kein Bedenken, den Herzog von Parma zu exkommuniziren. So vtrfuhr frühershin der Pabst Pius IV. mit der Königin von Neapel, und wieder Pius V. mit der Königin Elisabet von England.

Als Kurfürst Friedrich von Brandenburg im Jahr 1701 den Titel eines Königs von Preußen annahm; erhob der Pabst Klemens XI. ein groß es Zettergeschrei, und suchte alle katholische Fürsten, besonders den Königb von Frankreich, wider diesen lutherischen König in Harnisch zu bringen. In seinem Breve vom 16. April 1701 an Frankreichs König sagt er unter andern: „Wir müssen begehren, daß ihro Majestät denjenigen die den Königen gebührende Ehre nicht bewilligen, welcher sich zu unvorsichtig zur Zahl derjenigen gerechnet hat, welche jener tadelnde göttliche Ausspruch trifft: „Sie haben geherrscht; aber nicht durch mich: sie sind Fürsten gewesen;

aber

aber ich habe sie nicht anerkannt!" — — —

Noch im Jahre 1783 fand man in dem römischen Staatskalender weder ein Königreich Preußen, noch ein Kurfürstenthum Brandenburg. Von dem damaligen König Friedrich dem Großen hieß es nur: „Karl Friedrich, Marchese" (Markgraf).

Pabst Pius VI. wollte vom westphälischen Frieden eben so wenig wissen, als seine Vorgänger.

Im Jahr 1627. ward vom Pabst Urban VIII. die saubere Bulle „in coena Domini" promulgirt. Daraus will ich euch nur Ein- und Anderes anführen. So z. B. werden darin alle jene ohne weiters (lata Sententia!) mit dem Bannfluche belegt, welche es wagen sollten, von den Bullen und Breven des Pabstes an ein künftiges Konzilium zu appelliren. Nicht minder verfallen (lata Sententia!) in den Kirchenbann alle Fürsten, welche ohne päbstliche Einwilligung neue Auflagen einführen, welche mit Türken und Ketzern Bündnisse errichten. Und so weiter. Diese Bulle nun, die in Deutschland, und seit 1768 auch in Frankreich verbothen ist, publizirt der Pabst noch alljährlich am grünen Donnerstag. Und an jedem solchen grünen Donnerstage verflucht der Pabst alle Ketzer, und in's Besondere die Lutheraner mit Folgenden Ausdrücken: „Derohalben befolgen auch wir den alten und feierlichen Gebrauch,

und

und exkommuniziren und verfluchen im Namen des allmächtigen Gottes, des (✝) Vaters, des (✝) Sohns und des (✝) heiligen Geistes, und für (✠) Uns, alle Ketzer, vorzüglich alle die, welche der verdammten, gottlosen und abscheulichen Ketzerei Martin Luthers folgen; wie auch alle, welche ihr günstig sind und sie annehmen, welche des gedachten Martins Bücher, und die Bücher anderer Ketzer lesen, und überhaupt alle, welche diese vertheidigen."

Der gegenwärtige Pabst Pius VII. sagte in einem an den Prinzen Ruspoli erlassenen Breve: „Der Pabst müsse als Oberhaupt aller Ritterorden angesehen werden."

Schlmstr. Ah, so wohl! Da nun ein jedesmaliger Pabst ein Nachfolger des heiligen Petrus seyn will, so hätte nothwendiger Weise dieser Apostel zugleich auch der erste Stifter aller Ritterorden seyn müssen, nachdem die Päbste einmal doch als das Oberhaupt der gesamten Ritterorden wollen angesehen seyn. — Gewiß! alles spricht dafür, daß die päbstliche Natur sich stets gleich bleibe, und von einem Pabst auf den andern sich forterbe: nur aber von dem lieben Apostel Petrus haben die römischen Päbste nicht einen Gran seiner apostolischen Eigenschaften geerbt.

Pfarrer. Damit besonders die Franzosen allmählig wieder einen römisch-katholischen Geschmack für die Ablässe einbekommen möchten:

so versah Pius VII. bei seiner Anwesenheit zu Paris einen dasigen Pfarrer mit der Vollmacht, Ablaß zu ertheilen. — — — Doch nun wieder eingelenkt auf unsern geschichtlichen Verlauf. Also:

Mit einer förmlichen Protestation kam der gegenwärtige Pabst zwar nicht angezogen; deswegen war er aber gegen die neuerlichen baier'schen Reformen nichts weniger gleichgiltig. Einen ganz besonders bittern Aerger soll Pius VII. auf unsern Landesvater geworfen haben; weil er die Kapuziner, Franziskaner, und die Bettelmönche überhaupt aus ihrem volksbethörenden Wirkungskreis gestossen, und ihren Land- und Gassenbettel untersagt habe. Ja! man will sogar wissen: der Pabst habe deshalb schon vor längerer Zeit an unsern theuern Landesfürsten ein sehr ernstgemeintes Breve erlassen, worin er mit bitterer Rügung ihm seine unmaßgebliche Willensmeinung also eröffnet hätte: er sollte vor allem die Mendikanten- (Bettel-) Orden in ihren vorigen Stand zurücksetzen. *)

Daß

*) Wenigstens zirkulirten mehrere dergleichen angeblich päbstliche Breven, in lateinischer und deutscher Sprache, vor einigen Jahren wirklich durch die Hände des weltlichen und geistlichen Pöbels; welche vorgebliche Breven aber, nach dem Tone und der Sprache nur elende Produkte aus der Augsburger Jesuitenfabrike sind. Solch' ein höchst widersinniges Jesuitenprodukt, das mit den grellsten Farben wider Baierns Regenten, seine Räthe, Professoren und ganze Regierung gerichtet ist, und das vorzüglich von den Kapuzinern und ihren Handlangern im vormaligen Vorderöstereich häufig in die Hände der Bürger und auch

Daß übrigens in Betreffe eines solchen päbstlichen Breve doch etwas an der Sache möge gewesen seyn, erhellet wohl aus dem, daß jetzt Pius VII. wegen der Hintertreibung der Säkularisationen in Deutschland, an einen auswärtigen Machthaber, Napoleon den Großen, damals noch Oberkonsul, und dermaligen Kaiser von Frankreich sich recht nachdrücklich wendete.

Bauer. Ich will doch nicht hoffen, daß der römische Hof, seinen Mönchen zu Liebe, gern am Ende gar wieder einen Religionskrieg anzetteln möchte?!

Pfarrer. Beinahe könnte man so Etwas aus dem Schreiben, das Pius VII. an Napoleon sendete, herausbringen. Doch ohne weitere Bemerkung wollen wir nur lieber gleich das Ganze nach

---

auch Landleute gespielt wurde, hat der Verfasser wirklich bei Handen. Das elende Geschmier ist theils zu weitschweifig, (es ist güterdings einen Bogen stark!) theils in einer allzugehässigen Fuhrmannssprache abgefaßt, als daß es hier einen Platz verdiente. Die Unterschrift lautet: „Gegeben Rom den 12. Oktober im Jahre Christi 1803, im vierten unsers Pabstthums.“

Unter andern heißt es dort: schon schien uns (Pabst!) die allgemeine Unzufriedenheit deiner Unterthanen (in Ansehung der neuern Verordnungen!) Hoffnung zu machen.“ — — — Ist das nicht so ganz die Sprache aus der Epoche Gregors VII.? — ! — ! — Doch kein Wort weiter von solchen abscheulichen, geheimen und öffentlichen Machinationen des gesamten Jesuitismus und Mönchthums!!!

nach seinem wörtlichen Inhalte vernehmen. Vorläufig aber muß ich anfügen: Dieses päbstliche Schreiben übermachte Bonaparte als Konsul seinem Gesandten zu Regensburg, mit beigesetzter Note, daß dieser es dem versammelten Reichstage zur Einsicht und Nachachtung vorlegen sollte. Wohlan denn! vernehmt das Ganze.

Regensburg den 28 Jenner 1804.

Der französische Geschäftsträger hat dem Reichsdirektorial-Minister folgende Note zustellen lassen.

„Der Geschäftsträger der französischen Republik hat von seiner Regierung den Auftrag erhalten, der allgemeinen Reichsversammlung eine Abschrift des Breve, das Seine Heiligkeit an den ersten Konsul erlassen hat, mitzutheilen, und ihr zu erklären, daß der erste Konsul dem Wunsche des heiligen Vaters in Betreffe der Vermittlung, um welche seine Heiligkeit ihn ersuchten, nicht anders, als willfahren konnte. Der lebhafte Antheil, den der erste Konsul an allem, was zum Wohl der Religion beitragen kann, nimmt, macht ihn wünschen, daß die neuen Einrichtungen, welche der Mitwirkung des heiligen Stuhls bedürfen mögen, in den Grundsätzen der Mäßigung und Billigkeit gemacht werden, und daß sie in keinem Falle irgend einen Anlaß zur Unruhe und Kümmerniß für seine Heiligkeit geben können."

Regensburg den 5. Pluvios J. 12. (26. Jenner. 1804.)

Hier

Hier nun das Breve selbst.

Pius P. P. VII.

„Unser geliebter Sohn in Christo, Unsern Gruß und apostolischen Segen. Deine wohlwollende Gesinnung gegen Uns sind Uns so erprobt, daß Wir nicht den geringsten Anstand nehmen dürfen, Dich, so oft Wir in Unsern Angelegenheiten irgend eines Beistandes bedürfen, um solchen mit Zuversicht zu bitten. Bei so vielem Verlurste, als die deutschen Kirchen in diesen letzten Zeiten durch die ohne Unsere Genehmigung erfolgte Entziehung fast aller ihrer zeitlichen Güter erlitten haben, kannst Du Dir leicht vorstellen, wie sehr es Uns geschmerzt hat, dieselben mit einem Augenblicke so vieler und so fester Stützen ihres Ansehens sowohl, als ihrer Dauer beraubt sehen zu müssen. Unser Schmerz wird aber von Tag zu Tage noch größer, weil Wir nicht ohne Grund befürchten, daß auf den zeitlichen Verlurst auch noch, was das jammervollste wäre, der geistliche erfolge. Ja wenn wir nicht bei Zeiten auf die Erhaltung der katholischen Religion, und jener Kirchen in jenen Gegenden, und auf das Heil der Seelen bedacht sind; so halten Wir für nicht wohl möglich, daß, wann das Zeitliche dahin ist, auch das Geistliche bei dem so großen Umsturz der Dinge den größten Nachtheil leide. Da nun, um dieses in dem deutschen Reich nach der Obliegenheit Unsers Amtes dauerhaft einzurichten, alles zu Rathe gezogen werden muß, damit der ka-

tholi-

tholischen Religion, und dem, was zu ihr gehört, in jenen Gegenden kein Schaden zugefügt werde; sondern alles in seinem Stand unverletzt bleibe, so daß, weil das Zeitliche auf eine bejammernswürdige Weise verloren gegangen ist, wenigstens das Geistliche unversehrt erhalten werde: so haben Wir, Unser geliebter Sohn in Christo, auch Dich um Deine Hilfe zu leichterer Vollbringung des so grossen Geschäftes anzuflehen beschlossen. Denn da Du bei Wiederherstellung der Religion, und bei Befestigung der Sicherheit derselben in Frankreich so eifrig Uns beigestanden bist; so daß Wir alles, was daselbst, nach jenen wüthenden Stürmen von Unruhen, zum Vortheil der Religion eingerichtet worden, nächst Gott Dir verdanken: so haben Wir Dir eine neue Gelegenheit darbiethen wollen, Deine Anhänglichkeit an die katholische Religion zu beweisen, und zugleich Deinen Ruhm zu vermehren. Ueberzeugt, daß Du, nach Deiner erprobten Gesinnung gegen Uns, auf Unser Bitten dieses für die katholische Religion thun, und Uns in einer so wichtigen Sache mit Deinem Beistand aufs eifrigste unterstützen werdest, ertheilen Wir Dir, Unser geliebter Sohn in Christo, aufs herzlichste den apostolischen Segen."

„Gegeben in Rom neben der St. Maria Maggiore, unter dem Fischer-Siegel, den 4. Juni 1803, im vierten Jahre Unsers Pabstthums."

„Joseph Marotti."

Schlmstr.

Schlmstr. Wenn Pabst Pius VII. vor Luthers Epoche gelebt, und so gesprochen hätte, könnte man es gelten lassen; aber noch eine solche Sprache im neunzehnten Jahrhundert! das ist — höchst befremdend. — — Wenn ich dieses weitschweifige, langweilige Breve in gedrängte Uebersicht nehme, erklärt sich dessen ganzer Inhalt mit dem Paar Worten dahin: „Zur Aufrechthaltung der christlichen Religion haben die Bischöfe große Fürstenthümer, und die Mönche beträchtliche Distrikte und Herrschaften vonnöthen. Nun diese Herren solcher Stützen in Deutschland dermalen beraubt wären; müßte da nothwendiger Dinge auch mit der Umsturz des (freilich nur römisch-mönchischen!) Religionspfeilers erfolgen: das müßte man aber, sollt' es am Ende sogar durch einen blutigen Krieg bezwecket werden müssen, nach Kräften zu verhindern sich angelegen seyn lassen." — Das wäre nun so das schöne Resultat des päbstlichen Breve. — Aber wie! die Religion soll bei der Ländermacht der Bischöfe, und bei dem Reichthum, und folglich dem blossen Wohlleben der Mönche gewinnen oder — gewonnen haben?! Hat nicht gerade das Gegentheil Statt? Zeigte und lehrte die zeither fortlaufende Geschichte nicht ganz das leidige Widerspiel!! Worauf anders richteten die mehrsten Bischöfe sowohl, als der ungeheuere Mönchsschwarm in's besondere, ihr vorzüglichstes Augenmerk hin, als eben nur auf streng ökonomische Verwaltung ihrer weltlichen

Be-

Besitzungen, auf richtige Fließung ihrer reichen Revenüen und, mitunter auch, was vorzugsweise bei den Mönchen der Fall war, auf pünktliche und unnachsichtliche Leistung oft so drückender, unnatürlicher Frohndienste; und setzten darüber die Beförderung reiner Herzensreligion, und ächter, menschenwürdiger Sittlichkeit bei Seite und ganz ausser Acht. Und vollends erst die Mönche? — Diese darf man ohne Anstand und Bedenken mit „Ebern" vergleichen, welche seit dem Anbeginn ihres Ursprungs den Weinberg des Herrn wüst durchwühlten. Denn weit davon, daß sie zur Bewährung und stetigen Aufnahme der beseligenden Christusreligion etwas ersprießliches geleistet hätten, waren diese Kuttenmänner nur immer darauf bedacht: wie sie mit ihren frömmelnden Faseleien, mit ihren burlesquen Ablaß- und Bruderschaftskomödien das arme, leicht zu bethörende Völklein, gleich kleinen unbehilflichen Kindern, wacker herumgängelten, und seine sauer errungene Nothpfenninge aus der seichten Tasche recht zigeunermäßig herauspraktizirten. . . . . ! Nein! sage man mir, was man wolle, der große Kaiser Friedrich II. hatte vollkommen recht, da er sagte: **Ihr Fürsten müßt mit uns darauf bedacht seyn, daß die Geistlichen das Ueberflüssige von sich geben, und mit Wenigem zufrieden, Gott dienen."** — — — Gepriesen sey die allwaltende Vor-

Vorsehung, daß sie diesen Zeitpunkt endlich doch einmal herbeigerückt hat. Religion und solidere Sittlichkeit werden nunmehr gewiß besser gedeihen, nachdem ihre vorzüglicheren Diener und Lehrer (die Bischöfe — von Prälaten und Domherren — als solchen — ist keine Rede!!) von diesem ihnen allein eigenthümlichen und erhabenen, diesem göttlichen Berufsgeschäfte durch weltliche Regierungssorgen, womit sie sich, nach dem Muster und der gemessenen Vorschrift Jesu und seiner Apostel, nie hätten befassen sollen, *) nun nicht mehr werden entrückt seyn — nun nicht mehr davon werden abgelenkt werden; sondern dafür jetzt mit ungetheilterm Augenmerke, mit reinerm Eifer an der sittlich-religiösen Volksbildung, wenn ihnen nach dem erhabenen Muster unsers Religionsstifters je daran liegt, ungestört arbeiten können. — Und dann! welch' ein großer, nicht zu berechnender Vortheil muß aus der allgemeinen Säkularisation für Deutschlands nunmehr souveräne Regenten erwachsen, nachdem jetzt ihre Staaten nicht mehr, wie bisher, mit hundert und noch mehrern, bald größern bald kleinern, sogenannten geistlichen Staaten und Stäätchen untermengt seyn werden? mit denen sie von jeher

*) Reges gentium dominantur eorum; Vos autem non sic. (Luc. 22, 25. „Die Fürsten dieser Erde herrschen über ihre unterhabende Völker; ihr aber entschlagt euch eines so stolzen Gedankens." — Merkt euch das — ihr Päbste, ihr Bischöfe, ihr Ex-Aebte u. w.

jeher tausend Kollisionen zu erstehen hatten!! Welch' ein häßliches, wild verzerrtes Unding ist das nicht: „Ein Staat im Staate?!!“ Fort also! hinaus mit den verzwitterten Pfaffenstaaten aus den alleinrechtlichen Staaten weltlicher Machthaber! — — — Sage man mir nicht: „Die geistlichen Besitzungen und in's Besondere die Klöster, wären immer ergiebige Hilfsquellen gewesen, wohin man im Nothfalle seine Zuflucht habe nehmen; vorzüglich aber der Landesherr zur Zeit eines Kriegs Geld- und Naturalienunterstützung sich habe verschaffen können.“ Nur ein kurzsichtiger, beschränkter Kopf kann so sprechen. Denn erstlich, kamen die Mönche nicht immer mit ihren Exemtionen angezogen, vermöge derer sie von jeder Gattung Abgabe befreit zu seyn vorschützten, somit durchaus keine Unterthanspflichten anerkannten? und die reichlichen Revenüen von ihren weitläuftigen Besitzungen nur mit Wohlleben und Luxus in ihren Klöstern verschlemmten?! Nun aber ihre Güter an wirkliche Staatsbürger veräußert sind; so haben denn auch erst jetzt für des Staates Wohlfahrt verhältnißmäßige Abgaben Statt. — — Und dann! wo? und wann? ließen dergleichen geistliche Zwitterstaaten zu einem patriotischen Entschluß, und zur gemeinsamen Mitwirkung bei Reichskriegen sich bewegen?! Jeder betrachtete sich als ein unabhängiges Souveränchen; jeder behielt nur das kleinlichte Interesse seines individuellen (einschichtigen) Duodezva-

bezvaterländchens, nicht aber die allgemeine Wohlfahrt des gemeinschaftlichen Vaterlandes im Auge. . . ! War es ja der äußerst seltene Fall, daß diese Herren gleichwohl nothgedrungen sich zu einiger Mitwirkung verstunden; so hatte dies, und zwar mit einer recht schneckenartigen Eilfertigkeit nur alsdann statt, wenn das gesamte Vaterland bereits schon in der verzweifelten Lage einer gewissen Unbehilflichkeit schmachtete, und der Feind schon in den Eingeweiden der größern Reichsstaaten hausete. Aber auch da war noch kein eigentlich patriotischer Gemeingeist zu ersehen: spräche dafür nur nicht die neuerliche Tagsgeschichte! — Wer weiß nicht, wie die Klosterpfaffen gegen jede Requisition, die bei Gelegenheit des französischen Revolutionskrieges an sie ergieng, mit Händen und Füssen sich stemmten?! Es wäre manchmal Noth gewesen, man hätte mit zahlreichen Exekutionstruppen die Requisitionen eingetrieben; der arme, schon ganz erschöpfte und ausgesaugte Bürger und Landmann kam bei diesen religiösen Sanskulotten in keinen Anschlag, in keine Berücksichtigung. Immer schützten sie ihre Unvermögenheit vor; und fertigten wohl auch deswegen Deputationen in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl ab. Um ihrem Vorgeben den Schein einiger Glaubwürdigkeit zu verleihen, schickten die Mönche hier und da einige leicht entbehrliche Silberbestecke, und alte, vom Wein angefressene silberne Kannen und Becher in

die

die Münze; steckten dafür die reichern Schätze in verborgene Behälter und Klüften: und lieferten gleichwohl etwelche Schäffel von ihren reichlich gefüllten Fruchtspeichern an die Magazine ab. . . .! Endlich! was machten die Klöster nicht für ein Aufhebens, bis sie ihre etliche Männlein's von Soldaten — als so betiteltes Reichskontingent — in's Feld stellten? wie unausstehlich zögerten sie damit! Dasselbe Verhältniß waltete auch ob bei den geistlichen Fürsten, die freilich, wegen ihres Luxus und glänzenden Hofstaates, selten soviel baares Geld bei der Hand hatten, daß sie ihren possierlichen Reichssoldaten nur zur Hälfte eine ärmliche Montur anschaffen, und eine liederliche Muskete in die Hand liefern konnten; sodann immer wieder darauf sinnen mußten: woher sie Geld auftrieben, damit sie die andere Hälfte zum Krieg ausstaffiren könnten. Das alles kam mit einer so schneckenförmigen Uebereilung zu Stande, daß jetzt 20, ein anders Mal etwa 30 bis 40 Soldätlein's, die großentheils zusammengekaufte Landstreicher waren, und bei der nächsten besten Gelegenheit den Reißaus nahmen, zur buntschäckigten, zappelnden Reichsarmee abmarschirten. Man weiß aber auch ihre vollbrachten Heldenthaten!! Genug! Mit vieler Zuverläßigkeit getrau' ich mir zu behaupten: hätten im Reiche beim Ausbruch des französischen Revolutionskrieges keine Klöster und — Fürstbischöfe existirt; sicherlich würden die Kriegsunternehmun-

nehmungen alleranfangs eine ganz raschere Wendung, und eine ungleich erwünschtere Ansicht gewonnen haben, und Deutschlands Verfassung wäre noch lange dieselbe geblieben. Jedoch gepriesen sey die allmächtige Vorsehung, daß sie die Verbannung dieses bizarren, ungezügelten Reichs-Chaos sich gefallen ließ. Eine bessere — eine staats- und also auch menschenwürdigere Zukunft beginnet zu wirken. . . . . ! Und jede Regierung, welche in ihren Landen ein geistliches Stift (als solches!) ein Kloster u. d. gl., die zum wenigsten immer geheime, feindselige Klub's in der Staatsgesellschaft bilden, noch fernerhin tolerirt, ist mit Blindheit geschlagen, und hat wirklich einen vollkommnen unheilbaren Staar im Auge. — — — Heil Dir, weiser Maximilian, theurer Landesvater! daß Dein und Deiner thätigen Regierung Auge mit solch' einem bösartigen Staar nicht behaftet ist. Vollbringe Dein schon ziemlich weit vorangerücktes Werk, und laß Dich durch das täuschende Gelärm der Römlinge, und durch das unmächtige Zettergeschrei des bereits so tüchtig gerüttelten Mönchthums ja zu keiner Rückgängigkeit mehr vermögen. Napoleon der Große, Frankreichs Kaiser, der damals als Konsul etwa einige Ursache mochte gehabt haben, dem Pabst ein schmeichelhaftes Kompliment zu machen, wird in Deinem Unternehmen jetzt um so weniger Dir hinderlich seyn wollen; da Du bekanntermassen seiner erhabenen Freundschaft genießest: und er

selbst

selbst in seinem Bruder, dem König Joseph I. von Neapel, die staatsverrätherischen Anschläge, und wirklichen Mordbrennereien des sich durchaus gleichen Mönchthums verabscheuen muß. — — —

Pfarrer. Sind nur einmal die von manchen Seiten her mit thörichtem Muthwillen angefachten Kriegsflammen gelöscht und gänzlich unterdrückt, gewiß wird unser theurer König in seinem fernern Beginnen, das nur zur Wohlfahrt seiner Staaten und Landeskinder hinzwecket, durch nichts sich stören und hemmen lassen. Gegen das von Mönchen und Pfaffen und Römlingen gräßlich wider ihn erhobene Zettergeschrei, hat Maximilian schon vor einigen Jahren seine ernstgemessene Willensmeinung öffentlich dnrch das Regierungsblatt aller Welt bekannt gemacht. *) Unter andern heißt es dort: „Bei allen Unsern zeither vorgenommenen Reformen war Unser Bestreben einzig dahin gerichtet gewesen, den ehrwürdigen Stand der Priester, welchen die Seelsorge anvertraut ist, zu der Würde seines wichtigen Amtes wieder zu erheben, und einen reinern christlichen Religions = Kult zu befördern." — Ferner: „Wir werden nie dulden, daß die Geistlichkeit, und irgend eine Kirche einen Staat im Staate bilde, daß dieselbe in ihren weltlichen Handlungen, und mit ihren Besitzun-

*) Siehe: „Regierungsblatt für die Kurpfalzbair'sche Provinz in Schwaben: LII. Stück. Ulm am 29. Dezember 1804."

tzungen den Gesetzen und gesetzmäßigen Obrigkeiten sich entziehe; Wir werden die Rechte Unserer obersten Aufsicht immer strenge ausüben lassen; Wir werden Unsere landesfürstliche Mitwirkung in Gegenständen, welche zwar geistlich sind, aber die Religion nicht wesentlich betreffen, und zugleich irgend eine Beziehung auf den Staat und das weltliche Wohl desselben haben, nicht ausschließen lassen, so wie wir die Seelsorger, als Volkserzieher in Religion und Sittlichkeit, nicht als blosse Kirchendiener, sondern zugleich als Staatsbeamte betrachten." — — —

Und nun Freunde! mit dem wollen wir das Ganze unserer geschichtlichen Erzählungen schließen.

Bauer. Erlauben Euer Hochwürden! Sie an das Versprechen wegen der Eheloſigkeit der Priester zu erinnern.

Pfarrer. Gut! So kommt denn am nächsten Sonntage noch ein Mal zu mir.

Vierzehnter Abend.

So will ich denn wirklich euerm Wunsche, meine Freunde! auch hierin willfahren, und zum endlichen Beschlusse unserer Abendunterhaltungen euch vollends aus der Geschichte darthun, daß der Zölibat, oder die Ehelosigkeit der Priester, keineswegs, wie ihr etwa glauben möchtet, ein göttliches Geboth weder des alten noch neuen Testamentes ist; sondern lediglich nur eine bösmüthige Erfindung der römischen Päbste. — Nun zur Sache!

Gewisse Eiferer für den Zölibat wollten dessen Ursprung schon von unserm Stammvater Adam herleiten, mit dem recht seltsamen Vorgeben: das Geboth Gottes, von der Frucht des berüchtigten Baumes nichts zu verkosten, könne nicht schicklicher und vernünftiger gedeutet werden, als: Gott habe dem Adam die besondere Verbindlichkeit auferlegen wollen, mit seiner Eva stets in einer jungfrauschaftlichen Reinigkeit zu leben. Nachdem nun aber der treuherzige Adam — auf Zudringlichkeit der zärtlichen Eva — diese Pflicht auffer Acht gelas-

lassen: so habe sich diese Sünde des Fleischteufels von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzet — fortgeerbt. . . . !

Schlmstr. Ha, ha, ha! das ist wieder einmal etwas sehr drolligtes! — Aber auch: nach solch' einer Auslegungs- und Anwendungskunst (Exegetik!) des verwunderlichen Apfelbisses trügen stets nur die Verheuratheten die fatale Strafe der Erbsünde mit sich herum; die Geistlichen aber wären vor der Erbsünde und ihren Folgen geschützt und mauerfest verwahrt — durch die Beobachtung des „**jungfräulichen** (? — ! —) **Zölibats.**" . . . . ! Jetzt aber auch wiederum: wenn der gutmüthige Adam mit seiner artigen, anschmiegenden und hübschen Eva in einem steten Jungfraustande seine Lebenstage so ziemlich langweilig hätte zubringen müssen; wie und wodurch hätte denn hernach die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes Statt haben sollen? — Doch nicht durch simpathetische zärtliche Empfindeleien, oder etwa auch auf dem Wege mystischer Begaffungen und Anschmiegungen — oder platonischer Liebeleien?!

Pfarrer. Das bei Seite! — Daß dergleichen Leute einfältige, recht beschränkte Wichte sind, und selbst dem gütigen, allweisen Schöpfer mit ihrer elenden Grübeleien die höchste Unbild andichten, ist ja wohl daraus klar, wo es bei der Schöpfung des ersten Stammvaters ausdrücklich

heißt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibe, wir wollen ihm eine Gehilfin gebeu, die mit ihm Aehnlichkeit hat.“ (Genesis 2 K. 18. V.). Sonach gab der weiseste Schöpfer diesem ersten Ehepaar das Geboth: „Wachset und vermehret euch.“

Ueberhaupt wußte man im alten Gesetze (Testament!) so gar nichts von einer lebenslänglichen Jungfrauschaft, oder Ehelosigkeit, daß vielmehr, wenn Mann und Weib keiner gesegneten Ehe sich zu erfreuen hatten, man es für eine offenbare Strafe Gottes ansah. Wer seinem Feinden alles Arge gönnte, der wünschte ihm Unfruchtbarkeit und Fehlgeburten; das war der schwärzeste Fluch, das größte Unglück, das man Jemanden über den Hals wünschen konnte.

Von einer Ehelosigkeit der Priesterschaft wußte man eben so wenig. Im Gegentheil trug Moses, der sonst so strenge Gesetzgeber des israelitischen Volks, selbst dem hohen Priester auf, eine Gattin sich zu nehmen, mit den Worten: „Eine Jungfrau — ein Mädchen von seinem Volke soll er heurathen.“ (Lev. 21. K. 13 — 14. V.)

Im neuen Gesetze war es Christus gar nie beigekommen, nur ein entferntes Geboth in Ansehung der Ehelosigkeit für seine Apostel und Jünger — und somit auch für die nachherigen Geistli-

lichen, zu urtheilen. Wie hätte auch wohl dieser göttliche Lehrer, dieser allerweiseste Religionsstifter, solch' ein naturwidriges Geboth nur von Ferne einführen können, da sein Vater im Himmel bei Erschaffung des ersten Menschenpaars sogleich auch den Erzeugungstrieb, den gemeinsamen unauslöschlichen Hang zur Selbstvermehrung in die Natur des Menschen hineinlegte? — Aus diesem Grunde ward im neuen Bunde die Ehe zu einem geheimnißvollen Gnadenzeichen erklärt und erhoben, welchem vorzugsweise vor den übrigen Sakramenten allein die Ehre zuerkannt wird, die immerwährende und unzertrennliche Liebe unsers Heilandes zu seiner gestifteten Kirche anzudeuten. (Ephes. 5. K. vom 23 bis 32. V.)

Im alten Bunde war die Ehe schlechterdings nur ein bürgerlicher Vertrag, den die Juden beim nächsten besten Anlaß gar oft, und ganz nur aus Willkühr aufhoben, und wegen der nichtigsten Vorwände ihren Weibern den so genannten Scheidebrief gaben, mittelst dessen sie selbe verstießen. Wider dieses gegen allen Anstand laufende, und alle gute Sittlichkeit störende Verfahren, das die Juden im Verlaufe zur leichtfertigsten Gewohnheit sich gemacht hatten, zog Christus, gemäß seines erhabenen Lehramtes, recht nachdrücklich los, und gab den Pharisäern, diesen gewissenlosen Volksbetrügern und Gesetzverfälschern, auf ihre hinterlistige Frage: „Ob der Mann um jeder Ur-

 sache

sache willen sein Weib entlassen dürfe?" die vielbedeutende Antwort: „Habt ihr nicht gelesen, daß, der den Menschen im Anfange schuf, er sie beide, Mann und Weib, erschaffen, und dabei gesagt habe: darum wird der Mensch Vater und Mutter verlassen, und an seinem Weibe hängen; und so werden zwei Menschen in einem Fleische seyn? — Auf die Einwendung der Pharisäer: „Warum denn Moses den Scheidebrief zu geben, un` damit das Weib zu entlassen gestattet habe?" versetzte Jesus: „Moses erlaubte euch das um euerer Hartherzigkeit willen. Doch war es anfangs nicht so. Ich sage euch aber: wer sein Weib, ausser im Falle einer etwa erwiesenen Untreue, entläßt, und eine andere heurathet, der ist ein Ehebrecher." Matth. 19. K. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. V.)

Diese Lehre schien selbst seinen Jüngern etwas zu hart, und sie sagten: „Wenn sich die Sache des Mannes zu seinem Weibe also verhält; so wär' es ja wohl besser, gar nicht zu heurathen." Auf dieses hin ertheilte Jesus überhaupt und im Allgemeinen die Antwort; „Zum ehelosen Stande ist nicht Jedermann aufgelegt; dazu gehört Gnade und Temperament. Es giebt solche, die von Natur zum Ehestande untüchtig sind; andere,

die

die mit Fleiß von Menschen dazu untauglich sind gemacht worden. Hier ist nur von solchen die Rede, welche sich freiwillig um des Dienstes der Religion halber enthalten, damit sie meine Lehre (das Evangelium) desto ungehinderter und ausharrender ausüben und verbreiten könnten. Aber eine solche Enthaltsamkeit läßt sich keineswegs von jedem fodern: nur wer Stärke genug zu haben vermeint, der mag es thun. Ich mache keine Regel für alle." (10, 11, 12. V.)

Doch wollen die überspannten Eiferer des Zölibats eine Verbindlichkeit dafür aus jener Schriftstelle herauszwingen, wo Christus sagt: „Wer zu mir kömmt, der seinen Vater, seine Mutter, sein Weib, seine Kinder, Brüder und Schwestern, ja sein eigenes Leben mehr liebt, als er mich liebt, der kann mein Jünger nicht seyn." (Luk. 14. K. 26. V.) Hiermit aber waren nur solche gemeint, welche von den Juden, und hier und dort auch schon von den Heiden zur Lehre Jesu sich bekannten; wo also des neuangenommenen Religionsbekenntnisses wegen leicht der Fall eintreten konnte, daß dergleichen Neubekehrte auf ihre Angehörigen, Verwandte, auch wohl auf ihre Habseligkeiten Verzicht thun mußten.

Uebrigens ließen nach der Hand auch die Apostel nie von dem Gedanken sich beschleichen, ein so bit-

bitteres Joch weder den neubekehrten Christen, noch auch selbst ihren Mitarbeitern in Verkündung des Evangeliums aufzubürden. Vielmehr war, nach dem duldsamen, so sehr menschenwürdigen Karakter ihres göttlichen Lehrmeisters, ihr stetes Streben dahin gerichtet, das sanfte Joch des Christenthums bei jeder möglichen Veranlassung zu empfehlen, und dasselbe ja nie zu erschweren. Dies erhellet recht deutlich aus jener Apostelversamlung zu Jerusalem, welche über dem obwaltenden Misverstand wegen Beschneidung der neubekehrten Heiden sich veranlaßt hatte, und wo Petrus in heiliger Begeisterung den Aufruf machte: „Männer! Brüder! wozu versuchet ihr Gott, den Jüngern (Neubekehrten) ein Joch auf den Nacken zu legen, das sowohl unsere Väter, als auch wir nie zu tragen vermochten? — Wir hoffen doch durch die Gnade Jesu eben so gewiß selig zu werden, als jene.“ (Apostelgeschichte 15. K. 10 — 11. V.)

Bauer. O! du guter, lieber Petrus! wären doch nur die römischen Päbste — deine angeblichen Nachfolger — auf den Konzilien zu Konstanz, Basel, und zu Trient auch mit solch' einer heiligen Begeisterung vertraut gewesen. — — — — —

Pfarrer. Endlich findet man nirgends, daß die Apostel den ehelosen Stand als eine mit dem

dem Lehramt verbundene Pflicht ihren Nachfolgern weder empfohlen, am mindesten zugemuthet hätten: vielmehr ermunterten sie stets zur ehelichen Treue: „Brüder! liebet euere Weiber, so wie auch Christus die Kirche geliebt, und sich selbst für sie dargegeben hat.“ (Ephes. 5. K. 25. V.) Sie selbst giengen hierin mit ihrem Beispiele voran.

Daß der Apostel Petrus verehelichet war, getrauen sich selbst die eifrigsten Zölibatsverfechter nicht zu bestreiten. Die heiligen Väter Klemens von Alexandria, und Hieronimus thun ausdrückliche Meldung von dessen Tochter Petronilla und einigen Söhnen. Eben so zuverläßig ist es auch, daß die übrigen Apostel, den einzigen Johannes ausgenommen, ihre Weiber hatten. Von dem Apostel Paulus will das zwar einigem Zweifel unterliegen. Der heilige Ambrosius oder, wie einige wollen, Hilarius schreibt: „Alle Apostel hatten Weiber; zwei einzige, den Paulus und Johannes, ausgenommen.“ Dagegen behaupten einige Schriftsteller als etwas sehr wahrscheinliches von Paulus: daß er seine Gattin entweder im Judenthum zurückgelassen, oder sich während seines Apostelamtes, seiner vielen und entfernten Reisen halber, derselben entschlagen habe.

Nun aber thun gewisse Zölibatshelden sich ungemein viel zu gut auf eine Schriftstelle Pauli, woraus sie das gemessene Verboth der Priesterehe un-

unwiderlegbar darthun wollen. Dieser Apostel schrieb nemlich in seinem ersten Briefe (7. K. 25. V.) an die Korinther: „In Ansehung der Jungfrauen hab' ich kein Geboth des Herrn. Einen guten Rath aber geb' ich euch, nach der Gewissenhaftigkeit, wozu mich die Barmherzigkeit verpflichtet." Sodann ertheilt er den Korinthern (anbei wohl auch allen damaligen Christen!) den wohlgemeinten Rath, ihre Töchter wegen der bevorstehenden harten Verfolgungszeiten nicht zu verheurathen, indem, wenn einmal diese Drangsal vor der Thüre seyn werde, die Unverheuratheten mehr für die Sache des Herrn sorgen, und darauf bedacht nehmen würden, wie sie an Geist und Leib gottselig sich verhalten mögen; da hingegen die Verheuratheten um Weltangelegenheiten sich kümmern, und nur trachten würden, wie sie einander wechselseitig, der Mann dem Weibe, das Weib dem Manne, gefielen. Gleich aber setzt er bei: er wolle sie nichts weniger, als dazu verpflichten; sondern schlechthin nur einen guten Rath ihnen geben. Zum Ueberfluß wollen wir die ganze dahin einschlägige Stelle nur gleich selbst wörtlich durchgehen. Hier, Schulmeister, nehm' er die Bibel, schlage den ersten Brief an die Korinther auf, und les' er beim 7. Kapitel von 25. Vers bis auf den letzten; und zwar versweise.

Der Schulmeister lies't:

(Vers. 25.) „In Ansehung der Jungfranen hab' ich keine Verordnung des Herrn. Einen guten Rath aber geb' ich, nach der Gewissenhaftigkeit, wozu mich die Barmherzigkeit des Herrn verpflichtet."

(V. 26.) „Ich bin also der Meinung, daß es um der bevorstehenden Noth willen dem Menschen gut sey, so zu bleiben."

(V. 27.) „Ist Jemand verheurathet; so suche er die Trennung nicht: ist er unverheurathet; so suche er keine Frau."

(V. 28.) „Heurathest du aber; so begehest du keine Sünde. Und so sündiget auch eine Jungfrau nicht, wenn sie heurathet. Aber sie werden leibliche Trübsalen haben, derer ich euch gerne überheben möchte."

(V. 29.) „Damit, meine Brüder! will ich euch sagen: die noch rückständige Zeit ist kurz. Die also Frauen haben, sollen seyn, als hätten sie keine."

(V. 30.) „Die da weinen, als weinen sie nicht; die sich freuen, als freueten sie sich nicht; die da kaufen, als besäßen sie es nicht."

(V. 31.)

(V. 31.) „Und die dieser Welt sich gebrauchen, daß sie dieselbe ja nicht misbrauchen; denn die Gestalt dieser Welt vergeht."

(V. 32.) „Ich möchte euch gerne sorgenfrei machen. Der Unverheurathete sorgt mehr für des Herrn Sache, wie er dem Herrn gefallen möge."

(V. 33.) „Der Verheurathete bekümmert sich mehr um Welthändel, wie er dem Weibe gefallen möge. Die Beschaffenheit einer Frau und Jungfrau ist verschieden."

(V. 34.) „Die Unverheurathete sorgt mehr für des Herrn Sache, daß sie an Leib und Geist heilig sey. Die Verheurathete aber bekümmert sich um Welthändel, wie sie dem Manne gefallen möge."

(V. 35.) „Das sag' ich euch zu euerm Besten, also nicht, um euch zu verstricken; sondern euch zu zeigen, wie ihr anständig und beständig ohne Zerstreuung dem Herrn anhangen sollt."

(V. 36.) „Meint aber Jemand: es möchte Schande zu befürchten seyn, wenn er seine Tochter über das mannbare Alter hinauswarten ließe, und es so nicht seyn kann, der thue, was ihm

beliebt; er sündiget nicht: er verheurathe sie."

(V. 37.) „Wer hingegen nach reifer Ueberlegung bei sich beschlossen hat, weil er keine Nothwendigkeit vor sich sieht, und nach eigenem Gutdünken handeln kann, der thut wohl, wenn er seinen Entschluß, seine Tochter ledig bleiben zu lassen, ausführt."

(V. 38.) „Wer also seine Tochter verheurathet, handelt recht, wer sie aber nicht verheurathet, handelt besser."

(V. 39.) „Die Frau ist an das Gesetz gebunden, so lange der Mann lebt; nach des Mannes Tod ist sie frei, sie kann heurathen, wenn sie will: nur einen Christen."

(V. 40.) „Glückseliger aber wird sie seyn, wenn sie meinem Rathe zufolge so bleibt. Ich habe, meines Erachtens, ja auch den Geist Gottes."

Pfarrer. Nun gut. Also seht, Freunde! aus dem 32. Verse: „Der Unverheurathete sorgt mehr für des Herrn Sache, wie er dem Herrn gefallen möge;" sodann wiederum aus dem 34. Verse: Die Unverheurathete sorgt mehr für des Herrn Sache, daß sie an Geist und Leib heilig sey; die Verheurathete aber bekümmert sich um Welthändel, wie sie dem Manne gefallen

möge" — aus diesen Worten des Apostels nun wollen gewisse Verfechter des Zölibats ein wirkliches Verboth der Priesterehe herausdisputiren. Daß aber dergleichen Leute ein ziemlich vertrocknetes Gehirn unter ihrem verschobenen Scheitel haben, und dabei, ich weiß nicht, recht unwissende oder vielleicht mehr boshafte Stümper und Pfuscher in der Schriftanwendung seyn müssen, das werdet ihr gar leicht von selbst einsehen lernen, wenn wir in die Umstände und Verhältnisse, rücksichtlich derer Paulus dieses schrieb, zurückgehen.

Aus dem ganzen Gange und Inhalt obigen Briefes ergiebt sich, daß ihn der Apostel keineswegs etwa blos an die geistlichen Vorsteher zu Korinth, von denen nicht einmal eigentliche Meldung geschieht; sondern lediglich nur an die dort befindlichen Christen insgesamt geschrieben habe. Wenn also die Rede von einem wirklichen Eheverboth befehlweis gewesen wäre; so hätte das vornehmlich nur die Laien angegangen. Nun gab aber Paulus, nach Ausweis der ganzen Schriftstelle vom 25. bis zum 40. Verse, diesen blos den weisen Rath, der bevorstehenden Noth wegen zur Zeit lieber unverheurathet zu bleiben. Da nemlich der Apostel die schrecklichen Verfolgungen, welche bald nachher der grausame Kaiser Nero über die Christen verhängte, im Geiste vorausfah; so meinte er: es würde der Klugheit ungleich gemäßer seyn, vor der Hand sich lieber in keine ehelichen

chen Verhältnisse einzulassen, als bei so betrübten Aussichten Weib und Kinder der Gefahr eines unvermeidlichen Elendes auszusetzen; weil beim Heranrücken solcher Schreckniſſe jeder Einzelne sich doch immer leichter zu berathen und zu helfen wüßte, auch mit festerer Ausharrung der christlichen Glaubenslehre treu bleiben würde, wie die Worte Pauli V. 32. zu verstehen sind: der Unverheurathete oder wie V. 34. die Unverheurathete sorgt mehr für des Herrn Sache. Nicht lange — diese Christenverfolgung hatte mit solcher Wuth Statt, daß viele Tausende eines schaudervollen Martertodes hingeschlachtet wurden; auch selbst der Apostel Paulus, nachdem er längere Zeit zu Rom im Kerker hatte schmachten müssen, verlor sein Leben durch das Schwert.

Und Freunde! befanden nicht auch schon wir zur Zeit des unseligen Revolutionskrieges, dem man kaum einen nur wenig erwünschlichen Ausgang abzumerken sich getraute, uns in einer beinahe ähnlichen Lage? — Wer in jenen trüben, angstvollen Tagen nicht durch besonders dringende Verhältnisse zu heurathen gleichsam genöthiget ward, der unterließ es gewiß mehrstentheils. „Wer wird," hieß es fast durchgehends, „jetzt wohl zum Heurathen sich entschließen? nein! unverheurathet kann ich mir doch immer bessere Vorsehung thun. Soll auch alles Unglück mir zustoſſen, so mag es doch immer noch ehender zu ertragen seyn,

als wenn ich, auſſer mir, zugleich auch Weib und Kinder in einer beweinenswürdigen Unbehilflichkeit müßte darben und ſchmachten ſehen, und alſo doppelt leiden, doppelt mein Elend fühlen würde!" — — Wie oft ertheilte nicht ein Nachbar, ein Freund dem andern bei jenem wilden, ungezügelten Kriegsgetümmel dieſen wohlmeinenden Rath, gleichwie es Paulus in ſeinem Briefe den Korinthern that? Genug!

Aus dem wenigen werdet ihr nun wohl entnehmen können, mit welch' einem boshaften Muthwillen ſo manche niederträchtige Speichellecker, und kriechende Kreaturen des römiſchen Hofes den einfachſten, ſchlichteſten und unzweideutigſten Wortverſtand der Schrift zu verdrehen, zu verunſtalten, und ſo ganz zu verhunzen ſich nicht entblödeten. . . . . !

Der Apoſtel hatte ſich ſo wenig beigehen laſſen, der Geiſtlichkeit jemals das unnatürliche Joch des Zölibats anzuſinnen, daß er vielmehr den Biſchöfen (erſten Vorſtehern der Chriſtengemeinden) recht ernſthaft an's Herz legte, als getreue, unbeſcholtene, rechtſchaffene Gatten den übrigen Chriſten mit ihrem Beiſpiele voranzuleuchten. In ſeinem erſten Brief (3. K. 2. u. 4. V.) an Timotheus, den er als Biſchof an der Kirche zu Epheſus aufgeſtellt hatte, ſagt er ausdrücklich: „Ein Biſchof ſoll eines untadelhaften Wandels, und nur eines Weibes

Mann

Mann seyn, der seinem Hause weislich vorstehet, und gehorsame, ehrbare Kinder hat."

Wieder in dem Briefe (1. K. 5 — 6. V.) an Titus, welcher einige Zeit ein Gefährte Pauli auf dessen apostolischen Reisen war, und nachher von ihm zum Bischof auf der Insel Kreta bestellt wurde, heißt es in Ansehung der Priesterehe: „Ich habe dich deswegen in Kreta zurückgelassen, damit du das, was noch übrig ist, vollends in Ordnung bringest, und für jede Stadt Priester bestellest, wie ich dir aufgetragen habe: nemlich solche Priester, die untadelhaft sind; die nicht mehr, als eine Frau, und christliche Kinder haben; die nicht im Rufe einer liederlichen Aufführung, oder eines Ungehorsams stehen."

Hier muß ich bemerken, daß der Ausdruck: Eines Weibes Mann seyn — oder: nur eine Frau haben," in dem Sinne zu nehmen ist: daß ein verehelichter Priester, den übrigen Christen stets zum erbaulichen Muster der Nachahmung, als ein treuer Gatte sich keinen weitern unanständigen Umgang mit andern Frauen, oder gar Vielweiberei erlauben sollte, welches bei den Heiden ziemlich gäng und gäbe war, und davon vermuthlich

lich mancher Neubekehrte noch nicht so ganz sich mochte losgemacht haben. *) — —

Aus dem bisher Gesagten mögt ihr nun leicht ersehen, daß weder Christus, noch seine Apostel den Priestern die Pflicht der Ehelosigkeit haben aufbürden wollen. Wem übrigens diese menschenfeindliche Zumuthung ihren Ursprung zu verdanken habe, wißt ihr bereits aus dem Verlaufe der protestantischen Angelegenheiten; vornehmlich aber aus dem verwunderlichen Hergange auf dem Kirchenrathe zu Trient.

Bauer. So wären denn wirklich die Päbste allein die feindseligen Erfinder und Urheber der priesterlichen Ehelosigkeit?

Pfarrer. Nicht anders. Es gieng damit freilich so geschwind nicht. Die schlauen Bischöfe von Rom rückten mit Einführung des Zölibats, wofür sie sich der täuschendsten Frömmeleien bedienten, darunter aber die triftigsten Staatsabsichten verborgen hielten, alleranfangs nur ganz gemächlich vorwärts. Welche arglistige Krummwege zur allmähligen Erreichung ihres menschenfeindlichen Zweckes sie stetsfort einlenkten, darüber mich in ein genaues Detail (umständliche Erzählung) einzulassen, müßte ich viel zu weit ausholen.

*) Selbst die Juden waren von der Polygamie nicht ganz frei; viele derselben hatten entweder Konkubinen, oder waren mit Ertheilung des Scheidebriefes sehr freigebig. (Evang. Matth. K. 19.)

Der erste römische Waghals, welcher sich hierinfalls gegen Ausgang des vierten Jahrhunderts eine despotische Eigenmächtigkeit herausnahm, war der berüchtigte Pabst Sirizius. Um mit seinem Plane desto ehender an's Ziel zu kommen, fieng er damit an, daß er den Mönchen die Priesterweihe ertheilte, und ihnen mehrere solcher Pfarreien und Benefizien anwies, daraus geehlichte Priester, als die ordentlichen Seelsorger, auf sein Zuthun, und in soweit ers vermochte, verdrängt wurden. — Ihr müßt wissen, daß damals noch alle Mönche nur sogenannte Laienbrüder waren, die eine Art Gesellschaft bildeten, und, bei einem abgesönderten Leben in einsamen Gegenden, mit ihrer Hände Arbeit den erforderlichen Unterhalt sich erwarben.

Schlmstr. Meiner Treu! der Pabst Sirizius hatte da zur Forcirung des Zölibats einen so pfiffigen Einfall, der sogar dem Pabst Gregor VII. würde Ehre gemacht haben.

Pfarrer. So gut übrigens dieser Plan auch immer mochte berechnet gewesen seyn, konnten doch Sirizius und mehrere folgende Päbste geraume Zeit damit nicht auslangen: denn die wenigsten Priester fügten sich in eine solche Sultanslaune. Und die ungeweihten Mönche, hatten sie nur einmal in ihren erschlichenen Kastitätspfarreien sich eingenistet, waren jetzt gegen die Päbste so unerkenntlich, daß sie sich beweibten, oder, wenn sie gleichwohl der Alltäglichkeit des Ehestandes sich lie-

ber entschlugen, sich dafür hübsche Beischläferinnen erkieseten, mit denen sie ein recht behagliches, lustiges Leben verbrachten. . . .! Das Aergerniß kam dabei freilich nicht in Anschlag. Kurz von der Sache: die Päbste mochten wegen des Zölibats noch so viele Konzilien erzwingen, noch so strenge Verordnungen machen: nichts desto weniger fanden sich allenthalben nicht nur verehelichte Priester; sondern auch noch immer begattete Bischöfe die Menge.

Schlmstr. Das ich auch recht gern glaube. Denn daß die menschlichen Naturtriebe weder durch päbstliche Machtsprüche, noch mittelst der Konzilien sich nicht sogleich meistern lassen, das hätten ja doch die römischen Päbste gar leicht an sich selbst abmerken sollen: da so mancher mit all' seiner Heiligkeit (? — ! —) auch schon die süßen Vaterpflichten gegen einen „natürlichen Sohn" beobachtete; vorzugsweise und benanntlich der Pabst Alexander VI., und der Pabst Paulus III. *)

Pfarrer. Hatten die Päbste einmal irgend einen Plan in ihrem Kopfe ausgebrütet: so glaubten sie dabei verharren zu müssen, und sollte auch die halbe Erde darüber zu Trümmern gehen: hatten sie ja doch nur ihrem heiligväterlichen und infallibeln Eigensinn ein Opfer gebracht. — Das

war

*) Der Verfasser will hier der Kürze halber vermuthlich der keuschen Päbste aus dem zehnten Jahrhunderte nicht Erwähnung thun.

war auch wirklich zum Theil hier der Fall. Je mehrere Hinderniſſe ſie trafen, um ſo ſtrengerer Zwangsmittel bedienten ſie ſich, den nun einmal beſchloſſenen Zölibat in der geſamten chriſtlichen Welt durchzuſetzen. Unverſehens aber erhielten ſie von der Morgenſeite her eine ſo derbe Ohrfeige, die ihnen noch bis auf den heutigen Tag äußerſt ſchmerzlich ſeyn muß.

Müde der hundertjährigen, höchſt verderblichen Aergerniſſe, ſann man zu Konſtantinopel und in der ganzen griechiſchen Monarchie auf zweckmäßige Vorkehrungen, und ſolche zuträgliche Hilfsmittel, wodurch das Heiligthum vom Greuel der ſittlichen Verwüſtung gereiniget, die ſchon ſo lang gekränkten, von den römiſchen Päbſten verhöhnten, und unter die Füſſe getretenen Rechte der Menſchheit ein Mal wieder geltend gemacht werden möchten.

Solch' einer erhabenen, menſchenwürdigen Abſicht zufolge verſammelten ſich, unter dem Schutze des Kaiſers Juſtinian II., im Jahre 692. mit ihrem Patriarchen 217 Biſchöfe zu Konſtantinopel im Pallaſte Trullus. Dieſer zahlreiche Kirchenrath beſchloß nun mit aller Feierlichkeit; daß ein Prieſter nicht minder berechtiget ſey, ſich zu verehelichen, als irgend ein anderer Menſch; indem Gott die Ehe für alle Menſchen verordnet habe, und ſelbſt durch die Gegenwart des Erlöſers zu Kana der Eheſtand ſey geheiliget worden.

Der auf diesem Konzilium verfaßte, und in Betreffe der Priesterehe f.stgesetzte Kanon (Gesetz) ist folgenden Inhalts: „Nachdem wir vernommen haben, daß die lateinisch-römische Kirche befehle, daß die Priester und Diakonen ihre rechtmäßigen Weiber verlassen sollen; so beschließen wir auf diesem Konzilium versammelten Väter: daß Priester und Diakonen, gemäß der alten Gewohnheit der Kirche und Anordnungen der Apostel, mit ihren Weibern eben so, wie Laien, leben mögen. Wir verbiethen hiermit gänzlich, daß man in der Weihung der Priester und Diakonen je Einen unter dem Vorwande, daß er verehelicht sey, und auch nach der Weihe seinem Weibe noch ehelich beiwohnen wolle, davon ausschließe. Wir wollen keineswegs wider die Ehe unbillig seyn, noch dasjenige trennen, was Gott vereiniget hat." — — —

Diese Verordnung erhält sich in der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag unabänderlich in ihrem vollen Werthe; bringt die seligsten Früchte hervor; fördert eine frohe, Gott gefällige Religionseintracht; verwahret vor Millionen ärgerlicher Ausschweifungen und schandvoller Lasterthaten.

Bauer. Ach! ja freilich wohl. Aber leider! daß der Augenschein nur allzu auffallend beweist, als ob so mancher Pabst über seiner steifen Rechthaberei, oder meinetwegen — **Unfehlbarkeit!** um Verhütung und Unterdrückung wilder

Aer-

Aergerniſſe, die man in unſerer römiſch-katholiſchen Kirche dem Zölibat zu verdanken hat, und an die man auf eine recht ſittenverderbliche Art beinahe ſchon gewöhnt iſt, von jeher ſich äußerſt wenig bekümmert hätte, und auch — noch nicht bekümmern wolle!!!

Pfarrer. Begreiflicher Dinge richtete der römiſche Pabſt ein ſcheeles Auge auf dieſes Konziſium hin. Indeß reichte ſeine Machtvollkommenheit nicht ſo weit, die hier zu Konſtantinopel dekretirte Prieſterehe weder umzuſtoſſen, noch rückgängig zu machen. Das klügſte und wohl auch das vortheilhafteſte für ihn würde jetzt geweſen ſeyn, wenn er mit den Griechen ſich gütlich verſtändiget, und, um was ihn dieſe und ſelbſt ihr Kaiſer bittlich angiengen, nach Rom über denſelben Gegenſtand gleichfalls ein Konzilium zuſammenberufen hätte, um ſo gemeinſam den naturwidrigen Zölibat aus der menſchlichen Geſellſchaft wieder zu verbannen. — Doch das hätte der Pabſt auch ohne ein Konzilium ſchon durch ſich ſelbſt bewerkſtelligen können, da ja doch nur er und ſeine Vorgänger die eigenmächtigen Urheber davon waren; das würde auch das zuverläßigſte Mittel geweſen ſeyn, die griechiſche Kirche mit der römiſchen wieder zu vereinigen. Allein der Päbſte ſteifer Eigendünkel — ihre ſtolze Infallibilitäts-Grille ließ ſo etwas nie zu — —

Schlmſtr.

Schlmstr. Die Päbste sind manchmal doch recht sehr wider sich selbst. Da haben sie nun am Ende des siebenten Jahrhunderts mit ihrem harten Steifsinn die Griechen recht unbescheiden von sich gewiesen: und dort im sechszehnten Jahrhundert stießen sie die Protestanten, mit Gelegenheit ihrer schmutzigen Ablaßkrämerei und wälschen Machinationen, aus dem Schooße der, wie man sagt, alleinseligmachenden römischen Kirche recht unsanft hinaus; und zogen dadurch ihrem Aerarium ein Defizit von enormen Summen zu. Wahrlich! hierin scheinen mir die Päbste höchst widersinnig zu handeln, daß sie zu ihrem eigenen Schaden auf ihre brutalen Staatsmaximen gar so hartnäckig verpicht sind.

Pfarrer. Das mag uns aber auch zum Beweise dienen, daß jene Leute, welche sich, ohne fremde Berathung, für allein klug und weise halten, gerade die ärgsten Verstösse in ihren Berechnungen begehen. Bei den Päbsten scheint das besonders der Fall zu seyn, daran freilich die vom Mönchthum ihnen nach und nach eingesickerte Infallibilitäts-Idee keine kleine Schuld haben mochte: denn zufolge dieses außerordentlichen Prädikats (Titelwürde!!) mußten sie sich allerdings schmeicheln, als könnte ihnen nie ein Versuch, sollt' er auch noch so tollkühn seyn, fehlschlagen. Nur Schade, daß die standhafte Harmonie der griechischen Bischöfe ihnen aus ihrem infallibeln

Eigen-

Eigendünkel so gar nichts gehen ließ. — Dafür waren sie jedoch im Okzident — im abendländischen Kaiserthum — wo sie aus den uns lange bekannten Ursachen stets den Zuchtmeister zu spielen verstunden, mit ihren Zölibatsversuchen immer etwas glücklicher; obschon sie nie so recht nach Wunsch damit ausreichten: denn bis in's eilfte Jahrhundert zählte man auch da noch allenthalben der verehelichten Priester die Menge.

Endlich aber im Jahr 1073. gelangte ein Mann auf den päbstlichen Thron, der dieses Satanswerk alsbald mit wilder Tirannei durchzusetzen kein Mittel unversucht ließ. Ihr kennt ihn doch diesen Pabst — Gregor VII.

Kaum hatte er, wie ihr wißt, den Stuhl Petri durch tückische Fuchswendungen erschlichen, als er plötzlich damit begann, die Eheloſigkeit der Priester mit eiserner Härte zu fordern. Zuvörderst erklärte er ihre rechtmäßigen Frauen für Beischläferinnen — Konkubinen, und drang mit wüstem Ungestüm darauf, dieselben ohne weiters zu verstoſſen.

Schlmstr. Nun da zeigt sich dieser Gregor neuerdings als ein sauberer Statthalter Christi! Sagte der Erlöser (Matth. 19. K. 6. V.) nicht deutlich? „Was Gott so genau vereiniget hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Doch der Pabst ist ja kein Mensch; sondern ist — Vizegott!!!

Pfar-

Pfarrer. Das Entsetzen und die Gährung unter der gesamten Geistlichkeit ist nicht auszusprechen. Viele Priester, ins Besondere die im Mailändischen, wollten lieber ihren Kirchenämtern, als ihren Gattinnen entsagen. Sie fielen von der römischen Kirche ab, und brandmarkten den Pabst und seine Anhänger mit der verketzernden Beschimpfung „Patriner" — das so viel heißt als: „Manichäer"; welche Sekte die Ehe für eine Erfindung des Satans ausgaben, und dieselbe darum verwarfen.

Aehnliche Auftritte und lästernde Ausfälle auf den Pabst Gregor hatten, so wie in den übrigen abendländischen Provinzen, auch vorzüglich in unserm Vaterlande Statt.

Die deutschen Geistlichen erklärten und behaupteten einstimmig: „Gregor wäre ein Ketzer, und ein Mann von unsinnigen Lehren, der die Worte des Heilandes: „Nicht alle fassen dieses" — und die Schriftstelle (1. Korinth. 7. K. 9. V.) des Apostels: „Wer die Gabe der Enthaltsamkeit nicht hat, der heurathe; denn es ist besser heurathen, als Brunst leiden" — — ganz vergessen habe, und nun durch gewaltsame Mittel die Menschen zwingen wolle, wie Engel zu leben; auf solche Art aber der Unzucht und Hurerei Thür und Thor öffne: indem er die gewöhnlichen Naturtriebe hemme. Sie wären, falls der Pabst auf seiner unnatürlichen Zumuthung

muthung verharren würde, bereit, ehender dem Priesterthum, als ihrer Ehe zu entsagen. Selber sollte dann zusehen, daß er für die Kirche Gottes zum Unterricht des Volkes irgendwoher Engel bekäme, nachdem ihm die Menschen nicht rein genug wären." — — —

Jedoch wenn der Pabst durch alle dergleichen, im göttlichen und natürlichen Gesetz gegründete Vorstellungen sich hätte stören und irre machen lassen, müßte er nicht Gregor VII. gewesen seyn. — Den Bischöfen trug er, unter Bedrohung der schwersten Ahndungen, auf, seine Befehle ohne weitere Einrede zu vollziehen, und, im Falle einer Widerspenstigkeit, die Weiber mit Gewalt den Geistlichen zu entreissen und fortzujagen. Erlaubte sich irgend ein Bischof über der Exekution dieses verhaßten Geschäftes eine Bedenklichkeit; so ward er auf der Stelle exkommunizirt und seiner Würde entsetzt, welches Schicksal benanntlich dem Bischof Otto von Konstanz widerfuhr.

Ueberhaupt hatten die Bischöfe einen harten Stand. Manche, welche den Tirannenbefehl Gregors von ihrer untergeordneten Geistlichkeit befolgt wissen wollten, geriethen mehrere Male in Todesgefahr. Der Bischof Altmann von Passau, der auf Beobachtung des Zölibats mit Strenge drang, wäre beinahe erwürgt worden, hätten nicht die anwesenden Edelleute den mit Wuth auf ihn hinstürmenden Haufen noch zurückgehalten.

Um nichts besser ergieng es dem Erzbischof Siegfried von Mainz. In einer wegen des Zölibats gehaltenen Versammlung seiner Diözesangeistlichen, drohten ihm diese laut und ungescheut: falls er noch eine Meldung vom Zölibat vorbrächte, würden sie ihn von seinem bischöflichen Sitze herunterwerfen und — todtschlagen. Sohin glaubte Siegfried den Weg der Nachgiebigkeit einlenken zu müssen, und sagte: „Er wolle demnächst beim Pabst deswegen Vorstellungen einreichen, und ihn von seinem widernatürlichen Ansinnen auf alle nur mögliche Weise abzubringen sich angelegen seyn lassen."

Allein Gregors VII. bekannter Hartsinn war vernünftiger Vorstellungen so wenig empfänglich, daß er jetzt nur noch toller wurde, und auf's neue in die Welt eine Bulle hinausschickte, darin er allen Laien, selbst den Herzogen und Fürsten unnachsichtlich einschärfte, keinem Gottesdienste irgend eines verehelichten Priesters beizuwohnen, oder Sakramente von einem solchen zu empfangen. — Ein damaliger Schriftsteller äußert sich hierüber: „Dies war etwas ganz Neues, bisher unerhört, und durchaus etwas sehr Unüberlegtes; indem die Sakramente giltig sind, sie mögen von einem bösen oder guten Priester gereichet werden."

Die Folgen dieser päbstlichen Bulle stellten sich alsbald in den schauderhaftesten Gestalten ein. Darüber wollen wir nur gleich den so eben erwähnten Geschichtschreiber, der ein Augenzeuge der scheußli-

chen

chen Ereigniſſe und Greuelthaten war, ſelbſt hören. „Das Aergerniß," ſagt er, „welches daraus entſtund, war ſo groß, daß durch keine Ketzerei eine ſolche Trennung in der Kirche jemals iſt veranlaßt worden. Da die Keuſchheit wenige hielten, einige nur aus Gewinnſucht und Eitelkeit ſich gleichwohl keuſch anſtellten, und ſodann viele die Unkeuſchheit noch mit Meineiden und Ehebrüchen häuften: ſo war endlich die traurige Folge hiervon, daß ſich die Laien gegen die heiligen Weihen und die Geiſtlichkeit auflehnten; ihnen allen Gehorſam verſagten; über die Sakramente diſputirten; ſelbſt tauften; auch auf dem Sterbelager von einem beweibten Prieſter keine Sakramente empfiengen; die Zehenten, die ihren Pfarrern gehörten, lieber verbrannten, als ihnen abreichten; und, um die Sache kurz zu faſſen, ſolche Prieſter öfters vom Altare wegrißen; den von ihnen konſekrirten Leib Jeſu Chriſti mit Füſſen traten; das heilige Blut ausſchütteten; überhaupt alle Arten der ſchändlichſten Ausſchweifungen und ſchamloſeſten Niederträchtigkeiten gegen Prieſter und Kirchen verübten." — — —

Ein anderer gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ſchildert die damalige Lage der Prieſterſchaft mit dieſen Worten: „Die Geiſtlichen, die nun dem öffentlichen Geſpötte ausgeſetzt ſind, müſſen, wo ſie immer hingehen, entweder das Geſchrei der Hohnſprechenden, oder die Finger derer, die auf ſie deuten, oder die Ohrfeigen derer, die auf ſie zuſchlagen,

aus-

ausstehen. Einige, die von ihren Seelsorgerämtern gewaltsam verdrängt worden, irren nun in Armuth und Dürftigkeit herum, da sie sich schämen, sich unter denen aufzuhalten, unter welchen sie nur erst angesehen waren. Andere, die man sogar (schrecklicher Gedanke!!!) an „**den Gliedern gestümmelt**" hatte, tragen aller Orten das Zeugniß „der Billigkeit so weiser Sittenverbesserer" mit sich herum. . . .! Wiederum andere, die man lange gequält, und wohl gar getödtet hat, rufen nun bei dem gerechten, allmächtigen Gott um Rache ihres Blutes. Endlich andere, die man nicht durch liebreiche und geistliche Ermahnungen; sondern *mit* Gewaltsamkeit von ihrem Leben abgebracht, kehren nun mit doppelter Gefahr zu demselben zurück. Die Laien aber, die man als Werkzeuge zur Vollstreckung dieses Höllengesetzes gebraucht hat, unterstehen sich, alles zu thun, was schnurgerade dem Christenthum zuwider ist. Sie halten es für gottesfürchtig, den Gottesdienst zu verachten, ihre Kinder nicht taufen zu lassen, und selbst ohne Beicht und Kommunion dahinzusterben. Zur Nachlassung ihrer Sünden, glauben sie, wäre genug, wenn sie das ihnen anvertraute Satansgeschäft, gegen ihre Seelenhirten zu wüthen, tapfer erfüllten." — ! — ! —

Bauer.

Bauer. Ach Gott! barmherziger Gott! welch' entsetzliche, schauererregende Greuelszenen sind das nicht? —! — Aber um des gerechten Himmels willen! was konnte doch den Pabst Gregor zu so einer schreckensvollen Tirannei bewegen?

Pfarrer, Ihr werdet euch, meine Freunde! doch noch erinnern, daß Gregor VII. den Grundsatz aufstellte: daß jeder Geistlicher, er möge was immer für einen Karakter und eine Würde haben und begleiten, ohne Rücksicht und Ausnahme, dem römischen Pabst allein und ausschliessend verantwortlich und unterworfen seyn müsse. Dadurch ward denn der erste Grundstein zur päbstlichen Monarchie — zum Staat im Staate gelegt. Damit nun aber dieser römisch-kirchliche Staat nicht blos unerschütterliche Festigkeit erhielte; sondern zugleich auch eine unbegrenzte Universalherrschaft über alle weltliche Staaten allgemach gewänne: so war es eben darum auch durchaus nothwendig, daß zuvörderst die höhere und niedere Geistlichkeit von einem was immer für betreffenden weltlichen Machthaber, in jedem Betrachte, als ganz unabhängig erklärt werde. Hierzu war es nun aber auch wiederum ein unumgängliches Erforderniß, daß die Geistlichen — je einzeln und insgesamt — allererst, um mich so auszudrücken, durch einen wohlkalkulirten Machtstreich mußten **entstaatsbürgert**, und sonach nur allein für die einmal projektirte und festgesetzte Universal-

falkirchenmonarchie empfänglich und tüchtig gemacht werden: und das konnte schlechthin nur bezwecket werden durch einen allgemeinen und unbedingten Zölibat. Denn ein geheuratheter Priester ist und bleibt nur mittelst ehelicher Verhältnisse seinem betreffenden Landesfürsten ergeben und treu; ja! nur ein Ehekontrakt macht ihn zum eigentlichen Staatsbürger — oder Staatsdiener. Schon der römische Bischof Sirizius war mit solch' einem weitumfassenden Staatsblicke begabt, es durchzuschauen, daß eine unbedingte Anhänglichkeit eines beweibten Priesters an den römisch-bischöflichen Hof nicht allein stets schwankend und zweifelhaft sey; sondern daß man sich auf selbige *nie* ganz würde verlassen können: daher er der **Erste** den Zölibatseinfall aufgriff.

Diesen nun einmal schon vom Sirizius ausgeheckten Plan behielten alle folgende römische Bischöfe — meinetwegen Päbste, im unverwandten Augenmerke, ohne jedoch so ganz nach Wunsch damit auszulangen. Nur der zügellosen Herrschersuth eines Gregors VII. war es vorbehalten, die römische Universalkirchenmonarchie so fest und unbezwingbar auf den Zölibatsplan zu gründen, daß die nachfolgenden Päbste diesen, von ihrem großen Patriarchen angebahnten Fußstapfen nur getreulich nachtreten durften; was sie auch in der That nie auſſer Acht ließen.

Bei

Bei Gelegenheit der großen Reformations-Epoche Luthers wollt' es zwar wirklich das Ansehen gewinnen; besonders da selbst der rühmenswürdigste Kaiser Ferdinand I., im Verein mit mehrern katholischen Fürsten und auch Bischöfen, so nachdrucksam sich dafür verwendeten, als könnte endlich doch dieses römische Zölibats-Ungeheuer scheitern gehen; vor welcher Gefahr es aber der Pabst mittelst des Konziliums von Trient noch glücklich rettete — durch folgenden, damals noch stets hoch ästimirten Machtausspruch: „Wer sich da würde beigehen lassen, zu sagen; der Ehestand wäre dem jungfräulichen Stande, oder dem Zölibat vorzuziehen; oder: daß es nicht besser und seliger wäre, im jungfräulichen oder ehelosen Stande zu verbleiben, als sich zu verehelichen, der sey — **verflucht.**" — „*Anathema sit.!!!*"

Dem höchst verwunderlichen Zufalle nun, *) daß von diesem Konzilium der Zölibat in seiner gan-

*) Die ältern Bischöfe waren auf jenem Konzilium fast durchgängig gegen den Zölibat gestimmt; nur aber die menschenfeindlichen Lojolitenkniffe, und eine gewisse elende Zölibats-Raffinerie der jüngern Bischöfe sprachen dafur, und führten diesen fatalen Zufall herbei. — — Doch ich mag, aus gewissen Beruckfichtigungen, den eigentlich treffenden Punkt der schmutzigen Unsittlichkeiten bei manchen Zölibatär lieber gar nicht berühren. Wem übrigens in dieser Hinsicht daran liegt, und jedem soll

ganzen unmenschlichen Vollkommenheit neuerdings, und zwar mit einem heiligen Fluche bestättiget ward, haben es noch bis auf den heutigen Tag alle katholische Regenten zu verdanken, daß ihre Staaten von der römischen Hierarchie (kirchlichen Obergewalt!) auf's kunstreichste durchmengt (melirt!) sind, und man die Grenzlinie zwischen einem weltlichen und dem päbstlich-geistlichen Staate noch immer kaum recht zu bestimmen und genau anzugeben weiß; also zwar, daß einem jeweiligen Landesregenten über solche Anstalten und Verordnungen, die dem Zeitgeiste anpassend, der sittlichen Landespolizei und der Wohlfahrt seiner Unterthanen so ganz entsprechend wären, von dem päbstlichen Stuhle und den Römlingen überhaupt, worunter vorzugsweise die Ordinariate und Vikariate mit einbegriffen sind, durch theils geheime, theils offene Kanäle tausend Kollisionen und Hindernisse entgegengesetzt werden. Zur möglichsten Aufrechthaltung des römisch-kirchlichen Universalstaates in den Staaten katholischer Regenten, haben die Päbste eine mächtige und allenthalben rüstige Armee nicht nur am gesammten Mönchthum; sondern auch stetsfort ein nicht unbeträchtliches Hilfs-

korps

---

soll daran liegen, der lese nach, was Hr. Professor Salat in seiner neuern Schrift: „Ueber den Geist der Verbesserung ꝛc. in Betreffe der Zölibatsfolgen von Seite 398 bis 416 eben so schön, als treffend und bündig sagt.

korps an den mehrsten Weltgeistlichen. — Ein für alle Male: ein Zölibatär — ein geistlicher Hagestolz — wird durch alle Generationen, sollt' er auch seine Bildung auf einer der bewährtesten Universitäten, und in einer allerunbefangensten, vorurtheilfreiesten geistlichen Pflanzschule mit dem besten Willen, und mit dem empfänglichsten Herzen zur Zeit sich eingeholt und angeeignet haben, doch nie zum wahren Staatsbürger — meinethalben Staatsdiener sich ganz eigenschaften und dressiren lassen; er ist und bleibt (als Zölibatär! oder Zölibatsritter!) mitten im Staate immer nur ein isolirtes Glied.

„Wer es fassen kann, der fasse es!"

Anhang
mit
einer Zugabe.

In dem (damals noch Kurpfalzbaier'schen) Wochenblatt von München ward den 5ten und 12ten Juli 1805 ein Aufsatz eingerückt, der zu gegenwärtiger Schrift in ziemlich genauem Verhältnisse steht, und damit fast gleichen Schritt hält. Darum sey er auch hierbei angehängt; weil er aus eben erwähntem Grunde nach einem Paar Jahren doch immer wieder lesenswerth ist, und neuerdings und auch anderweitig in's Gedächtniß zurückgebracht zu werden verdient. — Das Motto zu diesem Aufsatz heißt:

„Neues Etwas
über Kapuzinaden und Mönchsspuckereien."

„Was man doch auf Reisen nicht alles hören und erfahren kann! Wirklich! es hat seine Richtigkeit: „Wer nicht hinaus kommt, kommt nicht heim."

Neu-

Neulicher Tage mußte ich, einer gewissen Angelegenheit halber, eine kleine Geschäftsreise in Schwaben machen. Ein heranziehendes Donnerwetter nöthigte mich, ehe ich meine ausgesteckte Station erreichen konnte, in einem ziemlich einfachen Landwirthshause, ein wenig seitwärts von der Strasse, anzuhalten. Das Geschick fügte es, daß so eben ein Kapuziner da war, der, aus den Umständen abzunehmen, ein Terminant — vulgo „Bettelherrle" gewesen seyn muß: denn er dankte der Frau Wirthinn mit hunderttausend „Deo gratias" für das erhaltene Almosen. Es ist schon lange, daß ich keinen Kapuziner mehr sah; daß aber diese Gattung Menschen, vornehmlich die Terminanten, in mancher Hinsicht sehr redselig sind, und dabei manches seltsame Räsonnement verführen, das wußte ich vorlängst. Gegenwärtiger Kapuziner nahm sich davon auch gar nicht aus. „Ach, meine liebe Frau Mutter!" fieng der Terminant seine Jeremiade zu der Wirthin an, „es sind jetzt recht böse Zeiten: es ist kein Glauben und keine Religion mehr in der Welt! — Alles, was heilig und hochgeweiht ist, verachtet jetzt ein gewisser gescheid seyn wollender Troß so genannter Aufklärer, die immer nur vom reinen, unverfälschten Christenthum sprechen, und dabei nicht wissen, wessen Geistes Kinder sie sind! Sicher hätte der erzörnte Gott, wegen dieser Religionsunholden, die Welt schon lange recht empfind-

lich gezüchtiget, und vielleicht gar vernichtet, wenn er nicht sein schon gezücktes Rachschwert, wegen euch noch einzig gutkatholischer Landleute, gleichwohl noch zurückhielte. Ja, wäret ihr gutmüthigen Bauersleute nicht, wir arme Kapuziner hätten schon lange erhungern müssen. Hier, liebe Frau Mutter, es fällt mir so par discours gerade noch zur rechten Zeit ein, hier haben Sie für Ihr reichlich empfangenes Almosen ein sehr hochgeweihtes Skapulier; haben Sie's nur recht in Ehren, und setzen Sie Ihr herzliches Vertrauen darein: es ist für viele Anliegenheiten gar gut; besonders in Schwangerschaften. *) Geben Sie ja nur auf die Verächter und Spötter solcher heiligen Dinge nicht Acht, deren es heut zu Tage so viele giebt. Denken Sie doch, Frau Mutter! zehen Millionen Illuminaten, Freidenker und Aufklärer giebt es **); damit mag es aber wohl, denke ich, noch nicht ausgehen: denn wer jetzt nur ein wenig lesen kann, der witzelt schon über die ehrwürdigsten Gegenstände — z. B. über Skapuliere, Amu-

*) Die gutmüthige Wirthin muß vermuthlich schwanger gewesen seyn, das ihr der Kapuziner mit seinen frommschielenden Augen sogleich muß abgesehen haben.

**) Es muß wohl wahr seyn, da ein gewisser Kapuziner, als Sonntagsprediger in einem vorderösterreichschen Landstädtchen (W. . . .) dies öffentlich — mit einer besondern Energie, und mit seltsamen Zusätzen auf die Säkularisation, von der Kanzel auf die deswegen erstaunten Zuhörer herunter predigte.

Amulete, Ablaßpfenninge, Hexenrauch, Lukaszettel, Teufelskoth und dergleichen noch mehrere hochgeweihte Sachen. In Baiern sieht es damit ganz besonders arg aus; da steckt gar alles voll von Illuminaten, Freidenkern und Aufklärern; es ist gerade, als wenn dort der Leibhafte — ✝ — Gott sey bei uns! — am Regiment säße. Nicht genug, daß man uns arme Kapuziner, die wir doch noch die Stütze der alten ächtkatholischen Religion waren *), theils daraus vertrieben, theils, wie die Häringe, in einigen wenigen Klöstern (mundtodt!) eingepöckelt hat; so will man jetzt dort sogar um das Benediziren und Exorziren (Teufelbeschwören) schon gar nichts mehr wissen und hören. Kurz, in Baiern arbeitet alles darauf los, den altkatholischen Glauben gänzlich zu untergraben. Es sieht da jetzt viel schlimmer aus, als es bei uns in Oestereich — dort bei Josephs Zeiten war. Aber so geht's, in der Freidenkerei und Aufklärerei will es immer einer besser können, als der andere. Die saubern Räthe, Professoren und Helfershelfer haben ja doch alle ihre satanischen Neuerungen und Religionsfegereien ohnehin nur vom

*) Als das Kapuzinerkloster zu Neumark in der obern Pfalz aufgehoben, und diese Kuttenpatres anderswohin transportirt wurden, schloß dortiger Sonntagsprediger seine Abschiedspredigt mit der kraftvollen Deklamation an seine Zuhörer: „Wir wandern aus, und wollte Gott! die Religion nicht auch mit uns!!!

Anmerkung des Verfassers gegenwärtiger Schrift.

vom freidenkerischen Kaiser Joseph — Gott hab' ihn selig! abgespickt. Doch der zwar langmüthige Gott läßt gleichwohl mit sich und seiner heiligsten Religion keinen zu langen Spaß verführen. Erst verhängte es der gerechteste Gott, daß durch die beleidigte und erzörnte Geistlichkeit — durch den gewesenen hochwürdigsten Erzbischof von Mecheln, und die gut katholischen Religiosen — eine fürchterliche Rebellion der Niederländer wider ihn ausbrach; und dann gar der gänzliche Abfall der Niederländer erfolgte. Schon fieng die Flamme des Aufruhrs und der Empörung auch in seinen übrigen Erbstaaten mächtig aufzulodern an. Endlich machte der erzörnte Gott mit einem Male einen gewaltigen Strich in Kaiser Josephs Neuerungs- und Aufklärungssucht, da er ihn, mitten in seinen besten Jahren, aus dieser Welt in die andere abforderte. Indessen ist es gleichwohl nur gut, daß Kaiser Joseph nicht mehr bei Leben ist. Sicher hätte man mit ihm Kameradschaft gemacht; und da hätten dann die Antichristen mit vereinten Kräften die altkatholische Religion gewiß vollends unter und über sich gekehrt. — Aber nur Geduld! diese Antichristen werden einst dort im Thale Josaphat ihren Platz und Lohn schon angewiesen bekommen!"

Nun konnte ich's unmöglich länger mehr aushalten. — Hören Sie, Herr Pater! redete ich den Kapuziner an, sind Sie endlich einmal mit

Ih-

Ihrem elenden, lästerlichen, gottesvergessenen Gewäsche zu Ende? — Sagen Sie mir doch, welchen Sinn unterlegen Sie der Benennung „Illuminat — Aufklärer" — „Benennung?" — erwiederte der Terminant — „Sinn unterlegen?" — Das verstehe ich nicht; das ist mir viel zu hochdeutsch!" „Ich merke wohl, Sie, mein Herr, sind ein Baier — und also auch ein Illuminat — ein Aufklärer et cetera. — Und mit solchen gefährlichen Herren kann ich mich — gemäß meinem heiligen Stande — in keinen Diskurs einlassen, somit adieu!" — Und fort bei der Thüre hinaus war der Kapuziner. Da stand ich. — Auf einmal höre ich hinter mir laut lachen; und, wie ich mich umwende, kommt aus dem kleinen Verschlage der Gaststube einer meiner alten Universitätsfreunde mir entgegen, der sein Wohlbehagen über den Auftritt zwischen mir und dem Terminanten nicht bergen konnte, und aufs Neue in ein lautes Lachen ausbrach, das mich beinahe geärgert hätte. — Nun, mein Freund! unterbrach ich ihn, sagen Sie mir doch, ist dieser Kapuziner etwa gar so dumm, oder vielleicht nur so boshaft? Darüber kann ich Ihnen zur Antwort dienen, sagte er, daß er beides zugleich in vollem Sinne des Wortes ist; dabei ist er aber auch als ein gewaltiger Exorzist in der ganzen Gegend bekannt und gesucht. Zur Probe aus vielen nur Ein- und Anderes.

Bei einem Bürger und Bäcker in W . . . ferkelte eine Schweinmutter. Die Jungen wollten nicht gedeihen. Da mußten denn die armen Thierchen verhext seyn. Sohin nimmt man seine Zuflucht und sein Vertrauen zum Pater P . . . , mit dem Sie so eben gesprochen haben. Dieser kommt; murmelt seinen Schnick = Schnack über den Bart herunter; macht seine Grimassen und Manipulationen, und schlägt ein Kreuz — ✝ — über das andere. Er hatte seine Sache gewiß recht kräftig gemacht; gleichwohl kränkelten die Schweinchen nach wie vor: ein und anderes gieng wohl auch darauf. — Was Raths nun! — Man hohlt den Hexenmeister noch einmal. Er war jetzt voll heiligen Aergers, daß auf seine neuliche Beschwörung, und auf sein so ernstliches Geheiß das böse Malefizgespuck nicht alsogleich aus den Ferkeln gefahren war. Nun aber geht er diesem verfluchten Unholdengeschmeiße mit einem ganz anderen Ernst und Nachdruck zu Leibe. Mit wirklichem Feuer = Eifer beginnt er sein Werk! — Und was glauben Sie wohl, daß er that? Sehen Sie! er läßt sich ein kränkelndes Schweinchen geben, welches er jetzt an einem eigens dazu bereiteten Feuer — lebendig brät und verbrennet, während er seine Hokus = Pokus vorbringt, mit dem wörtlichen Beifügen: „Es werde nun eine Person kommen, und etwas hohlen; diese sey es, die das Böse an den Schweinchen gemacht habe." — Zufälli-

ger

ger Weise kommt während der Verbrennungs-Exekution eine Nachbarin, und begehrt um ein Paar Kreuzer Brod. Und diese Person mußte nun in den Augen der Bäckersleute lange Zeit als eine Hexe passiren! — Was sagen Sie, mein Freund, zu dieser wirklich geschehenen Thatsache? — Was soll ich sagen! Allmächtiger Gott! ist es denn möglich, daß dieses Mönchsgesindel noch solche entsetzliche Greuelthaten vor der Welt Augen ungestört (!) verüben darf? Und diese frömmelnden Schurken nennen sich Eiferer und Stützen der Religion und des ächten Christenthums! Sie, diese vollendeten Heiden und Molochsdiener, oder wie ihr Kapuzen- und Mönchsgott immer heißen mag!

Noch eine andere Geschichte, versetzte mein Freund, die mit der obigen eine ziemliche Aehnlichkeit hat, muß ich Ihnen mittheilen.

In Gr . . . , nur eine kleine Viertelstunde von W . . . , hielt sich erst voriges Jahr längere Zeit, wie es das Metier dieser Leute fordert, ein Salpetersieder auf. Er hatte einmal das fatale Geschick, daß ihm einige Sude fast ganz mislangen, das mir sehr natürlich und begreiflich ist. Man weiß, daß auf dergleichen Geschäfte die Witterung und manche andere Zufälligkeiten einen nicht geringen Einfluß haben. Wäre auch nichts von alle dem, so finde ich nichts desto weniger das Mislingen bei solchen Unternehmungen noch im-

mer sehr einfach und natürlich. Man erinnere sich nur, daß Salpetergraber durch ihre manchmal so schadhafte Durchwühlung der Keller, Kammern und Häuser oft nicht unverdiente Feindschaften sich zuziehen. Wie leicht ist es also möglich, daß so ein Beleidigter den schnöden Einfall hatte, dem dortigen Salpetermacher in seine Geschirre etwas **Gewisses** (!) hineinzuspielen, wodurch demselben das Aussieden des Salpeters auf längere Zeit unmöglich gemacht ward; und wo man dann in solchen Fällen die Gefässe und Geschirre säubern und vom Grunde aus reinigen, oder gar neue herbeischaffen muß, das manchem Bierbrauer schon begegnete. Doch der große Haufen ist einmal schon so genaturt, daß, wenn ihm etwas Widriges zustößt, gleich der Schwarze und sein vermeintlicher Anhang mit im Spiele seyn muß. Dies war auch der Fall bei unserm Salpetersieder. Auf sein Gesuch kommt der schon erwähnte Pater P . . . , und beginnt sein Beschwörungswerk auf folgende Art. Von dem nächstanliegenden Hause läßt er eine Pflugscharre herbei bringen, die er — unter Segenssprüchen und dem ihm eigenen Gaukelspiele, glühend heiß macht, und dann im Salpeterwasser wieder abkühlt, mit dem Anfügen: „Wer ihm (dem Salpetersieder) diesen bösen Malefizstreich gespielt habe, der werde nun eine gebrannte Hand haben." — Zum Glücke sahen die

die Salpeterleute Niemanden, der eine verbundene Hand herumtrug. — Nicht wahr, Freund! das sind recht hübsche Sächelchen? — — Himmel! das sind gräßliche Auftritte! Für solche entsetzlichen Schurkenstreiche finde ich keinen Ausdruck! Wer, mein Freund! sollte eine Regierung nicht laut und öffentlich preisen, die diesem unnatürlichen, sitten- und religionsverderblichen Mönchsgespucke in ihren Staaten mit einem Male ein Ende gemacht hat!

Wie! mit cinem Male ein Ende gemacht? versetzte mir mein Freund. Da könnten Sie sich irren. Es geht damit noch gar nicht überall so rein her, als Sie sich vielleicht vielleicht vorstellen mögen. Zum Belege aus gar vielen nur gleich auch ein Paar Geschichten.

Im Bezirke R . . . liegt ein einzelner Meierhof. Ein Mädchen von 18 Jahren heurathete den dortigen Beständner, einen Mann, der bereits 40 auf dem Rücken hatte, und auch sonst durch sein Aeußeres sich gar nicht sehr empfiehlt. Dergleichen Heurathen sind, wie Sie wissen, unter denen, die sich gern Distinguirte oder Große heissen lassen, bekannt unter dem Namen „Konvenienzheurathen" — wobei denn, leider! nicht selten eine fatale Diskonvenienz herauskommt. Das war, zum Theile, auch der Fall bei dieser Mariage. — Auf Zudringlichkeit, und durch mächtigen Einfluß der Eltern entschloß sich das unschuldige, ganz unerfahrne

ne Schlachtopfer zu dieser Heurath. Gar nicht lange — Mismuth und ein bedenkliches Kränkeln stellten sich ein; wobei sich allmählig immer mehr bedeutende krämpfigte Zufälle, unter dem Nahmen „Hysterien" bekannt, äußerten. Man suchte, wie es die gewöhnliche Pöbelsitte mit sich bringt, allererst beim Meisters-Gesindel Hilfe. (Diese Gegend zählt vorzüglich zwei solche gefährliche Geschöpfe — eine Hebamme, und eine Abdeckerin.) — Bald stellten sich Gefahr drohende Zufälle — ein Blutfluß ein. Jetzt ward endlich ein rechtlicher Arzt aus der Nachbarschaft herbeigerufen, wescher der Krankheit mit angemessenen Arzneimitteln entgegen arbeitete. In kurzer Zeit war die Gefahr gehoben. Die Kranke konnte wieder ausser Bette seyn, und ihrer häuslichen Besorgung vorstehen. Nur blieben das dem Arzte unbesiegbare Misvergnügen (eine Folge der Konvenienzheurath! —) und die mit demselben, heute mehr, morgen weniger, und so wechselweise verbundenen Zufälle zurück. Glücklicher Dinge erinnert man sich an unsern schon eröfterten Pater P . . . , der bei dergleichen Weiberumständen schon mächtige Wunderkuren geliefert haben soll. Sie müssen wissen, mein Freund, daß dieser allgewaltige Exorzist immer einen beträchtlichen, von ihm selbst sehr hochgeweihten Vorrath Redlinger Pillen hat, und auch stets davon bei sich trägt, die er den Leuten, besonders in gewissen Krankheiten

ten der Weiber und Mädchen, austheilt, und mit einer gar frommen Ueberredungsmanier einzuschwätzen weiß. Dieser außerordentliche und rühmlichst bekannte Kapuziner muß nun auch an dieser jungen Bäuerin sein Probestück machen. Nebst seinen frappanten Gestikulationen und frömmelnden Ziereien spart er weder Kreuzschlagen (☩) noch Weihwasser. Und der Erfolg davon? — Doch sicher plötzliche Besserung der Krankheitszufälle! — Behüte der Himmel! Das arme Weibchen blieb, nach wie vor, misvergnügt und also kränkelnd. Sofort muß der Hexenpater nochmals herbei. Und, was der Arzt nicht fand, findet endlich jetzt der geistliche Quacksalber — die eigentliche Krankheitsursache. Und wo meinen Sie wohl, daß sie steckte? Sehen Sie! in dem von der Mutter ganz neu ausgefertigten Hochzeitbette — und zwar gerade im Kopfkissen, hatte sie sich eingenistet. — — Sie staunen? — Es ist nun so! — Seine Hochwürden eröffneten das Kopfkissen; und da findet sich ein Knolle von Haaren, Bündeln, Lumpen und dergleichen wichtigen, von heiliger Armuth zeugenden Ingredienzen, die der frömmelnde Schurke sehr zuverläßig aus seinem weiten Kuttenärmel, gleich den Taschenspielern, durch eine geschickte Manipulation in das Kopfkissen hinein - und zugleich wieder herauspraktizirte. Genug! Diese saubern Sächelchen wurden nun vom glücklichen Hexenpater, unter

Segenssprechungen und magischen Formeln feierlich verbrannt — und zwar unter einem wahren Höllengestanke. Somit offenbarte sich, sehr natürlich, das Hexen- und Teufelsgeschmeiß den Anwesenden durch alle Sinne.

Nach ungefähr 10 bis 12 Tagen traf der Mann der Kranken den Arzt, und erzählte ihm das so eben Angeführte, mit dem Beifügen, daß nun der Grund des Kränkelns bei seiner Bäuerin entdeckt sey. Nur meinte er, daß nach der Anwendung der geistlichen Mittel jetzt erst der Gebrauch der weltlichen ihre Wirkung thun könnte; er bittet also um fernere ärztliche Verordnungen. Bei dem, was vorgegangen, habe er ja, auffer unbedeutenden Bestreitungen, keine weiteren Unkosten gehabt, als — einen 8 Pfund schweren Butterwecken für das Kloster. Was ihm noch bei der ganzen Auffäre besonders merkwürdig vorkomme, sey, daß sich das **Nemliche** $\frac{1}{2}$ Jahr früher bei seines Weibes Schwester zugetragen habe. — Der Arzt, um die Hilfe durch unzeitige Einwürfe nicht zu hindern, schwieg zum ganzen Vorfalle aus Klugheit, verordnete Arznei, und die Kranke besserte sich stets merklich. Nach und nach ward die natürliche Ursache der Kränklichkeit vollends gehoben — durch die Zeit; um so mehr, da nach Frist einiger Monathe eine wesentliche Veränderung in der Familie eintrat. — Das junge Weibchen ward Mutter.

In

In Bub . . . erkrankte ein junger Mensch von 24 Jahren. Schinderhilfe war vergebens. Man nahm seine Zuflucht zu einem alten Benefiziaten in einem nächstanliegenden (Weiland!) Reichsgebiete, der ebenfalls in einem nicht ganz unbedeutenden Rufe eines Teufelsbeschwörers und Hexenbezwingers steht, und der durch solch' ein blendendes Gaukelspiel die Leute, recht nach Kapuzinermethode, zu prellen, und anbei sein — freilich ziemliches ärmliches Benefiz (wenigstens ad dies vitæ) zu melioriren trachtet. Er versuchte alles Mögliche nach seiner Art — ohne Erfolg. Jetzt wendet man sich an unsern allgewaltigen Pater P . . . Nachdem er den Kranken in Augenschein genommen, und die zeitherige Behandlungsart sich hatte erzählen lassen, äußerte er über die Manövers und Manipulationen seines Vorgängers nicht unmerklich seine Unzufriedenheit. (Wo sich doch der Brodneid nicht überall einmischet! —) Er entwirft also gegen den Krankheitsteufel einen ganz andern Operationsplan. Er versucht ein richtig kalkulirtes Stratagem: er giebt sich das Ansehen, als wolle er die Bestie von Satan en fronte angreifen; aber auf einmal macht er eine Schwenkung, geht im Sturmmarsche dem Feinde rückwärts auf den Leib, und — giebt, nach Vollendung seines martialischen Hokus-Pokus, dem Patienten, der sehr an Verstopfung litt, eine tüchtige Portion von seinen benedizirten

Red-

Redlinger Pillen. Diese wirkten: der Kranke bekam Oeffnung. — Die Verwandten des jungen Menschen schossen schon Viktoria! Da sieht man's halt handgreiflich, sagten sie, daß die armen Kapuziner doch immer weit mehr können, als ein Weltgeistlicher — obiger alter Benefiziat. Indessen war gleichwohl ihre Freude von sehr kurzer Dauer. Es stellten sich nicht nur gleich wieder heftige Konstipationen ein; sondern der ganze Krankheitszustand verschlimmerte sich zusehends täglich mehr. Endlich nach einem Paar Monathen erst wurde ein benachbarter Arzt gerufen, welcher die Krankheit als eine Wurmkrankheit erkannte. Er suchte die betrogenen Leute von der Richtigkeit ihrer durch erwähnte zwei Exorzisten, gehofften Hilfe zu überführen: nur sollte man seinen Vorschriften pünktlich nachkommen. Aber, o hätte der Arzt doch auch diesmal wieder geschwiegen! Denn die Leute hiengen ein für alle Male zu sehr an dem Benediktions- und Teufelsglauben, als daß er sich hätte versprechen können, in der Kur gehörig anzuhalten. Die Folge war; die Leute verloren das Zutrauen zu dem unchristlichen Arzt; sie liessen die verordneten Arzneien nicht verfertigen, und nahmen keinen fernern wohlmeinenden Rath mehr an.

Weil nun aber doch der bewußte Kapuziner das Hexen- und Malefizabenteuer so schlecht bestanden hatte, übergiengen sie ihn jezt, und wandten sich

an

an eine aufgelöste; und gleichwohl im Exorzis'm noch immer weit und breit bekannte und berühmte Reichsprälatur. (Fl**.) Man weiß, daß dort von jeher ein ordentlicher Hexen- und Malefizpater ex Professo et ex Officio — aufgestellt war. Dieser machte also seine Manövers, theilte seine **hochgeweihten** Arzneien mit, die auffer Laxiermitteln auch nebenher gewöhnlich aus Chinapulver, krampfstillenden Mitteln, geweihten Oehlen, und weiß der Henker, aus welchem hochgeweihten Plunder noch, bestehen. Wohlan! der schöne Erfolg von alle dem war: nach einem halben Jahre erblindete der junge Mensch. — Voriges Jahr spät hinaus geschah dies!!

Freund! über dergleichen Exorzistenstreiche und Abdecker-Pfuschereien, die nicht nur anderswo, sondern ziemlich häufig, wenigstens bei uns draussen (in Schwaben!) geliefert werden, könnte ich Ihnen noch Vieles anführen. Vielleicht aber heilt noch die Zeit manches krebsartige Geschwür — das jeder Freund der guten Sache, und jeder rechtschaffene Patriot Baierns von Herzen und recht sehnlich wünscht. (Auch der unbefangene Ausländer vereinigt damit seine Wünsche! —) Indeß möchten Sie mich vielleicht fragen: Woher denn so manches widrig Abstehende rühre, und wie ihm am besten und zweckmäßigsten zu begegnen wäre? Hierüber, mein Freund! erwiedere ich Ihnen mit kurzen Worten nur so viel: Wäre ich Machtha-

ber, ich würde „eine permanente General-Publizitäts-Kommision“ von geschickten, erfahrnen und sachkundigen, und in jeder Rücksicht unpartheiischen und unbestechbaren Männern niedersetzen, die über ihr Thun nur allein mir responsabel wären. — Ich bin fertig! — Ich verstand meinen Freund sehr wohl. Wir schieden.

Nachtrag — als eine Verwahrung.

Damit wegen der Anonymität des Einsenders dieses Aufsatzes auf einen oder den andern rechtlichen Mann, der in einem öffentlichen Berufskreise steht, vor der Hand kein nachtheiliger Verdacht möge geworfen werden; so wird hiermit bei Ehre versichert, daß der Verfasser des Gegenwärtigen weder in W . . . , noch sonst in jener Gegend seinen Aufenthalt hat. Wie er übrigens zur Kenntniß obiger Schurkenstreiche kam, darüber ist er zur Zeit Niemanden eine Responsabilität schuldig. Sollte aber dort ein Kapuziner- und überhaupt ein Mönchs-Patron und Protektor sich finden und aufwerfen, der die Aechtheit obiger Erzählungen nicht nur allein in Zweifel ziehen; sondern das Ganze lieber als ein boshaftes Pasquill verschreien möchte, einem solchen wird hiermit vorläufig entgegnet, daß der Verfasser für die Wahrheit seines Aufsatzes garantirt, und — nöthigen Falles, über dergleichen abscheuliche Kapuzinaden und Mönchsunwesen überhaupt, mit Belegen die ge-

gehörigen Beweise darlegen kann — zugleich aber auch mit noch mehrern solchen Geschichtlein aufwarten wird. — Der Nutzen der Bekanntmachung solcher schändlichen Auftritte springt einem jeden, der nicht an einem unheilbaren Staare leidet, von selbst in die Augen."

„Der Verfasser und Einsender."

Bis hierher der Aufsatz im Münchner Wochenblatt. Und nun auch noch

Eine Zugabe.

Jener Pater P. . . , von dem im voranstehenden Aufsatze die mehrste Rede ist, ward ungefähr im Juli 1805 ganz auf's Krankenlager hingestreckt — von der Madame Hektik, die ihm schon lange etwas unfreundlich zugesetzt hatte, und die ihm endlich nach etlichen Monathen den letzten Gnadenstoß versetzte. Gl ichwohl gieng sowohl während der Krankheit, als auch nach dem Ausgeisten desselben, das Austheilen von geweihtem Rauch, Pulver, benedizirten Redlinger Pillen u. w. seinen alten Gang fort. Uebrigens muß für's eigentlich gehaltvolle Benedizíren und Exorziren nicht jeder solcher Kuttenpfaffen geeigenschaftet seyn, oder mit gehöriger Machtvollkommenheit ausgerüstet werden können. Nachstehendes mag hierüber den Ausspruch thun.

An dem herkommlichen großen Konkurse, bei Gelegenheit eines jedesmal gen Portiunkula = Ablasses, beichtete aus der Nachba schaft bei den Ka-

puzinern in W . . . ein junger Mensch von 15 Jahren, und ward nicht absolvirt — und zwar wegen eines gefluchten Sakraments. *) Uebrigens hatte er von Jedermann das Zeugniß eines untadelhaften Verhaltens. Daß dieser junge Mensch mit einer boshaften, am allerwenigsten mit einer lasterhaften Lebensart weder bekannt, noch minder vertraut müsse gewesen seyn, ist wohl nach aller Psichologie schon aus dem klar, daß er jetzt über der abgeschlagenen Absolution ein vollkommener Narr — ein Wahnsinniger ward. — Auf Ersuchen wendet der benachbarte Herr Doktor F . . ärztliche Vorkehrungen an. Allein die betrübten Eltern waren damit noch gar nicht begnügt; sondern vermeinten, trotz des Abredens des Doktors, ihr unglückliches Kind durch lauter Benediktionen und

*) Wer hierein Zweifel oder Miskredit setzt, der muß nicht wissen, daß von dortigen Kapuzinern, vornehmlich von einem sichern Pater H., dem im obiger vorletzten Note erwähnten Sonntagsprediger in Betreffe der 10 Millionen Illuminaten u. w.; die Mannspersonen schon vielfältig (ausser es war ein freigebiger Burger und Bauer) wegen eines und des andern im Rasche gefluchten Sakraments unabsolvirt fortgeschickt wurden, welche dann erst in der Stadtpfarrkirche von einem Weltgeistlichen sich deswegen absolviren ließen. Hingegen weiß man kaum ein Beispiel, daß eine Person vom schönen Geschlechte ohne Absolution wäre abgefertiget worden. Im Gegentheil mochte sich mit diesem ein- und anderer solcher Kapuzenwichte im Beichtstuhle ziemlich gern divertirt und — gefratschelt haben: denn der schon erösterte Pater P . . . ließ längere Zeit nur allein Frauenamen vor seinen Beichtstuhl; jedes Mannsbild aber wurde, wenn es sich dahin auch nähern wollte, ohne weiters, und manchmal mit dem derben Ausdrucke: „Ich brauche keine solche Lümmel," abgewiesen; was selbst einem und dem andern Bürger zu W . . . widerfuhr. Man beschwerte sich deshalb beim Pater Quartian, von dem sodann der Pater Peter — sub Obedientia — den Auftrag erhielt, nicht nur blos Weibsbilder, sondern auch wieder Mannspersonen Beicht zu hören. — — Probatum est!!!

und Exorzismen wieder zur Besinnung, und allmähligen Vernunft bringen zu müssen. Der Pater Quardian befaßte sich mit diesem Geschäfte; dadurch nun aber dem jungen Menschen alle Male nur noch heftigere Anfälle von Wahnsinn verursacht wurden. Kein Wunder! Einer Beichtkapuzinade hatte er sein Uebel zu verdanken! wie konnte es also anders kommen, als daß beim Anblicke solch' eines burlesquen Kuttenpfaffens, der mit den gewöhnlichen Exorzisten-Grimmassen seine magische Formeln hermurmelte, des guten Jünglings ohnehin schon zerrüttetes Nervensistem jetzt in nur heftigere Alterationen und Konvulsionen gerathen mußte? — Nach mehrern solchen Benediktionsversuchen, die wirklich das Uebel immer noch vergrößerten, ward endlich vorgegeben: „Der Pater Quardian habe keine Macht über den Bösen; und der Pater P..., der eigentliche Exorzist, könne sich vom Krankenlager gar nicht erheben." Jetzt versuchte des jungen Menschen sein Pfarrer von Wal..., ein Exmönch von R..., seine Exorzirkunst — ohne Erfolg. Da jedoch die Eltern noch soviel vernünftig waren, den Hrn. Doktor nicht abzudanken; sondern dessen ärztlichen Vorschriften möglichst nachachteten; so hatten sie sich des Glückes zu erfreuen, daß ihr Kind nach späterm Verlaufe wieder zum gehörigen Bewußtseyn kam.

In Betreffe des jungen Menschen von 24 Jahren in Bub . . . , den ein Ex = Reichspater der aufgelösten Ex = Reichsprälatur El . . . mit seinen Exorzisten = Quacksalbereien blind kurirt hatte, ist hiermit noch Folgendes nachzutragen.

Dieser Bedaurungswürdige gerieth seit jener Erblindungs = Epoche von einem geistlichen Scharletan zum andern. Endlich nahm sich seiner der Benefiziat zu S . . . bei D . . . , in Verbindung mit seinem Meßner, an. Hier ist zu bemerken: dieser Meßner ist zugleich ein gelernter — Bartscheerer; dem aber, was gewiß viel sagen will, sogar in dem (Weiland!) Reichsort D . . . seine Pfuscherei niedergelegt wurde: ob mit Ernst — oder nur pro forma, kommt hier nicht in Anschlag. Genug! Ermelter Benefiziat und dieser Barbierer nehmen den blinden Menschen auf 14 Tage zu sich nach S . . . in die Kur, mit dem Versprechen, innerhalb dieser kurzen Frist ihn unfehlbar wieder herzustellen. Sofort verwendet der geweihte Quacksalber seine kräftigen Hokus = Pokus; und der profane Bartscheerer bereitet und reicht die saftigsten Purganzen, die aber zuvor alle Male von seinem geistlichen Kollega tüchtig durchbenedizirt wurden. Der herrliche Erfolg hiervon war: der Blinde — blieb stockblind. Nichts desto weniger machten jetzt der Benefiziat und Meßner den Konto, der sich über 30 fl. belief. Natürlich waren die gefoppten Leu-

te nun sehr aufgebracht, und hielten mit der Bezahlung schon auch vorzüglich deswegen zurück, weil der Benefiziat, wie er doch anfangs zugesagt, jene Person, welche den Elenden behext hätte, und die eine Nachbarin seyn soll, nicht herstellte — herbeschwor. Ueber der Nichtbezahlung kam die Sache zur Klage; wie aber hierinfalls die dortige reichsritterliche Sentenze ausfiel, wußte mir mein Korrespondent vom 17. August 1805 nicht zu berichten.

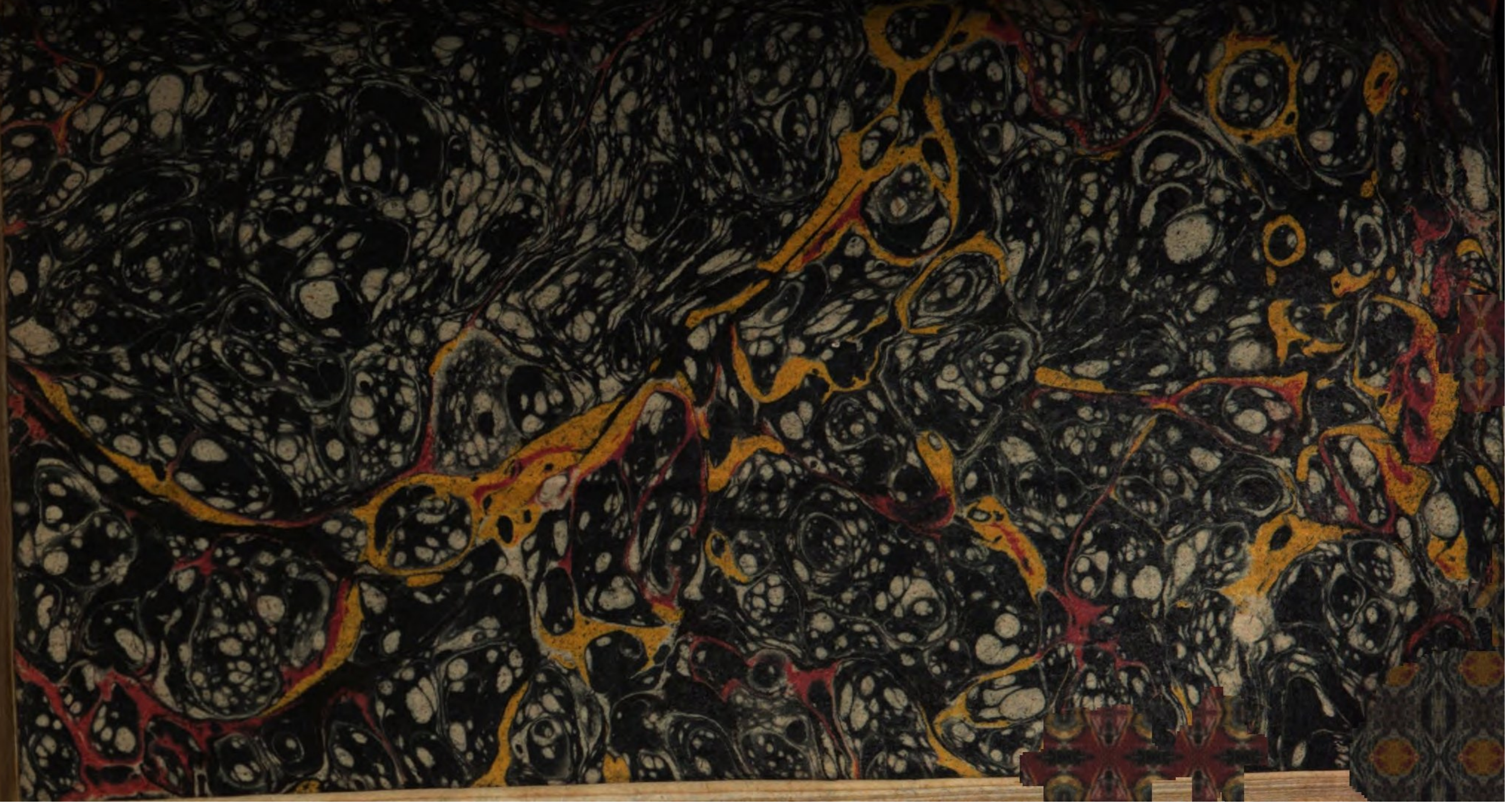
Was so eben im vorausgehenden Aufsatze des Münchner Wochenblats, wie auch in der Zugabe gleichsam nur berührt ist, das ist blos das Erheblichste aus den hundertfälltigsten Mönchs- und Pfaffenspuckereien, die in einem Winkel Schwabens, und zwar in einem Umkreise von etwelchen Stunden, erst binnen kurzer Zeit geliefert wurden; und welche verworfene Quacksalbereien gewöhnlich so geheimnißvoll und erschlichen angestellt werden *), daß der aufmerksamste Beobachter kaum

*) Hier und dort aber auch mit recht auffallender Plumpheit Der Kaplan Sch . . . , damals zu Pf . . . bei W . . . schrieb vor einigen Jahren mehrere hundert so genannte Zachariaszettel zusammen, benedizirte sie, und both sie sodann nicht nur in dortiger weitschichtiger Pfarrei, sondern in der ganzen Nachbarschaft, einen jeden für eine festgesetzte Taxe, allenthalben feil, um nur so Nebenher seiner Lieblingsleidenschaft — der täglichen Betrunkenheit desto ehender auf kurze Frist wieder fröhnen zu können. Er verschleißte seine saubere Waare auch glücklich und ganz. Pfarrer und Dekan wußten wohl um diese elende, schmutzige Spuckerei, und ließen selbige ohne alle Rügung und Ahndung geschehen. — — —

Gewiß! so etwas muß ärgern!!!

kaum das hundertste Mal denselben auf die Spur kommt. — — Nun schließe man daraus auf das „Mehr" oder „Weniger" — auf das „Plus" vel „Minus" in einer ganzen Provinz — in einem gesamten Staate! Welch' ein Resultat? — ! —

Neulich las der Verfasser in einer Rezension der D. D. A. Lit. Z. (XCVI. St. v. 15 Aug. 1806.) über die Schrift: „Ausführliche Erzählung des Verhörs und der Hinrichtung des im J. 1722 der Hexerei beschuldigten Georg Pröls von Pfettrach in Baiern, „daß der Gebrauch" „des Thesaurus Benedictionum" bereits in mehrern Ländern und Diözesen verbothen sey. — Wenn das wirklich so ganz wahr seyn soll; so mag so etwas sicher nur nach dem Buchstabengesetz, nicht aber nach dem Exekutivgesetze zu nehmen seyn. Denn wahrlich! könnte — wollte man in dieser Hinsicht ein „Visum-Repertum" vornehmen, gewiß! man würde bei den mehrsten alten Geistlichen, vorzugsweise bei den neuangestellten Mönchspfarrern so einen „Thesaurus Benedictionum" antreffen.

Doch „*Sapienti pauca!*"
Und also hiermit
„Das *Punctum majus!!!*"

Bayerische Staatsbibliothek München